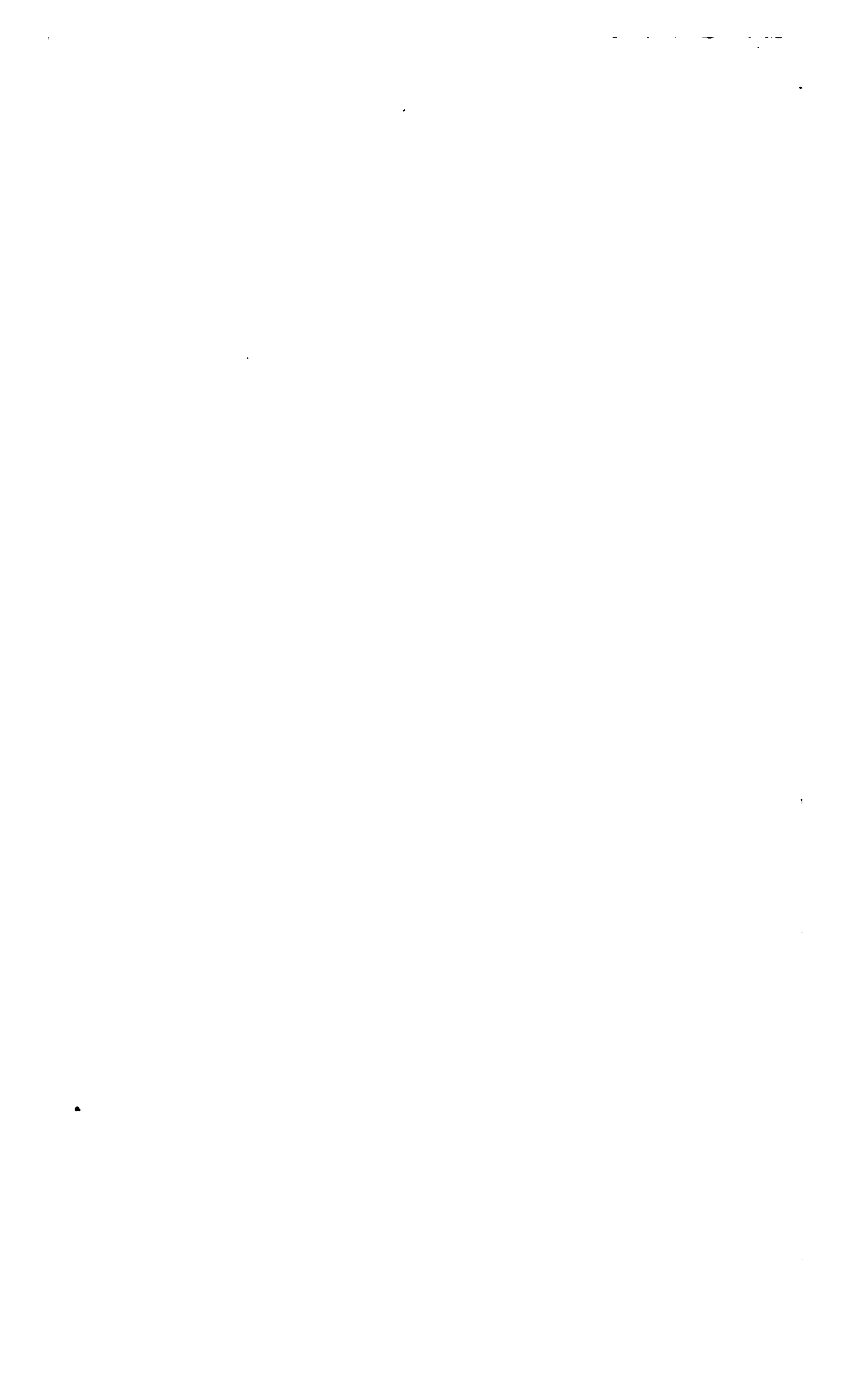






Vorschule

zu der

Iliade und Odyssee

des

Homer.

Ein Handbuch für Schulen,

von

E. L. Cammann,
Rector der Domschule zu Verden.

Leipzig 1829.
In der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung.



Vorrede.

Daß unter den Humanitäts-Studien, welche mit Recht die Grundlage einer gründlichen und vielseitigen Jugendbildung ausmachen, der griechischen Sprache der Platz neben der lateinischen anzuweisen sey, ist in unsern Tagen allgemein anerkannter Grundsatz. Diejenigen, welche das Schul- und Erziehungswesen leiten, und auf die Wahl der Lehrgegenstände auf Gelehrtenschulen Einfluß haben, betreiben die Ausführung dieses Grundsatzes mit Eifer und Sorgfalt. Wohl dem Zeitalter, das diesen Weg der Jugendbildung einschlägt! Reiche Früchte sind der Lohn des Strebens und der Anstrengungen. Der für die Jugendbildung auf diesem Wege zu erreichende Gewinn ist so in die Augen springend, daß es überflüssig seyn würde, hier in eine ausführliche Nachweisung desselben einzugehen.

Dieselbe Uebereinstimmung findet man jetzt in der Ansicht, daß unter allen griechischen Schriftstellern, welche wir jetzt noch besitzen, keiner mehr geeignet sey, die Jugend in das klassische Alterthum einzuführen, als Homer. Welcher

unter allen sollte ihm vorgezogen werden? Welcher ihm nur den Rang streitig machen?

Bei Homer vereinigt sich beides, Inhalt und Einkleidung, auf eine unübertreffbare Weise, damit er als Lesebuch für Knaben, sobald sie überhaupt die nöthige Geistesreife für einen Klassiker des Alterthumes erreicht haben, diene. Das Einfache, Klare und Ungekünstelte in der Darstellung und Gedankenverbindung, welcher wissenschaftliche Theorie und Gelehrsamkeit durchaus fremd sind, sollte glauben lassen, daß diese Epopöien für Knaben gedichtet wären. Die vom Dichter besungene Welt ist aus dem Alter der Kindheit des Menschengeschlechts genommen. Daher ist alles, was zur Anlage, Durchführung und Ausschmückung dieser beiden Gedichte gehört, der Denkweise des jugendlichen Geistes angemessen und verständlich. Der Knabe von reiferen Jahren findet sich in seinen Ansichten, Neigungen, Wünschen, Empfindungen und Gefühlen unter den homerischen Menschen einheimisch, so groß auch übrigens die Verschiedenheit, welche Kultur, Sitte und Lebensweise herbeigeführt haben, seyn mag. Die von Homer geschilderten Menschen sind unverdorbene Söhne der Natur.

Als das älteste Denkmahl der griechischen Literatur bildet Homer die Vorschule für die Kunde des Alterthumes. Bei ihm findet man die ersten Anfänge in Religion, in politischen Verhältnissen, im Kriegswesen, in Künsten, Sitten und in der Lebensweise. Das Studium desselben

giebt die nöthigen Vorkenntnisse für die Geschichte und Alterthumskunde der folgenden Zeit, wo verwickeltere Verhältnisse höhere Kenntnisse, einen umfassenderen Blick und eine geschärftere Beurtheilung voraussetzen.

Doch bei aller Einfachheit bietet Homer eine reichhaltige Fülle und einen unerschöpflichen Vorrath von Begriffen, Vorstellungen und Lebensansichten dar. In ihm findet der Geist auf der höchsten Stufe seiner Ausbildung Unterhaltung, Genuß und Belehrung. Welch einen Schatz von Kenntnissen wird daher nicht der Knabe und Jüngling aus ihm zu sammeln im Stande seyn.

Außer der reichhaltigen Belehrung über das Leben der Vorwelt in Sitten, Gebräuchen und sonstigen Eigenthümlichkeiten gewähret Homer der Jugend eine angenehme Unterhaltung. Das Wunderbare, Seltsame und Abenteuerliche ist auf eine so anschauliche und begreifliche Weise vorgetragen, daß man nicht Dichtung, sondern wahre Geschichte zu lesen glaubt. Nicht leicht wird ein Schriftsteller des Alterthumes das jugendliche Gemüth mehr anziehen als Homer.

Dieselbe Klarheit, welche dem großen Dichter in seinen Vorstellungen, Begriffen und seiner Denkweise eigen ist, ziert auch seine Sprache. Kein Schriftsteller kann sich einfacher, natürlicher und ungekünstelter ausdrücken. Selbst in seinen Abweichungen von der streng grammatischen Wort- und Satzverbindung bleibt Homer verständlich. Er redet die Sprache des kindlichen Alters, welcher es eigen ist, das klar

Gedachte, unbekümmert um die Regeln der Logik, in der Natürlichkeit, wie es sich gerade dem Geiste darbietet, vorzutragen. Nur selten veranlaßt diese Natürlichkeit Dunkelheit in der Sprache.

Es könnte vielleicht scheinen, als ob die Eigenthümlichkeiten des homerischen Dialekts, und besonders die ihm eigenen Wortformen, dem Knaben unübersteigbare Hindernisse in den Weg legten, und daß das Lesen dieses Dichters eine höhere Bildungsstufe voraussetzte. Doch die Erfahrung zeigt, daß die daraus hervorgehenden Schwierigkeiten in kurzer Zeit überwunden werden. Wenn der Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren — für dieses Alter würde Homer zu empfehlen seyn — den gewöhnlichen Cursus der Grammatik durchgemacht, und einige Gewandheit im Uebersetzen erlangt hat, so kann er unbedenklich zu den Werken des Homer fortschreiten. Das Abweichende von der gewöhnlichen Grammatik, wenigstens das Wesentlichste und oft Vorkommende, ist so leicht einzuüben, daß es nicht als Hinderniß genannt zu werden verdient.

Dabei ist freilich nicht in Abrede zu stellen, daß in den Werken des Homer auch manche schwierige Wortformen und Satzverbindungen vorkommen, welche dem Lehrer zu Sprachbemerkungen und Erklärungen für Schüler höherer Einsicht Veranlassung geben. Diese Eigenschaft gereicht den Gedichten jedoch nicht zum Tadel, sondern macht dieselben vielmehr geschickt, dem Schüler eine Reihe von Jahren

lehrreich zu bleiben. Homer ist ein Dichter, den Knaben schon lesen können, der jedoch gleichfalls die Gelehrsamkeit der gründlichsten Sprachforscher in Anspruch nimmt, wenn er ganz verstanden werden soll.

Damit der Schüler zu einem möglichst richtigen Verständnisse des Dichters gelange, muß er angeleitet werden, in den Geist desselben einzudringen, ihn aus sich selbst erklären, beurtheilen und verstehen zu lernen. Für die Lektüre des Homer muß er aber auf eine ganz besondere Weise ausgerüstet werden, damit er diesen großen Schriftsteller des grauesten Alterthumes in seiner wahren Bedeutung auffasse, sich in ihm zurecht finde und mit ihm vertraut werde.

Die Vorstellungen, Ansichten und Begriffe, welche dem Knaben aus seiner Umgebung zugeführt werden, nützen demselben zum Verständnisse des Homer wenig; im Gegentheil, sie können ihn leicht irre führen und auf Abwege leiten. Wer die homerische Dichtung begreifen will, der muß, aus allen Verhältnissen seines Zeitalters heraustretend, ein klares und anschauliches Bild von der vom Dichter besungenen Welt in allen ihren Vorstellungen, Begriffen, Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen im Geiste entwerfen, damit er dasselbe bei Lesung des Dichters stets gegenwärtig habe.

Diese Aufgabe dem Schüler so viel als möglich zu erleichtern, ist der Zweck dieser Vorschule. Sie soll in einem zusammenhängenden Vortrage diejenigen Gegenstände behan-

deln und erklären, deren Kenntniß Jedem, der den Dichter verstehen will, unumgänglich nothwendig ist, ohne jedoch dem Lehrer in den von ihm zu gebenden Erklärungen vorzugreifen, was in ausführlichen, über alles Rechenschaft gebenden Kommentaren zu geschehen pflegt.

Nach dem vom Verfasser entworfenen Plane durfte daher auch das Bekannte nicht übergangen werden. Doch konnte es auch nicht seine Absicht seyn, sich in seinen Erörterungen ganz für die niedere Stufe der ersten Anfänger zu beschränken. Er bestimmte dies Lehrbuch zum Gebrauche für Schüler, welche bei fortschreitender Geistesentwickelung in ihren Studien von dem regen Streben geleitet werden, die Schriftsteller des Alterthumes nicht bloß wörtlich zu übersetzen, sondern sie in ihren Eigenthümlichkeiten aufzufassen und zu verstehen.

Um diese Absicht zu erreichen, ist es nöthig, den Schüler stets zu Gegenständen tieferen Nachdenkens hinüber zu leiten, um ihn so allmählig in das Gebiet höherer Forschungen einzuführen, ohne ihn jedoch durch eigentlich gelehrte Untersuchungen und Auseinandersetzungen zu verwirren. Um das Urtheil desselben zu wecken, und ihn zu selbstständigen Forschungen zu veranlassen und zu ermuntern, hat der Verf. nicht allein fast überall auf die im Homer benutzten Beweisstellen verwiesen, sondern auch hin und wieder andere Schriftsteller angeführt, welche in der Bibliothek eines Schülers in der Regel nicht anzutreffen sind.

Es ist nämlich klar, daß dies Handbuch nicht überall ganz für Anfänger geschrieben werden konnte, wofern es seinen Zweck, gründliches und richtiges Auffassen und Verstehen des Dichters, erreichen sollte. Denn nicht der Knabe, welcher anfängt den Homer zu lesen, kann ihn beurtheilen, verstehen und begreifen, sondern nur der Jüngling, der ihn nach mehrjähriger Lektüre endlich zur Seite legt, um andere Dichter zu lesen. Diesem allein wird dies Handbuch in allen Untersuchungen und Erörterungen verständlich und belehrend werden, namentlich das' im ersten Theile und in dem Kapitel über die Götterlehre Vorgetragene.

Denn zu einer richtigen Beurtheilung der Gesänge des Homer müssen alle Verhältnisse der Zeit ihrer Entstehung hervorgehoben, beleuchtet und ihrem Wesen nach scharf aufgefaßt werden. Daher konnte die in unsern Tagen so vielfach besprochene Streitfrage über die Entstehung und erste Erhaltung der homerischen Epopöien nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Der Verf. hat die Ansichten beider Partheien mit den von ihnen beigebrachten Beweisgründen so kurz als möglich aufgeführt, und sie zugleich einer Prüfung unterworfen.

Der Gang und die Resultate dieser Untersuchung zeigen, daß nach der Ansicht des Verf. die in den beiden Epopöien anzutreffende innere Einheit mehr Gewicht für die Einheit des Verfassers dieser Gesänge habe, als alles, was

sich sonst mit sehr wahrscheinlichen Gründen für die entgegengesetzte Meinung vorbringen läßt.

An eine völlige Ausgleichung der bis jetzt noch sehr verschiedenen Meinungen über diesen Punkt ist auch schwerlich zu denken, denn die Entscheidung beruhet, bei dem Mangel sicherer historischer Zeugnisse, auf subjektiver Ueberzeugung.

Nicht weniger wichtig als die eben genannte Frage ist diese, ob Homer eine wirkliche Welt, oder eine gedichtete besungen habe. Auch diese mußte erörtert werden. Der Verf. bekennt sich nach seiner Ueberzeugung zu der letztern Ansicht. Obgleich er nicht behauptet, daß alles von Homer Gesungene reine Dichtung sey, so glaubt er doch, wenn es ihm nämlich gelungen ist, die Darstellungsweise des Dichters richtig aufzufassen, daß der Ausführung dieser Gesänge wenig Faktisches zum Grunde liege. Sollte dies nicht der Fall seyn, so hat Homer eine unbegreifliche, noch nie gesehene Mischung von Wahrheit und Dichtung.

Dabei steht jedoch der Satz fest, daß es ein griechisches Heroenalter gegeben hat, und daß auch die Grundzüge desselben aus den Epopöien des Homer entlehnt werden können.

Für den eigentlichen Zweck dieses Handbuches hat übrigens die Entscheidung der Frage, wie weit die homerische Welt wirklich existirt habe, kein hohes Gewicht, da es dem Verf. alleinige Aufgabe ist, die homerische Welt so darzustellen, wie sie nun einmal in den Gesängen dargestellt

erscheint. Der Verf. will ja den Homer nicht für den Geschichtsforscher erklären, sondern dem Schüler Anleitung geben, mit der vom Dichter besungenen Welt vertraut und in ihr einheimisch zu werden.

Um die homerischen Menschen und ihre verschiedenen Lebensverhältnisse ganz in dem Geiste des Dichters zu schildern, hielt der Verf. es nöthig, sich in den gegebenen Erklärungen überall möglichst an Homer selbst als Quelle zu halten, so nahe es auch oft liegen mochte, spätere Schriftsteller des griechischen Alterthumes zur Erläuterung zu benutzen.

Die Natur der behandelten Untersuchungen brachte es freilich mit sich, in die Mythologie und sonstige Alterthumskunde des gesammten griechischen Alterthumes, so wie in die in unsern Tagen darüber aufgeworfenen Streitfragen einzugehen. Dieses hielt der Verf. nicht rathsam. Eine Zusammenstellung der Vorstellungen, Begriffe, Gebräuche und Sitten verschiedener Zeiten, so wie die Mittheilung der darüber geführten Streitfragen, würden den Schüler offenbar hindern, das echt-Homerische in seiner wahren Gestalt aufzufassen und zu beurtheilen. Dazu kommt auch der Umstand, daß bei einem so erweiterten Plane dies Handbuch so an Umfang hätte zunehmen müssen, daß der erhöhete Preis die Anschaffung desselben dem Schüler erschwert haben würde. Die durch einen geringen Preis zu erreichende Gemeinnützigkeit ist ein Hauptstreben des Verf. Daher beschränkte er sich in den Anmerkungen stets auf kurze Andeutungen.

Die einzige Ausnahme von der Regel, Homer als alleinige Quelle zu benutzen, macht der kurze Abschnitt über die Theogonie des Hesiodus, deren nahe Verwandschaft mit der homerischen Götterlehre die Abweichung hoffentlich rechtfertiget.

Nach dem ersten Entwurfe sollte auch die Geographie des Homer ausführlich behandelt werden, so daß jeder vom Dichter genannte Ort nach einem vollständigen Register hätte nachgeschlagen werden können. Doch eine solche Bearbeitung der Geographie führte zu Untersuchungen, die dem Interesse des Schülers zu fern liegen. Deswegen hielt der Verf. es hinreichend, eine kurze Uebersicht der homerischen Weltkunde überhaupt, und darauf eine genaue Beschreibung der Ebene von Troja und der Insel Ithaka zu geben.

Mit lebhafter Vorliebe für das Schulfach hat der Verf. dieses Handbuch ausgearbeitet. Möchte der Wunsch, der sich den Gelehrten-Studien widmenden Jugend ein zweckmäßiges Hülfsmittel, den Homer in seinen Eigenthümlichkeiten kennen und beurtheilen zu lernen, darzubieten, von sachkundigen Schulmännern nicht als verfehlt erfunden werden! Dann würde er seine Mühe hinreichend belohnt halten.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

Erster Theil.

Homer, dessen Werke, deren Beschaffenheit, Entstehung, Erhaltung und Literatur.

Zweiter Theil.

Die homerische Welt in ihren Eigenthümlichkeiten, Verhältnissen und Einrichtungen.

Erste Abtheilung.

Charakteristik der homerischen Götter und der wichtigsten in den beiden Epopöien vorkommenden Menschen.

Zweite Abtheilung.

Erklärung der in den Werken des Homer vorkommenden Sachen.

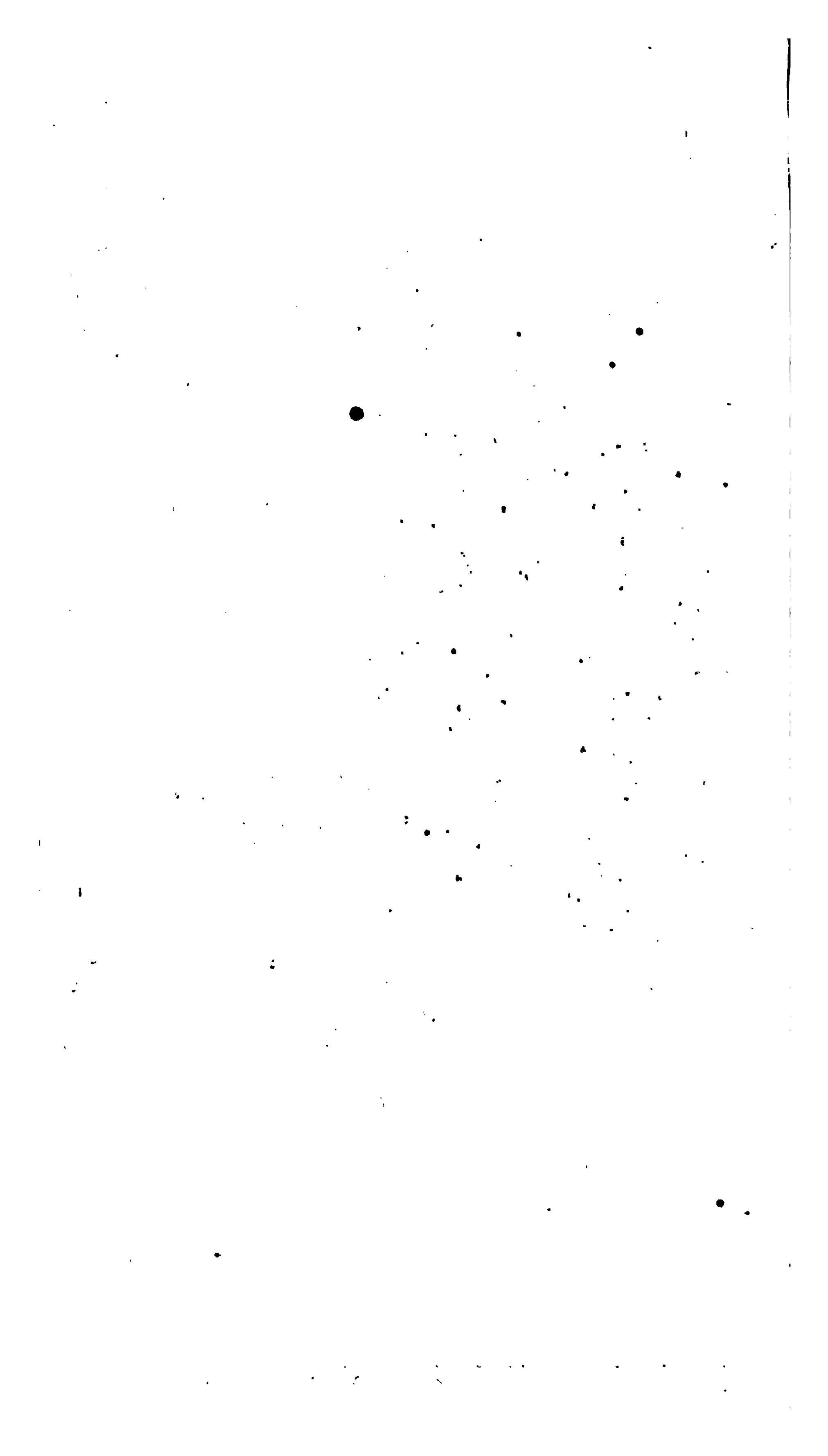
Druckfehler.

Außer einigen Abweichungen in der Orthographie und Interpunction sind folgende Stellen zu verbessern:

S. 28 Zeile 5 v. o. „diesem“ lies „diesen“
= 90 = 19 = = „seine“ = „feine“
= 187 = 1 v. u. „Des“ = „Den“
= 188 Anm. 1 „herabfährnde“ = „herabfahrende“
= 192 Zeile 16 v. o. „diesem“ = „diesen“
= 203 = 10 v. u. „welchen“ = „welchem“
= 240 Citat 4. Jl. X. 340 ff.
= 247 Zeile 12 v. o. „Nicht vor diesen Hektor u. s. w.“ lies „Nicht vor Hektor, sondern von dem diesen u. s. w.“
= 252 Zeile 16 v. u. „angesehendsten“ lies „angesehensten“
= 281 Citat 4. Jl. II, 76.
= 286 Zeile 11 v. u. „Der“ lies „Den“
= 368 Anm. 3 Z. 1. v. u. „$1/4$“ lies „$1/40$ geogr. Meile.“
= 385 Zeile 11 v. u. „Krates, Mallotes“ lies „Krates Mallotes“

Das Fehlerhafte in einigen griechischen Wörtern ist nach dem Register zu berichtigen, z. B. S. 78. 134. 175. 184. 188. 301. 308. 345.

Nachricht. Dieses Blatt wird abgeschnitten und hinten angeheftet.



Erster Theil.

Homer,

dessen Werke, deren Beschaffenheit, Entstehung, Erhaltung und Literatur.

Erstes Kapitel.

Ueber die Lebensgeschichte des Homer.

Groß, herrlich und bewunderungswürdig strahlt der Name Homer's durch alle Jahrhunderte der Vergangenheit bis auf den heutigen Tag; dieser Name wird nicht untergehen, so lange die Wissenschaften Freunde und Verehrer finden werden.

Für die Beurtheilung und Würdigung der Werke dieses großen Dichters würde es von der größten Wichtigkeit seyn, wenn wir eine ausführliche und treue Geschichte seines Lebens besäßen, wenn wir wüßten, in welchem Zeitalter, in welcher Stadt, unter welchen Verhältnissen und Schicksalen er erzogen und gebildet wurde; mit einem Worte, wenn wir in Erfahrung bringen könnten, wie er das geworden ist, was er war. Leider fehlt es uns darüber auch selbst an den dürftigsten sichern Nachrichten; denn mit Bestimmtheit wissen wir gar nichts über die nähern Lebensverhältnisse desselben. Homer's Zeitalter fällt in einen Zeitraum, welchen die Fackel der Geschichte nicht aufzuhellen vermag. Alles was wir über ihn besitzen ist späteren Ursprungs, und nach mündlichen Ueberlieferungen aufgezeichnet. [1])

[1]) Wir besitzen noch verschiedene Biographieen des Homer; eine ist angeblich von Herodot, zwei sind von Plutarch und drei kleine von Leo Allatius. Fabr. bibl. graec. Vol. I. pag. 319 — 322.

Die Werke selbst, welche gewöhnlich eine reichhaltige und sichere Quelle für die Geschichte der Lebensverhältnisse ihrer Verfasser zu seyn pflegen, geben für Homer's Leben eine sehr unbedeutende Ausbeute, da der Epiker, nach dem eigenthümlichen Wesen seiner Dichtungsart, nie ausdrücklich von sich und seinen nähern Lebensverhältnissen redet.

Homer ist jedoch als Dichter zu groß und wichtig für alle Zeiten gewesen, als daß er nicht die Aufmerksamkeit der Nachwelt auf seine Person und die Schicksale seines Lebens hätte ziehen sollen. Daher hat es nicht an Versuchen gefehlt, das über seine Lebensgeschichte aus Ueberlieferungen, Sagen und Vermuthungen zu ersetzen, was der Mangel gleichzeitiger sicherer historischer Zeugnisse versagt hatte. Diesen in späterer Zeit gesammelten Nachrichten darf man aber keinen hohen Glauben beimessen, was sich auch schon hinreichend aus dem Umstande ergiebt, daß sie so widersprechende Angaben enthalten. [1])

Der Name Homer von ὁμοῦ und ἄρειν, zusammenfügen, also gleichbedeutend mit ῥαψῳδός, ist ohne Zweifel nicht der ursprüngliche, sondern ein ihm wegen des ausgezeichneten Dichtertalents beigelegter. In der Lebensbeschreibung des Herodot wird eine andere Ableitung dieses Namens gegeben. Wegen seiner Blindheit soll der Sänger den Namen ὅμηρος erhalten haben, indem dies Wort nach der Mundart der Kymeer die Bedeutung blind gehabt haben soll. Thucydides bestätiget die Sage von dem blinden Homer, die jedoch wenig Glauben verdient, da ein Dichter, welcher sich in seinen Schilderungen stets im Kreise sinnlicher Anschauungen bewegt, des Gebrauches der Augen, wenigstens nicht lange vor der Vollendung seiner Werke, beraubt gewesen seyn kann.

---

[1]) Manche behaupten, daß nie ein Homer gelebt habe, z. B. Hebelin, Abt von Aubignac, ferner Meiniac, Perrault, Ilgen u. A. m.

Der Ursprung einer solchen Sage ist zu erklären aus dem bei den ältesten Griechen allgemeinen Glauben, daß der Mensch in dem nähern Umgange mit den Göttern, wie dieser namentlich zwischen den Dichtern und den Musen statt finden sollte, erblinde. Von dem Sänger Demodokus sagt Homer ausdrücklich, „die Muse gab ihm lieblichen Gesang, raubte ihm aber das Gesicht.“ [1])

Ueber den Ort und die Zeit der Geburt des Homer ist seit den ältesten Zeiten viel gestritten, und auch in unsern Tagen dauert der Streit darüber noch fort. Auch wird man schwerlich jemals zu einer bestimmten Entscheidung kommen, da, bei dem Mangel historischer Nachrichten, jede Meinung nach der Ansicht, die man von den Gedichten hat, mit Gründen unterstützt werden kann.

Hinsichtlich des Geburtsortes sollen, wie Gellius berichtet, [2]) sieben Städte um die Ehre, Vaterstadt des berühmtesten aller Dichter genannt zu werden, gestritten haben. Diese sind: Smyrna, Rhodus, Kolophon, Salamin, Jos, Argos und Athen.

Leo Allatius, ein Chier, macht den Homer zu seinem Landsmanne, und giebt zugleich ein Verzeichniß der sämmtlichen Städte, wo derselbe nach der Sage, oder nach der Meinung von Gelehrten, geboren seyn soll. Pindar hält, wie er sagt, Smyrna, Simonides Chios, Antimachus und Nikander Kolophon, Bakchylides und Aristoteles Jos, Ephorus Kyme und Aristarch Athen für dessen Geburtsort.

Ja man ist so weit gegangen, den Dichter nach Babylon, Theben in Aegypten, Salamis, Cyprus, Rhodus, Argos, Ithaka, Pylos und mehren andern Städten zu versetzen. Man sieht offenbar, daß Manche darauf ausgingen, die Sache lächerlich zu machen.

---

[1]) Od. VIII, 64.

[2]) Aul. Gellius III, 11 nach einem Epigramme des Varro in dem Buche de imaginibus.

Wenn man unter den sämmtlichen Städten diejenigen aufsucht, welche die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben, Vaterstadt des Homer zu seyn, so sind es Smyrna und Chios.

Daß die Einwohner von Smyrna Ursache zu haben glaubten, das Andenken an Homer recht lebhaft bei sich zu erhalten, geht daraus hervor, daß sie nicht allein Münzen mit dem Bildnisse desselben ausgeprägt hatten, sondern daß auch sogar eine Kapelle, ein Homereum, zu der Verehrung desselben von ihnen erbauet worden war. [1])

Die Meinung, daß Homer in Chios geboren sey, wird durch verschiedene nicht zu verwerfende Zeugnisse des Alterthums bestätiget. Pindar [2]) und Thucydides [3]) sagen es ausdrücklich.

Schwer, ja unmöglich ist es, in einer Sache, über die die Nachrichten so wenig übereinstimmen, zur Gewißheit zu kommen. So viel bleibt ausgemacht, wie auch schon Johannes Tzetzes bemerkt, daß Homer, der viel umherreisete, sich oft in den Städten der jonischen Kolonieen, und namentlich in Smyrna und Chios aufgehalten haben muß. [4])

---

[1]) **Strabo XIV. p. 563. ed. Siebenkees.** [2]) **Strabo XIV, p. 561.**

[3]) **Thucyd. III, 104.** Sollte dieser Hymnus auf Apoll auch nicht echt seyn, so ist doch klar, daß damals die Sage, Homer sey ein Chier, allgemein gewesen seyn muß. Thucydides, nach der ihm eigenen historischen Treue, würde sonst gewiß über die Unsicherheit dieser Sage eine Bemerkung hinzugefügt haben.

[4]) B. Thiersch, über das Zeitalter und Leben des Homer, ist der Meinung, der Dichter müsse gleich nach dem trojanischen Kriege gelebt haben, und sein Vaterland müsse der Peloponnes gewesen seyn. — Die Hauptgründe, auf welche diese Meinung sich stützt, sind aus der Lebendigkeit in den Darstellungen und Beschreibungen des Dichters, welche nur durch Autopsie möglich seyn soll, hergenommen. — Dagegen ist zu bemerken, daß das Charakteristische der homerischen Schreibart lebendige Anschaulichkeit ist. (S. unten.)

Der Grund, Homer müsse im Peloponnes gelebt haben, weil die Sonne sich nach seiner Vorstellung des Morgens aus dem Meere erhebe, was er nicht habe sagen können, wenn er ein Jonier gewesen

Eben so groß als über den Ort der Geburt ist auch die Verschiedenheit der Meinungen über das Jahr derselben. Die Abweichung erstreckt sich auf einen Zeitraum von etwa 300 Jahren, nämlich von der Zerstörung der Stadt Troja 1184 a. Ch. bis zu dem Zeitalter des spartanischen Gesetzgebers Lykurg 880.

Daß Homer ein Zeitgenosse des trojanischen Krieges gewesen sey, haben schon Manche unter den Alten geglaubt. Krates setzt ihn in die Zeit der Rückkehr der Herakliden, also 80 Jahr nach dem Kriege, Eratosthenes 100, Aristoteles und Aristarch 140, Philochorus 180, Apollodor 240, Marmor Par. 302 und Herodot etwa 350 Jahr nach der Zerstörung der Stadt Troja. Manche haben aus den verschiedenen Angaben eine Mittelzahl gezogen, und das Jahr 900 a. Ch. als in die Lebenszeit des Dichters einfallend angenommen, so daß er fast in der Mitte stände zwischen dem Falle von Troja und dem Zeitalter des Hesiodus.

Mag man in der Bestimmung der Jahrszahl noch so sehr schwanken, so viel ist nicht zu bezweifeln, daß Homer eine geraume Zeit nach dem Zeitalter, welches er besungen hat, gelebt haben muß. Die Begebenheiten, welche er in seinen Epopöien schildert, erscheinen nach manchen Andeutungen und ausdrücklichen Aeußerungen als hergenommen aus dem Kreise einer schon untergegangenen Mythenzeit. Der Dichter schildert die Helden seiner Gesänge als Heroen, von denen die Menschen der Gegen-

wäre, genügt nicht. Denn gesetzt, Homer wäre wirklich ein Peloponnesier gewesen, so hätte er doch unmöglich glauben können, daß die Sonne im ägeischen Meere unterginge. Da hätte ihm Asien jenseit der Sonnenbahn liegen müssen.

Schubarth, Ideen über Homer und sein Zeitalter, hält den Dichter für einen Trojaner, welcher zur Zeit des Krieges am Hofe der Aeneaden gelebt haben müsse.

Homer soll überall große Vorliebe für die Trojaner zeigen, und die Griechen als rohe Barbaren darstellen.

Schwerlich ist eine solche Partheilichkeit in den Werken des Homer anzutreffen, wenn man sie nicht hineinträgt.

wart sich kaum deutliche Vorstellungen zu machen im Stande seyn sollen. Dazu kommt auch der Umstand, daß Homer in manchen Schilderungen und einzelnen Ausdrücken eine Stufe der Kultur und ein Fortschreiten in Künsten, die zur Verschönerung und Bequemlichkeit des Lebens gehören, voraussetzt, wie sie dem Zustande eines rohen und ungebildeten Heroenzeitalters nicht ganz angemessen genannt werden können. Die Belege zu dieser Behauptung werden unten folgen.

Wie spät nach den trojanischen Begebenheiten das Zeitalter des Homer zu setzen sey, ist nicht mit Genauigkeit zu bestimmen. Für die wahrscheinlichste ist die Meinung derer zu halten, welche annehmen, er habe etwa zwei Jahrhunderte nach dem trojanischen Kriege in einer der jonischen Kolonial-Städte an der Küste von Kleinasien, oder auf einer nahe belegenen Insel gelebt.

Alle Sagen stimmen nämlich dahin überein, daß die homerischen Gesänge aus Asien nach Griechenland gebracht sind. Auch wird diese Meinung durch den Umstand, daß die Gesänge im jonischen Dialekte abgefaßt sind, bestätiget.

Aus der ausgezeichneten Lokal-Kenntniß, welche der Dichter überall in seinen Werken an den Tag legt, geht deutlich hervor, daß er viel gereiset seyn muß. [1]) Griechenland, die Küste von Kleinasien und die Insel Ithaka kennt er ihrer Lage und ihren Beschaffenheiten nach, wie dies die überall gebrauchten Beiwörter zeigen, eben so richtig als genau.

Daß wir bei der großen Ungewißheit über den Ort und die Zeit der Geburt des Homer, über die nähern Familienverhältnisse und Schicksale desselben gleichfalls ohne sichere Nachrichten sind, bedarf wohl kaum einer ausdrücklichen Erwähnung. Nichts desto weniger theilen uns manche griechische Schriftsteller den Namen des Vaters, der Mutter und einiger Lehrer des

---

[1]) Vergl. Pausan. lib. I, 3.

Homer mit. Muß man sie gleich für erdichtet halten, so sind sie doch zu bekannt geworden, als daß wir sie ganz mit Stillschweigen übergehen könnten.

Nach einer auf der Insel Jos gefundenen Inschrift hieß der Vater des Homer Mentor und die Mutter Kriteia oder Kritheis. Lehrer desselben sollen Phemius, Pronapis und Aristäus gewesen seyn. Der Geschichtschreiber Charax nennt den Vater Mäon und die Mutter Eumetis, eine Tochter des Euepos, des Sohnes des Mnesigenes. Von Mäon soll der Dichter den Beinamen der Mäonide erhalten haben, welchen Andere von Mäonia, einem alten Namen Lydiens, herleiten.

Die Sage, daß Homer als Sänger von Stadt zu Stadt ziehend sich seinen Lebensunterhalt durch seine Kunst verdient habe, trägt offenbar das Gepräge einer später erfundenen Sage an der Stirn. Ueberflüssig würde es daher seyn, den Ursprung derselben historisch nachzuweisen zu versuchen.

Zu einer richtigen Beurtheilung der Werke des Homer ist die Kenntniß der Sage, der politischen Verhältnisse und Kultur der Völker, unter welchen der Dichter aller Wahrscheinlichkeit nach lebte, erforderlich. Doch bevor wir die an der Küste von Kleinasien gestifteten Kolonieen übersehen, müssen wir vorher einen Blick in die Stiftungsgeschichte dieser Kolonieen werfen. Dies kann nur geschehen nach einer kurzen Darstellung des ältesten Zustandes Griechenlands. Innere Umwälzungen veranlaßten die Ausführung der Kolonieen.

Zweites Kapitel.

Kurze Uebersicht der ältesten Bewohner Griechenlands und der von ihnen in Kleinasien gestifteten Kolonieen.

Daß es sehr schwierig, fast unmöglich ist, den ältesten Zustand Griechenlands nachzuweisen und jede darüber aufzuwerfende Streitfrage zu erledigen, muß Jedem einleuchten, der bedenkt, daß man, bei dem gänzlichen Mangel sicherer historischer Zeugnisse, durchaus keinen festen Grund und Boden für Untersuchungen der genannten Art zu gewinnen im Stande ist. Der Geschichtsforscher muß sich hier mit Volkssagen begnügen, denen es eigen ist, Thatsachen und Begebenheiten in den Kreis des Wunderbaren zu erheben und sie in das Gewand der Mythe einzukleiden. Die Aussagen späterer Historiker können in solchen Fällen nicht entscheiden, da sie entweder aus den fabelhaften Ueberlieferungen der Volkssagen entlehnt sind, oder auch das Ergebniß nach subjectiver Ansicht entworfener Vermuthungen enthalten.

Zu den ältesten Bewohnern Griechenlands, deren früheste Kunde für uns gänzlich außer dem Gebiete der Geschichte liegt, gehören ohne Zweifel die Pelasger, unter welchem Namen manche Schriftsteller die Ureinwohner Griechenlands im Allgemeinen bezeichnen, obgleich neben ihnen auch manche andere genannt werden, z. B. Leleger, Kureten, Dryoper, Teleboer, Hyanten, Telchinen, Gräken, Lapithen, Centauren u. A. m. [1])

---

[1]) Neuere Alterthumsforscher weichen in ihren Ansichten sehr von einander ab. Mannert z. B. nimmt drei Urvölker Griechenlands an: Gräken, Leleger und Pelasger. Für das wichtigste hält er die

Der Name Pelasger ist wahrscheinlich herzuleiten von πέλω und von ἄργος, die Thalfläche. Eigentlich sollten sie also Pelarger heißen; doch nach dem hellenischen Sprachgebrauche wurde ρ in σ verwandelt. [1]) Sie hatten die fruchtbarsten Thalebenen in Griechenland besetzt, wo sie in einem ungebildeten Naturstande lebten. Da ihr Sinn sie nicht zu kriegerischen Unternehmungen geneigt machte, so wandten sie ihre ganze Thätigkeit auf die Bebauung des Bodens. Ackerbau und Viehzucht wurden ihre Hauptbeschäftigung. Als Ackerbauer mußten sie das Bedürfniß fester Wohnsitze fühlen. Um gegen feindliche Angriffe gesichert zu seyn, umgaben sie ihre Wohnörter mit Mauern, die aus aufgethürmten Felsenstücken bestanden. Diese Bauart ist unter dem Namen der cyklopischen bekannt. Von diesen Burgen ist der Name Tyrrhener oder Tyrsener herzuleiten, so daß Pelasger und Tyrrhener gleichbedeutend sind. [2])

Ihre Religion ist uralt; sie bestand in der Verehrung von Naturwesen, wie dies bei einem Volke, welches Ackerbau treibt, nicht anders zu erwarten ist. Die verschiedenen Gestaltungen der Erde, Erzeugung und Vernichtung, welche sich ihren Blicken in so vielen Erscheinungen darstellten, wurden in Symbolen ausgedrückt. Daß die Pelasger die ersten Erfinder derselben gewesen seyn sollten, ist nicht wahrscheinlich. Wenn

---

Gräken oder spätern Hellenen, die aus zwei Hauptstämmen, den Hellenen im nördlichen, und den Joniern im südlichen Griechenlande beständen. Den Lelegern und Kureten weiset er ihre Wohnsitze nördlich vom korinthischen Meerbusen an, obgleich man sie auch im Peloponnes und Kleinasien fände. Die Pelasger, oder Störche, sollen zu Schiffe eingewanderte Fremdlinge seyn, die sich mit den Urvölkern vereinigten. Für das Stammland derselben in Griechenland hält er Epirus.

[1]) Hellas von Kruse. Th. I, S. 437.

[2]) Dionysius Halic. I, 26. sagt, bei den Tyrrhenern werden ἐντείχιοι καὶ στεγαναὶ οἰκήσεις τύρσεις genannt.

Griechenland, wie doch anzunehmen, durch nördliche Einwanderungen von Osten her bevölkert wurde, so verpflanzten die ersten Ansiedler ohne Zweifel orientalische Religions-Kulte in die neuen Sitze, so wie auch später eingeführte Kolonieen viel Neues zuführen mochten, was sich jedoch bald nach dem National-Charakter des Volkes, dem es zugeführt wurde, gestaltete.

Der Religions-Cultus der Pelasger wurde auf die Hellenen fortgepflanzt, bei denen er große Veränderungen erfuhr. Die Urgestalt erhielt sich daher nur in Geheimdiensten, in den eleusinischen Mysterien und dem Kabirendienste zu Samothrake, in welchen die zeugenden und zerstörenden Kräfte der Natur in Zeichen und Symbolen dargestellt wurden.

Zu den Stiftungen der Pelasger gehört auch das Orakel des Zeus zu Dodona und der Themis zu Delphi.

Bei fortschreitender Bildung erhielten die Griechen personifizirte Gottheiten, welche theils von andern Völkern entlehnt, theils von ihnen selbst erfunden waren. Herodot, welcher eine Vergleichung der griechischen und ägyptischen Götter anstellt, giebt ein Verzeichniß der echt-griechischen und der fremden Götter. Für griechische hält er: Die Dioskuren, die Here, Histia, Themis, die Gratien und Nereiden. [1]) Neptun soll ursprünglich ein libyscher Gott seyn. Aegyptischen Ursprungs nennt er: Zeus, Artemis, Demeter, Athene, Helios, Leto, Ares, Herakles und Hermes. [2])

Zu den Eigenthümlichkeiten der Pelasger gehört auch die Sprache, welche sich, nach dem Zeugnisse des Herodot, in einigen Gegenden, wo in spätern Zeiten noch Überbleibsel der alten Pelasger angetroffen wurden, in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten hatte.

In den Zeiten nach dem trojanischen Kriege wurden die Pelasger allmählig von den Hellenen, welche ihre ersten Sitze

---

[1]) Herod. II, 50. [2]) Herod. II, 59.

in Phthiotis am Berge Othrys in Thessalien hatten, theils in engeren Grenzen eingeschlossen, theils durch Vermischung zu einem neuen Volke umgebildet, theils gänzlich verdrängt.

Die Hellenen waren anfänglich ein unbedeutender Stamm.[1]) Allmählich machte ihr Name sich geltend als allgemeine Benennung desjenigen Volkes, das sich zur Oberherrschaft der übrigen Bewohner Griechenlands emporschwang. Die Hellenen bestanden aus verschiedenen Stämmen, deren Ursprung ältere Historiker auf das Herrschergeschlecht des Deukalion zurückführen, worin neuere Geschichtsforscher nichts als mythologische Sage sehen. Da es hier nicht der Ort ist, in tiefere Untersuchungen über diesen Gegenstand einzugehen, so wollen wir uns hier darauf beschränken, die Ableitung nach dem bekannten Geschlechtsregister beizufügen.

Deukalion, Sohn des Prometheus, Enkel des Japetus, durch eine Ueberschwemmung aus Lykoreia am Parnaß vertrieben, zog nach Thessalien, wo er Phthiotis eroberte. Er hatte zwei Söhne, Hellen und Amphiktyon, deren ältester, Hellen, sein Nachfolger in der Regierung wurde. Dieser hinterließ drei Söhne, Aeolus, Dorus und Xutus. Xutus hatte zwei Söhne, Ion und Achäus. Von diesen Söhnen und Enkeln des Deukalion sollen die Aeoler, Dorier, Jonier und Achäer herstammen.

Aeolus, welcher seinem Vater in Phthiotis folgte, verbreitete sich mit seinen Nachkommen nach allen Gegenden Griechenlands, zunächst über einen Theil von Thessalien, dann über

---

[1]) Das Wort Hellas ist von weiter Bedeutung. Zuerst war Hellas eine Stadt mit ihrem Gebiete in Phthiotis. Nachher erweiterte der Name sich über Thessalien und Mittel-Griechenland; Hellas wurde dem Peloponnes entgegen gesetzt. In der allgemeinsten Bedeutung wurde der Name Hellene, im Gegensatz gegen Barbaren, von sämmtlichen Griechen in Europa und Asien gebraucht.

Aetolien, Akarnanien, Lokris, Phocis, so wie auch über einen Theil von Böotien, Elis und Messenien.

Dorus wurde der Stammvater der Dorier, welche, wie Herodot sagt, ihre Wohnsitze unter allen Hellenen am häufigsten veränderten. „Aus Phthiotis gingen sie nach Histiäotis am „Ossa und Olympus. Aus Histiäotis von den Kadmeern „vertrieben, wohnten sie am Pindus, und hießen das makedni„sche Volk. Von dort wanderten sie nach Dryopis, von wo sie „endlich nach dem Peloponnes kamen.“ [1])

Als getrenntes Volk erscheinen sie zuerst in Histiäotis. Am Olymp gründeten sie ein Heiligthum des Apoll, Pythion, den Stammort der pythischen Orakel.

In Dryopis, von ihnen Doris oder Tetrapolis Dorica genannt, gründeten sie die Städte Boeon, Kytinion und Erineos, wozu später Akyphas kam.

Von Doris aus eroberten sie unter Anführung der Herakliden, welche alte Rechte geltend machten, [2]) achtzig Jahre nach der Zerstörung von Troja den Peloponnes. Die Anführer des Zuges waren Aristodemus, Temenus und Kresphontes.

Xutus, vertrieben von seinen Brüdern, wandte sich zu den Pelasgern in Attika, wo er die Kreusa, die Tochter des Königs Erechtheus heirathete, mit welcher er den Jon und Achäus zeugte.

Achäus begab sich nach dem Peloponnes, wo er ein Reich in Argos und Lakonien stiftete. Von hier kehrte er nachher in das großväterliche Reich in Thessalien zurück. Daher gab es Achäer im Peloponnes und auch in Thessalien.

Jon, welcher von den Söhnen des Erechtheus verdrängt, sich in Attika nicht behaupten konnte, suchte einen Wohnsitz an der Nordküste des Peloponnes, in Aegialea, indem er die Helike,

---

[1]) Herod. I, 56.

[2]) Nach einer Sage sollte Deukalion im Peloponnes geboren seyn.

die Tochter des Königs Selinus, heirathete. Das Land wurde seit dieser Zeit Jonia genannt. [1])

Der Zustand des Peloponnes wurde durch den Einfall der Dorier gänzlich verändert. Die Achäer wurden von ihnen vertrieben; in ihren Sitzen entstanden dorische Reiche. Dagegen wurde Jonia in Achaja verwandelt, indem die Achäer die Jonier zwangen zu ihren Stammgenossen in Attika zurückzukehren. Da dies Land die Volksmenge nicht fassen konnte, so führten die Söhne des Königs Kodrus, Nileus und Androklus, sechszig Jahre nachher einen Theil derselben nach der Küste von Kleinasien, wo sie eine Menge blühender Städte gründeten.

In eine Erörterung dieser schwierigen Untersuchungen einzugehen, würde uns hier zu weit vom Ziele führen. Wir halten es genügend, die Meinung der beiden bewährtesten Historiker der Griechen über die ältesten Bewohner Griechenlands mitzutheilen.

Herodot sagt, [2]) daß Pelasger und Hellenen die beiden Hauptstämme in Griechenland wären, und daß die Jonier von den Pelasgern, die Dorier von den Hellenen abstammten.

Es ist aber klar, daß Herodot die Jonier zu Pelasgern macht, weil jene sich in Attika mit diesen zu einem Volke vereinigten, und weil also der jonische Stamm in seiner Blüthezeit als aus dem pelasgischen hervorgewachsen angesehen werden konnte. Wie die Umwandlung der Pelasger in Jonier zugegangen sey, sagt Herodot nicht; durch ein gänzliches Verlernen der Sprache soll die Umbildung geschehen seyn.

---

[1]) Mannert findet es unglaublich, daß die Jonier von diesem Jon ihren Namen erhalten haben sollen. Jon sey weder König in Athen gewesen, noch habe er die Herrschaft über ganz Aigialea gehabt; folglich sey nicht anzunehmen, daß durch ihn der Name den Joniern gegeben sey.

[2]) Herod. I, 56. 57.

Dagegen ist zu erwägen, daß ohne äussere Veranlassung kein Umbilden der Sprache zu erwarten war, wie dies die übrigen, später noch vorhandenen Pelasger zeigten, welche ihre alte Sprache behielten. Nur durch eine allmählige Verschmelzung mit einem andern Stamme konnten die Pelasger Jonier werden.

Thucydides berührt das Verhältniß der verschiedenen Stämme zu einander nur oberflächlich. Es ist nämlich nicht seine Absicht, das Dunkel der Völkerabstammung aufzuhellen; er blickt nur in die Geschichte der frühesten Zeit zurück, um zu zeigen, daß die ältesten Bewohner Griechenlands nichts Erhebliches hätten durchführen können, weil sie der beständigen Wanderungen wegen nie zu einer ansehnlichen Macht gelangt wären. [1])

Thucydides hält Pelasger und Hellenen nicht für zwei gänzlich verschiedene Völkerstämme, sondern er will in ihnen nur eine Umbildung des Namens sehen, wie es auch aus allem, was wir von diesen Völkern wissen, wahrscheinlich ist.

Neuere Historiker halten Pelasger und Hellenen für gänzlich verschieden; die Verschiedenheit der Sprache, ihrer Kultur, ihres Nationalsinnes und Religions-Cultus soll es beweisen. Allein die Beweisgründe sind nicht entscheidend. Soviel ist freilich klar, daß die Hellenen, und namentlich die Dorier, ein Stamm waren, welcher, von einem neuen Geiste ergriffen, sich durch kriegerische Tapferkeit hervorthat und sich so zum Herrscherstamme emporschwang. Wenn die Hellenen nun aber als Herrscher vorzüglich Städte zu ihren Wohnsitzen wählten, so mußte eine daraus entstehende Verschiedenheit der Lebensweise sie bald von den Ackerbau treibenden Pelasgern durch Kultur, Sitten, Sprache und Religions-Cultus unterscheiden. So mußte unter andern die Verehrung der Naturwesen bei ihnen außer Gebrauch

---

[1]) Thucyd. I, 2. 3.

kommen, ohne daß sie deswegen alle Gottheiten der Pelasger abschafften. — Der Gang der Umbildung der Pelasger in Hellenen wiederholt sich ganz in der Geschichte unsers Vaterlandes. Germanen und Deutsche sind derselbe Stamm; die Verschiedenheiten zwischen beiden sind aber gewiß nicht weniger groß als zwischen Pelasgern und Hellenen.

Außer den Wanderungen der ältesten Griechen verdienen auch die aus der Fremde eingeführten Kolonieen erwähnt zu werden, da sie einen so großen Einfluß auf die Bildung derselben hatten.

Die älteste ist die des Cekrops, welcher im sechszehnten Jahrhunderte a. Ch. aus Sais in Aegypten nach Attika gekommen seyn soll. Außer manchen andern Einrichtungen wird ihm auch die Gründung der Burg von Athen zugeschrieben.

Fast um dieselbe Zeit ließ Kadmus, Sohn des Königs Agenor in Phönizien, sich in Böotien nieder, wo er die Burg von Theben anlegte, die Buchstabenschrift lehrte [1]) und die Verehrung des Dionysus einführte.

Etwa hundert Jahre später, 1445 a. C. floh Danaus, Sohn des Belus, von seinem Bruder Aegyptus aus Aegypten vertrieben, nach Argos im Peloponnes, wo er sich mit den Pelasgern vereinigte.

Der wichtigste unter allen in Griechenland eingewanderten Fremden ist Pelops, welcher durch die mitgebrachten Schätze ein solches Ansehen erlangte, daß der Peloponnes von ihm den Namen erhielt. [2]) Er war der Sohn des Tantalus, welcher vom Ilus aus Troja verdrängt wurde. [3]) Sein Reich in Asien war Phrygien. Dieser Umstand erklärt die Heftigkeit des trojanischen Krieges; er war ein Rachekrieg der Pelopiden, zu welchem die Entführung der Helena nur einen Vorwand gab.

---

[1]) Herod. V, 58. [2]) Thucyd. I, 9. [3]) Dionys. Halic. 4, 74.

Diese Einwanderungen sind bisher allgemein als historische Thatsachen anerkannt worden. Doch in neueren Zeiten, wo man die überlieferten Sagen des griechischen Alterthums wiederholten kritischen Prüfungen unterwirft, hat man sie vielfältig angezweifelt und bestritten. Cekrops soll ein einheimischer Herrscher in Attika gewesen, so wie auch Danaus nicht aus Aegypten eingewandert seyn. Kadmus wird für eine Gottheit der tyrrhenischen Pelasger gehalten. An die Gründung einer phönizischen Kolonie in Theben soll nicht zu denken seyn. [1])

Wir haben oben gesehen, wie die Dorier durch ihren Einfall in den Peloponnes manche Umwälzungen in Griechenland herbeiführten, und wie sie dadurch zugleich Auswanderungen nach der Küste von Kleinasien veranlaßten. Außer den Joniern, welche aus Attika dahin zogen, gründeten auch die Aeolier und Dorier eine Menge von Pflanzstädten, deren Zustand und Lage wir etwas genauer betrachten müssen.

Eine Verbindung fand unter den sämmtlichen Kolonieen nicht statt; im Gegentheil bildeten die Dialekte der Sprache, der Religions-Cultus, so wie auch die Regierungsverfassung eine Art von Scheidewand. Hinsichtlich der politischen Verfassung

---

[1]) Müller. Die Dorier. Th. I. In das Gebiet dieser Forschungen hier einzugehen, widerstreitet unserm Zwecke. Hinlenken wollten wir nur die Aufmerksamkeit der jungen Leser auf diese so wichtigen Untersuchungen.

Verhehlen können wir zugleich nicht, daß viele der ältern Meinungen uns noch nicht völlig widerlegt erscheinen. — Die Schlüsse nach Wahrscheinlichkeit können in der Geschichte sehr täuschen. Wer hätte 1810 es wahrscheinlich finden können, daß Napoleon auf St. Helena sterben würde? — Die Annahme, Kadmus oder Kadmilus sey eine kabirische Potenz, hat gegen sich, daß nach dem gewöhnlichen Gange der Mythologie, aus Menschen wohl Götter, aber nicht aus Göttern Menschen gemacht wurden. Ferner sieht man nicht, wie die Thebaner zu dem Kadmilus-Cultus kamen, wenn nicht durch die Phönizier. Es scheint vielmehr, daß in der Sage des Kadmus die Stiftung einer Kolonie und der Kadmilus-Cultus zusammengelaufen sind.

erscheinen die Dorier überall als die Vertreter des monarchischen Prinzips, und die Ionier die des demokratischen, was späterhin in den Bündnissen des peloponnesischen Krieges auffallend bestätigt wird.

Auch durch die Lage waren die Kolonieen von einander unterschieden; sie bildeten drei besondere Distrikte, welche sich vom 37° bis zum 40° n. B., von dem Vorgebirge Triopium bis zu dem von Lektum, erstreckten. Dieser Landstrich, welchen die Natur auf eine ausgezeichnete Weise — durch ein mildes Klima, gesunde Luft, fruchtbaren Boden, welchen zahlreiche Flüsse und Bäche bewässerten — begünstigt hatte, war mit einer fortlaufenden Reihe von Städten bebauet, die durch Handel und Gewerbe blüheten. Zum Handel waren diese Städte durch ihre Lage an tiefeindringenden Buchten und an Flüssen besonders gut geeignet. Der Handel wurde die Quelle eines gesegneten Wohlstandes, in welchem sie die Mittel fanden zu einem Grade von Kultur und Lebensverfeinerung, der ihnen sogar einen Vorsprung vor dem Mutterlande gab, emporzusteigen.

Die berühmtesten Städte dieser drei Landschaften, welche keine politische Abhängigkeit von einander anerkannten, und nur durch das Band eines gemeinschaftlichen Religions-Cultus zusammengehalten wurden, sind:

1) Städte des äolischen Bundes.

Der äolische Bund umfaßte zwölf Städte, welche zwischen den beiden Flüssen Kaikus und Hermus lagen. Dieser Landstrich war etwa neun Meilen lang und drei breit. Die meisten dieser Städte waren klein und unbedeutend, besonders die im innern des Landes liegenden, die von den größern aus gegründet waren. Die größte unter allen, Kyme, mit dem Beinamen Phrikonis, lag am Meere, nördlich von der Mündung des Hermus. Sie hatte einen geräumigen Hafen an der kymeischen Bucht. Die Einwohner waren unter den Griechen als ruhige, billig denkende

2*

und friedliebende Bürger bekannt. Strabo erzählt einige Züge von ihnen,[1] die auf Beschränktheit des Verstandes hindeuten. Aus ihrer Stadt stammten der Dichter Hesiodus[2] und der Geschichtschreiber Ephorus.

Nahe bei Kyme lag ein Hain, Namens Gryneion, dem Apoll geweihet. Hier wurde das allgemeine Landesfest gefeiert.

Andere Städte in der Nähe von Kyme waren Temnos, Aegä oder Aegää, Neonteichos und Larissa. Am Meere lagen Myrina, Grynium und Pitane, die nördlichste unter allen an dem Vorgebirge Kane. Eläa, östlich von Pitane an der Mündung des Kaikus, gehörte nicht zum äolischen Bunde.

Die von Herodot genannten Städte,[3] Killa, Notion und Aigiroessa, waren so unbedeutend, daß spätere Geographen sie nicht mehr erwähnen.

Die zwölfte Bundesstadt war Smyrna. Da sie den Aeoliern durch Treulosigkeit von den Joniern entrissen wurde, so zählt der äolische Bund nur eilf, und der jonische seit dieser Zeit dreizehn Städte. Smyrna war sehr berühmt durch Größe, Schönheit und ausgebreiteten Handel. Es lag an einer Bucht, die den Namen von ihr hatte. Bei den Alten wurde sie die hermeische genannt, weil der Hermus sich in dieselbe ergießt.

Zwischen der Stadt und dem Hermus fließt ein Bach Namens Meles in die See. In einer Grotte an der Quelle desselben sollte Homer seine Gesänge gedichtet haben.

Unter den benachbarten Inseln waren Lesbos, Tenedos und die Hekatonnesen von den Aeoliern besetzt. Die größte und berühmteste unter diesen ist Lesbos. Als Produkte werden Wein

[1] Strabo XIII, p. 451.

[2] Er heißt gewöhnlich der Askräer, weil sein Vater mit ihm nach Askra in Böotien zog.

[3] Herod. I, 149.

und Oel gerühmt. Sie war sehr bebauet; Methymna und Mitylene hatten unter den Städten einen berühmten Namen.

Lesbos war das Vaterland mancher berühmter Menschen, des Alcäus, der Sappho, des Terpander und Theophrast.

2) Städte des jonischen Bundes.

Der Bund zählte zuerst zwölf Städte, und nachdem Smyrna hinzugefügt war, dreizehn. Ihre Lage erstreckte sich von dem Flusse Hermus bis über den Mäander hinaus, so daß die meisten derselben in Lydien und drei in Karien lagen, nämlich Milet, Myus und Priene.

Das Bundesfest wurde zur Ehre des Poseidon am Berge Mykale in dem Panionium gefeiert. Die Stadt Priene, welche sehr nahe lag, hatte die dazu nöthigen Veranstaltungen zu treffen.

Städte waren:

Milet, die ansehnlichste unter allen. Als Handelsstadt nahm sie den ersten Platz unter allen griechischen Städten ein. Sie blühete schon durch Handel, Schiffahrt und Gewerbe zu einer Zeit, wo der Kunstfleiß in Griechenland noch schlummerte. Von ihrer Macht zeugen die vielen von ihr aus geführten Kolonieen, welche Plinius auf achtzig angiebt. Die Hauptrichtung ihres Handels war nördlich, vorzüglich nach den Küsten des Pontus Euxinus. Ihre Lage am Meere war ganz für den Seehandel gewählt. Sie hatte nicht allein verschiedene Häfen, sondern das Meer vor ihnen konnte auch als Ankerplatz dienen, da die andringenden Wellen sich an einer Reihe von Inseln, unter welchen Lade die größte ist, brachen.

Die Philosophen Thales, Anaximenes und Anaximander, und der Historiker Hekatäus waren in Milet geboren.

Hinter der Stadt erhebt sich der Berg Latmus, — bekannt durch die Mythe des Endymion, — der mit dem Vorgebirge Posidium endigt. Nördlich von Milet, etwa eine Stunde südlich von

dem Mäander lag Myus, und an der andern Seite des Flusses, fast in der Mitte zwischen ihm und dem Berge Mykale, Priene.

Unter den Städten in Lydien verdient Ephesus zuerst genannt zu werden. Es lag nahe am Meere an der Mündung des Flusses Kaystrus, welchen Homer als einen Lieblingsort der Schwäne nennt. Berühmt ist der prachtvolle Dianen-Tempel, welcher nahe bei der Stadt an der Nordseite des Kaystrus prangte. Als Herostrat ihn niedergebrannt hatte, wurde er auf gemeinschaftliche Kosten prachtvoller wieder aufgebauet als er gewesen war. Strabo nennt den Baumeister des ersten Tempels Chersiphron, und den des zweiten Cheirokrates. Im Innern soll er mit Kunstwerken des Praxiteles ausgeschmückt gewesen seyn. [1])

Der Handel von Ephesus war sehr ausgebreitet. Es wird als der erste Handelsplatz von Asien innerhalb des Berges Tmolus gerühmt. [2])

Die Philosophen Heraklit und Metrodorus, die Maler Parrhasius und Apelles, und der Dichter Hipponax waren zu Ephesus geboren.

Nördlich von Ephesus folgt die Stadt Kolophon, bekannt durch ihre Seemacht und eine vorzügliche Reuterei. [3]) Als Produkt dieser Gegend ist das Harz zu nennen, welches noch jetzt den Namen dieser Stadt führt.

Gleichfalls am Meere lagen Lebedus und Teos, letztere Vaterstadt des Anakreon.

Nördlich von diesen Städten läuft ein Arm des Tmolus, Namens Korax, bis an das Meer, wo er mit dem Berge Mimas endigt. An dem Fuße desselben lag Erythrä.

---

[1]) Strabo XIV, p. 535. 537. [2]) Strabo XIV, p. 541.

[3]) Daher das Sprichwort: *Τὸν κολοφῶνα ἐπέθηκεν, ὅταν τέλος ἐπιτεθῇ βέβαιον τῷ πράγματι.* Strab. XIV. 548.

An der Nordseite des Gebirges folgt Klazomenä, am Meerbusen von Smyrna, die Vaterstadt des Anaxagoras.

Die letzte jonische Stadt, welche schon nördlich vom Hermus liegt, ist Phocäa, berühmt durch den ausgebreiteten Handel nach den westlichen Küsten des mittelländischen Meeres. Von den Persern unter Harpagus heftig bedrängt, verließen die Phocäer, um die Freiheit zu retten, ihre Stadt, und ließen sich auf den önussischen Inseln nieder. Von hier von den Chiern vertrieben, begaben sie sich nach Korsika, von wo sie nachher an die Küste von Gallien zogen. Hier erbaueten sie Massilia.

Unter den Inseln gehören Samos und Chios mit zu den Theilnehmern des jonischen Bundes.

Samos lag nahe an der Küste, dem Berge Mykale gegenüber, von welchem es durch einen schmalen Sund getrennt wird, an welchem die schöne Stadt Samos erbauet war. Südlich von ihr prangte der herrliche Tempel der Juno, das Heräum. Samos trieb einen ausgebreiteten Seehandel nach Aegypten und den südlichen Küsten des mittelländischen Meeres. Unter dem Tyrannen Polykrates hatte es eine Seemacht von hundert Schiffen. Der berühmte Philosoph Pythagoras war ein Samier.

Chios, mit der Stadt gleiches Namens, lag etwas höher, gleichfalls nahe an der Küste an dem Berge Mimas herunter. Sie war berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit. Unter ihren Producten zeichneten Wein und Marmor sich aus. Als berühmte Männer aus Chios nennt Strabo den Tragiker Jon, den Geschichtschreiber Theopomp und den Sophisten Theokrit. [1])

3. Städte des dorischen Bundes.

Der dorische Bund bestand zuerst aus sechs Städten, Halikarnassus, Knidos, Kos, Lindos, Jalysos und Kamiros. Das gemeinschaftliche Bundesfest wurde zur Ehre des Apollo Trio-

---

[1]) Strabo XIV, 560.

pius in der Nähe der Stadt Knidos gefeiert. Späterhin zählte der Bund nur fünf Städte, indem Halikarnassus ausgestoßen wurde. Nach dem Berichte des Herodot hatte ein Bürger dieser Stadt den Gesetzen der Kampfspiele zuwider gehandelt. [1])

Knidos oder Gnidos auf dem Vorgebirge Triopium an der Südwestspitze von Kleinasien ist bekannt durch die Verehrung der Venus, deren Bildsäule, ein Meisterstück des Praxiteles, hier als Merkwürdigkeit gezeigt wurde. Strabo nennt Knidos die Vaterstadt des Mathematikers Eudoxus, des Peripatetikers Agatharchides und des Ktesias, Arztes des Alexander.

Halikarnassus, die größte und schönste unter den karischen Städten, lag an der Nordseite des keramischen Meerbusens. Lygdamis, ein Bürger der Stadt, warf sich zum Herrscher derselben auf. Unter den Nachkommen desselben hat Mausolus sich einen Namen in der Geschichte erworben durch das Grabmahl, welches seine Gemahlin Artemisia ihm errichten ließ. Doch berühmter sind die Namen der Geschichtschreiber Herodot und Dionysus, welche in Halikarnassus geboren wurden.

Gerade vor dem keramischen Meerbusen liegt die Insel Kos, mit der Stadt gleiches Namens. Unter den Produkten derselben ist der Wein bekannt.

Die andern drei Bundesstädte, Lindos, Jalysos und Kamiros, lagen auf der Insel Rhodus. Sie hatten ihre Namen von drei Herrschern, welche die Sonne mit einer Jungfrau Namens Rhodus, aus dem Stamme der Telchinen, gezeugt haben sollte.

Der Glanz der Insel stieg später erst dadurch, daß die Einwohner der drei Städte an der Nordküste der Insel eine gemeinschaftliche Bundesstadt, welche sie Rhodus nannten, anlegten. Am Eingange des Hafens stand der aus Erz gegossene Koloß, welcher eine Höhe von siebenzig Ellen gehabt haben soll.

---

[1]) Herod. I, 144.

Drittes Kapitel.

Ueber die Werke des Homer.

Bei allen Streitfragen und Ungewißheiten über Homer, über dessen Zeitalter, Vaterstadt und Lebensverhältnisse, wird die Vortrefflichkeit seiner Werke nicht gefährdet; denn sehr wahr sagt Heeren:[1]) „Das Große ist, daß wir ihn haben." — Unter den Gedichten, welche seinen Namen tragen, werden die Iliade und Odyssee fast einstimmig nach dem Zeugnisse aller Zeiten für seine Werke anerkannt.[2]) Die Entstehung, Abfassung und Erhaltung derselben ist in tiefes Dunkel eingehüllt, und eben deswegen in neuern Zeiten der Gegenstand der scharfsinnigsten und gelehrtesten Untersuchungen geworden. Um diese richtiger und genauer beurtheilen zu können, ist es nöthig die beiden Werke nach ihrem Inhalte, Zwecke und sonstigen Eigenthümlichkeiten zu kennen.

A. Die Iliade, deren Zweck und innerer Zusammenhang.

I. Neun Jahre haben die Griechen Troja belagert, da bricht in ihrem Heere eine verderbliche Pest aus. Der Wahrsager Kalchas muß die Götter um die Ursache befragen. Apoll hat die Krankheit geschickt, weil Agamemnon dem Priester des

---

[1]) Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der alten Welt. S. 170.

[2]) Die Hymnen und die Batrachomyomachie, die freilich schon früh dem Homer zugeschrieben werden, sind ohne Zweifel bis auf einige Fragmente unächt. Vid. Groddeck commentatio de Hymn. homeric. reliquiis.

Gottes, Chryses, der reichliches Lösegeld für die gefangene Tochter geboten, mit Beschimpfung zurückgewiesen hat. Agamemnon, um das Heer zu retten, giebt die Gefangene dem Priester zurück, fordert aber dafür zum Ersatz die Briseis, das Ehrengeschenk des Achill. Dieser widersetzt sich der Forderung anfangs mit Heftigkeit; doch auf Anrathen der Athene giebt er nach, und läßt die Briseis ohne Widerstand aus seinem Zelte abholen, schwört jedoch nicht mehr für die allgemeine Sache zu fechten. Ueber die ihm zugefügte Beleidigung beklagt er sich mit Bitterkeit bei seiner Mutter Thetis. Die Göttin wendet sich mit Bitten an Zeus und wirkt bei diesem das Versprechen aus, daß Achill durch schwere Niederlagen der Griechen gerächt werden soll.

II. Nach dem Rathschlusse des Zeus muß Agamemnon jetzt Anschläge machen, welche dem Heere zum Verderben gereichen. Ein Traum ermuntert ihn eine Schlacht gegen die Trojaner zu wagen. Um das Volk auf die Probe zu stellen, thut er den Vorschlag, die Belagerung aufzuheben und ins Vaterland zurückzukehren. Das Heer ist nicht abgeneigt den Vorschlag anzunehmen; doch leicht weiß der gewandte Ulysses die Gemüther nach dem Willen des Königs zu stimmen. Thersites allein, ein frecher Lästerer, wagt Widerspruch, wofür Ulysses ihn ernsthaft züchtiget. Agamemnon macht darauf die Anstalten zur Schlacht. Die sämmtlichen Verbündeten der beiden Heere werden aufgezählt.

III. Sobald die Heere in Schlachtordnung gestellt sind, treffen Paris und Menelaus aufeinander. Paris zieht sich zurück. Darüber von Hektor bitter getadelt, thut er den Vorschlag, den Krieg durch einen Zweikampf zu beendigen. Menelaus brennt vor Begierde sich an dem Räuber seines Weibes zu rächen: er selbst will der Gegner des Paris seyn. Die Bedingungen des Kampfes werden festgesetzt. Der König Priamus selbst erscheint bei dem Heere der Griechen, um den

Vertrag durch ein Opfer zu bestätigen. Helena zeigt sich auf der Mauer der Stadt und übersieht das Heer der Griechen. Nach Vollziehung des Opfers beginnt der Zweikampf. Paris hält den Angriff des Gegners nicht ab; er ergreift die Flucht. Venus bringt ihn unversehrt in das Gemach der Helena, wo er die bittersten Vorwürfe über seine Feigheit hören muß. Die Griechen fordern die Erfüllung des Vertrages, welche nicht erfolgt.

IV. Die Götter halten Rath über die Fortsetzung des Kampfes. Juno fordert sie mit Heftigkeit, worauf Zeus einwilligt. Athene muß die Sache einleiten. Pandarus verwundet den Menelaus durch einen Pfeilschuß. Diese Treulosigkeit veranlaßt den Agamemnon zu harten Klagen. Der Kampf wird mit Heftigkeit erneuert.

V. Diomed thut sich hervor in seiner Tapferkeit. Die Trojaner müssen weichen, denn auch Mars zieht sich zurück. Um so heftiger wüthet Diomed. Pandarus erhält den Lohn für seine treulose Frevelthat. Aeneas wird getroffen mit einem großen Feldsteine; er sinkt zu Boden. Schnell eilt Aphrodite herbei, um ihren Liebling aus dem Schlachtgetümmel zu entfernen. Doch hart muß die zarte Göttin der Liebe für ihre Kühnheit büßen: Diomed verwundet sie an der Hand. Weinend eilt sie zum Olymp, wo sie sich beim Zeus über den gottlosen Frevel des Diomed bitter beklagt. Dieser Tapfere sieht sich endlich durch Hektor in seinem kühnen Vordringen gehindert; diesem steht Mars zur Seite. Als nun aber Athene selbst den Wagen des Diomed besteigt, dringt derselbe muthig vor und verwundet sogar den Gott des Krieges. Mars eilt schreiend zum Olymp.

VI. Der Kampf dauert fort. Die Trojaner schöpfen neuen Muth. Glaukus schreitet vor gegen Diomed. Beide erkennen sich als Gastfreunde und wechseln ihre Waffenrüstung.

Hektor, welcher die Noth der Seinen wahrgenommen, nimmt thätigen Antheil am Kampfe. Er fordert die trojanischen Weiber auf, sich in den Tempel der Minerva zu begeben, um Gelübde für die Rettung des Vaterlandes zu thun. Darauf begiebt er sich zu seinem Bruder Paris, um auch diesem zum Kampfe aufzufordern. Nach einem rührenden Abschiede von der geliebten Andromache verläßt er die Stadt.

VII. Hektor thut von neuem den Vorschlag zu einem Zweikampfe. Menelaus ist bereit, sich selbst dazu zu stellen, doch Agamemnon räth ihn ab. Dieser will, daß das Loos entscheide, wer dem Hektor entgegen gestellt werden solle. Es fällt auf Ajax den Telamonier. Der Zweikampf beginnt. Bei gleicher Tapferkeit bleibt der Sieg unentschieden. Geschenke wechselnd gehen die Kämpfer als Freunde auseinander. Antenor thut darauf den Vorschlag, die Helena zurückzugeben, um so die Stadt von den Lasten des Krieges zu befreien. Paris widersetzt sich; er will nicht die Helena, sondern nur die mit ihr erhaltenen Schätze zurückgeben. Dieses Anerbieten weisen die Griechen zurück, machen jedoch einen Waffenstillstand, damit sie die Todten begraben und ihr Lager mit einem Walle umgeben.

VIII. Die Götter halten eine neue Berathung. Jupiter untersagt es allen Göttern, sich für irgend eine Parthei in den Kampf einzumischen. Die Angriffe werden erneuert; doch nach dem Rathe des Zeus zum Nachtheile der Griechen. Diese müssen sich zurückziehen, denn selbst der unerschrockene Diomed weicht, weil ein dreimaliger Blitz seine Pferde scheu gemacht hat. Hektor wüthet. Juno und Athene wollen den Griechen helfen. Eine heftige Drohung des Zeus treibt sie nach dem Olymp zurück.

IX. Agamemnon fängt an sein Betragen gegen Achill zu bereuen: es wird daher eine Aussöhnung mit dem Achill eingeleitet. Der Auftrag dazu wird dem Phönix, Ulysses und Ajax gegeben. Umsonst; nach einer langen Unterredung zwischen

Ulysses, und Achill kehren die Gesandten mit einer abschlägigen Antwort zum Agamemnon zurück.

X. Die Vornehmsten, Agamemnon, Menelaus und Nestor berathen sich, was in der bedrängten Lage zu thun sey. Sie beschließen, Kundschafter auszusenden, um die Rüstungen und Anschläge der Feinde genau kennen zu lernen. Ulysses und Ajax der Telamonier unterziehen sich dem gefahrvollen Geschäfte und fangen den zu gleichem Zwecke ausgesandten Dolon. Diesen fragen sie aus, gehen darauf in das Lager der Feinde, wo sie die Thrazier in ihren Nachtquartieren überfallen. Die Pferde des erschlagenen Rhesus werden als Beute mit fortgeführt.

XI. Am folgenden Tage wird der Kampf erneuert. Agamemnon zeigt sich als tapferer Held. Er erlegt viele Feinde, wird aber zuletzt selbst verwundet. Hektor tritt auf, so wie an der andern Seite Diomed. Diesen hindert ein Schuß des Paris bald am Kampfe. Daher sucht Ulysses die Feinde zurückzutreiben und dringt muthig vor. Doch umringt von Feinden, geräth er in die größte Gefahr. Er schreiet um Hülfe. Ajax, der es hört, eilt herbei und befreiet ihn.

Während dieser Zeit freuet sich Achill über die Noth seiner Landsleute; denn in ihren Niederlagen sieht er eine Strafe für die ihm zugefügte Kränkung.

XII. Unaufhaltsam dringen die Trojaner vor bis an die Mauer des griechischen Lagers. Alle Versuche der Griechen, die Feinde zurückzutreiben, sind vergeblich. Die Trojaner versuchen sich einen Weg in das Lager der Feinde zu bahnen. Dem Hektor gelingt es: er sprengt das starke Thor mit einem Steinwurfe. Mit Heftigkeit stürzen die Trojaner durch dasselbe.

XIII. In dieser Noth eilt Neptun den Griechen ohne Wissen des Zeus zu Hülfe. Er ermuntert die beiden Ajaxe zum Widerstande. Diese kämpfen mit heldenmüthiger Tapferkeit, ohne ein entscheidendes Uebergewicht über die Feinde ge-

winnen zu können, weil Hektor mit unwiderstehlicher Kraft wüthet und alles vor sich niederstreckt.

XIV. Die Griechen befinden sich in Noth; ihre Helden, Diomed, Ulysses und Agamemnon sind verwundet und können nicht kämpfen. Neptun setzt seine Hülfe daher fort. Ihn unterstützt Juno, welche den Plan faßt, die Aufmerksamkeit des Zeus vom Schauplatze des Krieges abzulenken. Mit listiger Bitte wendet sie sich an die Venus, daß sie ihr den Gürtel der Liebe übergebe. Mit diesem will sie ihren Gemahl fesseln und vom Schauplatze des Krieges entfernen. Der Kunstgriff gelingt. Jupiter schlummert ein in den Armen seiner Gattin. Während dieser Zeit wirft Ajax den Hektor mit einem Steine, daß er ohnmächtig zu Boden sinkt.

XV. Kaum ist Jupiter aus seinem Schlummer erwacht, so wendet er seinen Blick nach der Ebene von Troja. Neptun muß sich eiligst zurückziehen. Hektor erholt sich in kurzer Zeit, und dringt mit neuer Kraft auf die Feinde ein. Diese weichen. Hektor erreicht sogar die Schiffe der Griechen. Es fehlt nicht viel, daß nicht die ganze Flotte in Feuer aufgeht; das Schiff des Protesilaus brennt schon.

XVI. Jetzt wird Patroklus der Retter der Griechen. Da Achill, dessen Zorn durch alle Niederlagen der Griechen nicht befriediget ist, sich hartnäckig weigert zu kämpfen, so bricht jener in der Waffenrüstung des Peliden mit den Myrmidonern hervor und schlägt die Feinde in die Flucht. Gegen den Befehl seines Freundes verfolgt er sie bis vor die Thore der Stadt; ja, er macht sogar den Versuch die Mauer zu ersteigen. Sein Ungehorsam kostet ihm das Leben. Durch Mitwirkung der Götter muß der unerschrockene Held fallen.

XVII. Nicht genug, daß die Rüstung des Achill den Feinden in die Hände fällt, selbst der Leichnam des Patroklus kann nur mit Mühe gerettet werden. Menelaus und Meriones

nehmen ihn auf die Schultern, um ihn in das Lager zu tragen.

XVIII. So wie Achill die Nachricht von dem Tode seines geliebten Freundes erhält, bemächtiget sich seiner ein ungestümer Schmerz; sein Zustand gleicht dem eines Rasenden. Der Kampf um den Leichnam des Patroklus, welchen Hektor den Trägern beinahe entrissen hätte, dauert unterdessen fort. Endlich zeigt Achill sich auf der Mauer: die Feinde weichen zurück. Doch in die Stadt dürfen sie sich nicht zurückziehen, weil Hektor es nicht zugeben will. Achill wünscht sogleich Rache an den Feinden zu nehmen; der Verlust seiner Rüstung hindert ihn. Auf Bitten der Thetis verfertiget Hephästus ihm neue Waffen.

XIX. Sobald der Pelide sich in dem Besitze einer neuen Rüstung sieht, treibt ihn ein unwiderstehlicher Drang seine Rache zu vollziehen. Es erfolgt eine Aussöhnung mit dem Agamemnon, welcher öffentlich Abbitte thut und die Briseis zurückgiebt.

Mit ungebändigter Wuth schreitet Achill zum Kampfe. Seinen Entschluß, weder Speise noch Trank zu sich zu nehmen, kann selbst die gewandte Beredtsamkeit des Ulysses nicht umstimmen: Athene rüstet ihn daher aus mit einer höhern Kraft.

XX. Das Gefecht wird allgemein. Alle Götter nehmen jetzt Antheil an dem Kampfe nach dem Willen des Zeus. Aeneas will Widerstand leisten; umsonst, beinahe hätte er sein Leben eingebüßt. Hektor erscheint, die unbesiegbare Schutzwehr der Seinen. Auch dieser vermag nichts. Alles weicht vor dem furchtbaren Peliden.

XXI. In wilder Flucht stürzen die Trojaner sich in den Skamander, in welchem Achill sie niedermetzelt. Diese Grausamkeit entflammt den Zorn des Flußgottes. Er regt seine Fluten mit brausendem Ungestüm auf, um so den Helden zu verderben. Die Götter helfen dem Peliden. Vulkan treibt die Gewalt des Wassers zurück. Die Schutzgötter der Trojaner ziehen sich vom

Kampfplatze zurück; das Heer flüchtet in die Stadt. Hektor allein ist unschlüssig, ob er fliehen soll.

XXII. Die inständigsten Bitten seiner Aeltern können ihn nicht bewegen, sich in die Stadt zurückzuziehen. Da nähert sich Achill; es wankt sein Muth. Doch fliehen kann er nicht mehr, denn jener schneidet ihm den Rückzug in die Stadt ab. Mit Bestimmtheit sieht er jetzt seinen Tod voraus. Vor dem Anfange des entscheidenden Kampfes sucht er durch einen Vertrag seinen Körper vor Mißhandlungen zu sichern. Der ergrimmte Achill will von keinem Vertrage wissen. Er macht den Angriff, streckt seinen verhaßten Gegner zu Boden und schleift den Leichnam um die Mauer der Stadt.

XXIII. Damit ist die Rache vollzogen. Ein feierliches Leichenbegängniß wird angestellt zur Ehre des erschlagenen Freundes, dessen Schatten dem Achill im Traume erscheint. Die Asche wird gesammelt. Es folgen mannigfaltige Kampfspiele.

XXIV. Nach dem Willen der Götter soll Hermes den Leichnam des Hektor dem Priamus überbringen. Juno will es nicht zugeben. Nachdem Achill daher durch eine göttliche Ermahnung zur Auslieferung geneigt gemacht ist, erscheint der alte Priamus, geführt von Hermes, im Lager der Griechen. Auf den Knieen bittet der Greis den sonst Unerbittlichen um den Leichnam des Sohns. Dieser Anblick rührt den im Zorne alle menschlichen Gefühle Verleugnenden. Priamus kehrt mit der Leiche in die Stadt zurück. Den Schluß macht das Leichenbegängniß. —

Wenn man den Gang der Erzählung, welche die Iliade enthält, übersieht, so muß man bald wahrnehmen, daß diesem Werke Einheit des Planes in der Anlage und Durchführung zum Grunde liegt, und daß Anfang, Mittel und Ende in einer genauen Verbindung stehen. Es fehlt freilich nicht an Kritikern,

welche diese Einheit bestreiten. Die Beschaffenheit der Gründe verräth jedoch deutlich den Zweck, warum man den losen Zusammenhang so sorgfältig aufsucht. Der Mangel der Einheit und einer das Ganze zusammenhaltenden Idee soll erweisen, daß die Iliade ein aus verschiedenen Rhapsodieen zusammengesetztes Gedicht sey. Dies Verfahren in der Beweisführung ist im Allgemeinen nicht zu tadeln, denn keine Gründe haben mehr Gewicht, als gerade solche, welche aus der innern Einrichtung des Werkes hergenommen sind. Gelingt es nämlich das Band der Einheit, welches das Ganze zusammenhält, abzulösen, oder zu zerreißen, so müssen natürlich die einzelnen Stücke, welche als die Bestandtheile des Gedichtes anzusehen sind, ohne Haltung auseinander fallen. Daher fing man an, in den einzelnen Gruppen des großen Gemäldes eine Hauptperson, oder ein in die Augen fallendes Ereigniß hervorzuheben, und nach diesen einzelne für sich bestehende Partieen zu bezeichnen und sie unter besonderen Namen zu selbstständigen Gesängen oder Rhapsodieen zu stempeln. So nannte man das fünfte Buch, welches die Thaten des Diomed enthält, *Διομήδους ἀριστεία*, das zehnte *Δολώνεια*, das zwölfte *τειχομαχία*, das sechszehnte *Πατρόκλεια*, das achtzehnte *ὁπλοποιΐα*. Auf gleiche Weise erhielten die übrigen Bücher Namen nach der Beschaffenheit ihres Inhaltes.

Daß ein solches Zerlegen in Theile mit nicht großer Mühe gelingen muß, ist leicht einzusehen. Denn wo wäre in einem langen Gedichte wohl ein so strenger Zusammenhang, daß man nicht im Stande wäre, einzelne Schilderungen von ausgezeichneten Heldenthaten und merkwürdigen Vorfällen so zu trennen, daß sie das Ansehen eines für sich bestehenden Gesanges erhielten?

Wir müssen daher, ohne die Möglichkeit einer Zerlegung in Theile zu bestreiten, vielmehr die Frage so stellen, ob die sämmtlichen Theile sich schicklich zu einem Ganzen

vereinigen lassen. Ferner, ob es eine allgemeine Idee giebt, welche durch die Vereinigung sämmtlicher Rhapsodieen veranschaulicht und in das Klare gesetzt wird. Man muß, um diese Fragen zu beantworten, nicht versuchen, ob der Faden, der den Zusammenhang bildet, sich leicht zerreißen lasse, sondern vielmehr untersuchen, ob er fortlaufend in sämmtlichen Rhapsodieen verfolgt werden könne, so daß man nicht auf offenbare Lücken trifft, in welchen der Zusammenhang gänzlich unterbrochen ist, und man daher nur durch einen verzweiflungsvollen Sprung wieder auf einen fortlaufenden Weg gelangen kann.

Bei der Beurtheilung des inneren Zusammenhanges in den homerischen Epopöien muß die Beschaffenheit des Vortrages ganz besonders in Erwägung gezogen werden. Der Dichter hat nämlich das Eigene, daß er sich überall mit der größten Ausführlichkeit in das Einzelne vertieft [1]) Die natürliche Folge einer solchen Ausführlichkeit in der Behandlung des Einzelnen ist längeres Verweilen bei Nebendingen, als der Zweck des Ganzen unmittelbar fordert, und ein häufiges Abschweifen von dem Wege, der gerade und am kürzesten zum Ziele führt. Wenn man aber dem Gange der Erzählung selbst in den Abschweifungen nur mit Aufmerksamkeit folget, so muß man leicht wahrnehmen, daß der Dichter sein Ziel nie ganz aus den Augen verliert.

Um jedoch den innern Zusammenhang der Iliade mit klarer Deutlichkeit zu übersehen, muß man vorher die Frage über den letzten und höchsten Zweck dieses Gedichtes beantworten, weil man nur, wenn man die Idee, welche das Ganze trägt, vor Augen hat, einen strengen Zusammenhang in der Ausführung wahrzunehmen im Stande ist.

---

[1]) Siehe unten: Charakteristische Züge der homerischen Dichtungsart.

Ueber den letzten Zweck der Iliade und Odyssee sind die Ansichten schon bei den Alten, besonders aber in unsern Tagen, sehr verschieden. Nach der Meinung älterer Ausleger hat die Iliade die Absicht, die Thaten der Griechen vor Troja zu verherrlichen. Andere halten die Schilderungen der Kriegsbegebenheiten für Nebensache, sie wollen den beleidigten und gerächten Achill zum Thema des ganzen Gedichtes machen. Neuere Symboliker sehen in diesem Kriege den Kampf des Orients mit dem Occident, indem die Gesänge des Homer eine nothwendige Erscheinung in der Offenbarung der Weltseele seyn sollen.

Zur Beantwortung dieser Frage ist die allgemeine Bemerkung vorauszuschicken, daß ein Dichter nicht eben treibende Beweggründe von außen her haben müsse, damit er singe; ein innerer Drang, ein eigenthümlicher Sinn treibt ihn. [1]) Das Singen ist ihm Bedürfniß. Er muß singen, weil die Natur ihn zum Dichter bestimmte.

Hieraus folgt jedoch nicht, daß er bei der Abfassung seiner Geistes-Produkte keinen Zweck verfolge; vielmehr, indem ein innerer Sinn ihn treibt, sieht sein Verstand sich nach einem dem Standpunkte seiner Bildung, seiner Neigung und seiner Lebens- und Weltansicht angemessenen Gegenstande für die dichterische Behandlung um. Daher thut man den ältesten uns bekannten Dichtern leicht zu viel Ehre an, wenn man, wie es manche mystische Symboliker unserer Zeit thun, in den einfachen Ergießungen des die Brust bewegenden Dichtertalents die tiefsten und geheimnißvollsten Wahrheiten der neuesten Philosophie aufspüren will; wenn man annimmt, was die Philosophen jetzt in klaren Begriffen aussprechen, das hätten ältere Dichter in ihren Gesängen, oder Priester in Symbolen, Mythen und Religions-

---

[1]) Animus fert, wie Ovid in den Metamorph. sagt; oder ὅππη οἱ νόος ὄρνυται Od. I, 347.

Kulten, wenn auch nicht in klaren Begriffen, doch wenigstens in dunkeln unaussprechlichen Gefühlen und Ahnungen nach einem tief versteckten Plane niedergelegt. Diese Sucht, Begriffe und Weltansichten neuerer Zeit aus den Symbolen und Mythen des Alterthums herzuleiten, oder richtiger, sie durch künstliche Deutungen hineinzutragen, wo man sie nun einmal finden will, führt zu einer unglückseligen Sprach- und Gedankenverwirrung, indem man den Gang der Geschichte geradezu umkehrt. Man erklärt die Gegenwart nämlich nicht aus der Vergangenheit, sondern man läßt die Vergangenheit rückwärts aus der Gegenwart entstehen. Noch heilloser werden solche Deutungen, wenn man die Ueberreste alter mythischer Sagen und dunkler Symbole durcheinander mengt, und dann, um in das Chaos Einheit zu bringen, die Begriffe des Alterthums philosophisch entwickelt, und ein großes System daraus zusammensetzt — Doch wir kehren zur Sache zurück.

Man sollte erwarten, daß man nie über den Zweck der Iliade in Ungewißheit gewesen wäre, da der Dichter sich selbst so bestimmt und klar in den Worten des Einganges darüber ausspricht.

Allein gerade diese bestimmte Aussage hat Manche, die gern das Einfache und Klare verschmähen, um überall etwas Tiefverstecktes und Unbegreifliches aufzuspüren, verleitet, den Zweck der Iliade in geheimnißvollen Sätzen zu suchen.

Was der Eingang sagt, das findet sich durch den Inhalt des ganzen Gedichtes bestätigt. Homer besingt den Zorn des Achill in seinem Ursprunge, Fortgange und Ende. Er sagt uns, wodurch Achill von Agamemnon beleidigt wird, wie dieser in seinem bethörten Sinne sich und seinem Volke große Leiden bereitet, wie der Kampf fortgesetzt wird zum großen Nachtheile der Griechen, und wie endlich die gekränkte Ehre des Achill auf eine glänzende Weise Genugthuung erhält.

Hier wirft man natürlich die Frage auf: Was will Homer, indem er den beleidigten und gerächten Achill in einem so ausführlichen Gedichte darstellt? Benutzte er etwa dieses Thema, um den trojanischen Krieg in seinem ganzen Hergange zu besingen und das Andenken dieser denkwürdigen Begebenheit unter den Griechen zu erhalten?

Diese Ansicht hat einen Schein der Wahrheit für sich, und manche Ausleger haben nicht gezweifelt dem Dichter diesen Zweck beizulegen. Doch bei einer genaueren Prüfung kann man diese Meinung nicht festhalten. Mag immerhin die Iliade uns ein recht anschauliches Bild von den Thaten der Griechen vor Troja geben; eine Kriegsgeschichte zu liefern, ist unmöglich Zweck des Dichters gewesen. Wie unvollkommen und mangelhaft hätte Homer in diesem Falle seine Aufgabe gelöset. Der Dichter versetzt uns in seinem Werke sogleich mitten in den Krieg, um uns hier einzelne Auftritte und Vorfälle desselben zu schildern. Doch weder über den Anfang noch über das Ende desselben giebt er uns das nöthige Licht. Wir erblicken die Griechen vor Troja im neunten Jahre der Belagerung. Mit dem Tode des Hektor bricht der Dichter plötzlich ab. Wollte er eine Kriegsgeschichte liefern, so wäre es wahrlich unverzeihlich gewesen, die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Lesers für den Hauptpunkt bis auf den höchsten Grad zu spannen, und diesen dann in Ungewißheit zu lassen. Bei der Annahme, daß Homer den Krieg in der Beleidigung des Achill habe besingen wollen, war das Ende des Krieges, die Zerstörung von Troja, der nothwendige Schlußstein des Ganzen. Daher haben schon ältere Ausleger, die von dieser Ansicht ausgingen, daß der Dichter den Krieg besinge, ihm das plötzliche Abbrechen zu einem Vorwurfe gemacht.

Uebersieht man den Gang der Erzählung, so kann man unmöglich Kriegsgeschichte zum Zweck der homerschen Dichtung machen. Die Art und Weise, wie Homer uns den beleidigten

und gerächten Achill besingt, führt natürlich auf den Gedanken, die Iliade, — was sich auch von der Odyssee erweisen läßt, — sey nichts Anderes, als ein im Großen durchgeführter Beleg für das Daseyn der vergeltenden Nemesis; sie predigt die Wahrheit: Uebermuth wird stets bestraft. So wie in der Iliade Agamemnon und mit ihm die Griechen büßen müssen für das dem Achill zugefügte Unrecht, so erleidet in der Odyssee gleichfalls der Uebermuth der üppigen Freier den wohlverdienten Lohn.

Diese große, zu allen Zeiten anerkannte und überall bestätigte Wahrheit zu veranschaulichen, ist gewiß eine dieser beiden großen Werke würdige Aufgabe: sie kann den Menschen aller Zeiten nicht eindringlich und bleibend genug empfohlen werden.

Man könnte vielleicht einwenden, daß dieser Zweck zu philosophisch für Homer und dessen Zeitalter gewesen sey. Allein die Idee von einer strafenden Nemesis ist so alt als die Geschichte. Schon Horaz hatte dieselbe Ansicht von der Iliade [1])

Die Behandlung dieser großen und wichtigen Lehre erscheint als die höchste und letzte Aufgabe der beiden Werke des Homer. Dabei ist jedoch nicht zu bestreiten, daß der Dichter zugleich manche Nebenzwecke verfolgt habe, die ihn, durch Zeitverhältnisse veranlaßt, dazu vermogten, jene Wahrheiten an so großen Beispielen zu entwickeln und den Menschen vor die Augen zu stellen.

Er hielt es für seinen Zweck nöthig, recht einfache, natürliche, durch Kultur und Luxus nicht verzärtelte Menschen in ihrer ganzen originellen Handlungsweise auftreten zu lassen. Er schildert Menschen, welche ohne Künste und Wissenschaften, ohne Verfeinerung der Sitten und der Lebensweise sich groß,

---

[1]) Horat. Epist. lib. I, 2. sagt: die Iliade enthält Stultorum regum et populorum aestus; ferner: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

edel und stark zeigen, und welche nach ihrer Weise in einem recht glücklichen Zustande leben. Man hat Ursache anzunehmen, daß Homer nicht ganz das wirkliche Leben schildere, sondern daß er es sich vielmehr zur Aufgabe gemacht habe, eine Welt zu dichten, in welcher eine solche Natureinfachheit statt fände, wie sie seine Menschen zeigen sollten. Seine Zeit war das wahre Heroenalter nicht mehr. In den Kolonieen an der Küste von Kleinasien mußte mit der Ausbreitung des Handels und dem Aufkommen derjenigen Künste, die zur Verfeinerung der Sitten und der ganzen Lebensweise dienen, eine Art von Verweichlichung eintreten. Man wende hier nicht ein, Homer habe in einem Zeitalter gelebt, wo das Menschengeschlecht von Verfall der Sitten und Verweichlichung noch frei gewesen sey. Unverdorbene Menschen kennt die Geschichte gar nicht. Verfall der Sitten hat sich überall und stets gezeigt, sobald ein Volk sich eines gewissen Wohlstandes, der in der Regel bald zum Luxus führt, erfreuet. Der Dichter selbst kennt Gottlosigkeit in dem Heroenalter, welches er besingt. Welche verhöhnende Aeußerung erlaubt sich Eurymachus über den Wahrsager Halitherses. „Deine Kunst ist Betrug, wirft er ihm vor; Gewinnsucht leitet dich bei deinen Orakelsprüchen.“ [1]) Fälle der Art mußten dem Dichter ohne Zweifel bekannt seyn.

Wenn nun Homer reine unverdorbene Naturmenschen in den Helden von Troja schilderte, so konnte seine Absicht keine andere seyn, als seiner näheren Umgebung, wo er den Untergang dieser kräftigen Natureinfachheit wahrnahm, ein Menschengeschlecht vorzustellen, was derselben zum Muster dienen konnte, das ihr um so leichter zu erreichen war, da sie jenem Geschlechte noch sehr nahe stand.

Wenn wir annehmen, daß Homer in einem Zeitalter lebte, in welchem bei allmählig fortschreitender Bildung die Gewalt

---

[1]) Od. II, 177. ff.

der Herrscher noch dieselbe geblieben war, wie sie unter den rohesten und ungebildetsten Menschen zu seyn pflegt, nämlich daß sie kein sie beschränkendes und der Willkühr Grenzen setzendes Gesetz kennen, und also der Mißbrauch der Gewalt durch nichts als den eigenen Willen verhütet wird, da konnte es nicht fehlen, daß ihm unter den Völkern seiner Umgebung manche Beispiele sichtbar wurden, welche kränkende Ungerechtigkeiten und willkührliche Bedrückungen einer ungehemmten Herrschergewalt bezeugten. Der Herrscher, welchen keine Verfassung beschränkt und hemmt, folgt seinen Neigungen und Leidenschaften ohne Rückhalt. Bei einfachen Naturmenschen schadet indessen eine solche Unbeschränktheit weniger, als unter einem Volke, bei welchem Handel, Künste und Gewerbe anfangen, einen verfeinerten Lebensgenuß einzuführen.

Diese höchst verderblichen Folgen einer unbeschränkten Herrscherwillkühr, wenn auch nicht überall, doch in einigen Staaten seiner Zeit wahrnehmend, stellte der Dichter ein warnendes Beispiel dieses Mißbrauches auf. Um es den Gemüthern recht tief einzuprägen, wählte er die Schilderung des ihm so nahe liegenden und in mancher Hinsicht noch damals nicht ganz untergegangenen Heroenalters des trojanischen Krieges. Die Kunde desselben hatte er aus Volkssagen, mündlichen Ueberlieferungen und Volksliedern. Wo ihm genaue und ausführliche Nachrichten fehlten, da ergänzte er durch freie Dichtung. Daß dies geschehen seyn muß, zeigt die erschöpfende Ausführlichkeit, mit welcher er jedes Ereigniß, jede Begebenheit und jeden Auftritt behandelt und durchführt. Unmöglich konnte er so ausführliche und in das Einzelne gehende Nachrichten von dem trojanischen Kriege und den sonstigen Begebenheiten jener Zeit erhalten haben.

Doch nicht bloß in den Ausschmückungen und mit Ausführlichkeit durchgeführten Schilderungen ist dichterische Zugabe zu erkennen, sondern das ganze Verhältniß zwischen Agamemnon

und Achill trägt das Gepräge der Dichtung an sich. Der Dichter mußte die Stellung und das Verhältniß unter den beiden Hauptpersonen seines Werkes so erscheinen lassen, daß sein großer Zweck um so viel klarer und anschaulicher hervorgehoben würde. Es ist nöthig, dies Verhältniß etwas näher in das Auge zu fassen.

Agamemnon, der mächtige Herrscher über einen Theil des Peloponnes und über viele Inseln, ist in seinem Bruder Menelaus beleidiget. Er fordert Genugthuung von dem Räuber der Helena. Alle Fürsten Griechenlands vereinigen sich zu diesem großen Zuge. Dieser allgemeine Verein mußte freiwillig gebildet werden, denn zwingen konnte Agamemnon, wenn er auch ein sehr mächtiger Fürst war, unmöglich Alle; Homer weiß wenigstens nichts von einem solchen abhängigen Verhältnisse unter den verschiedenen Völkerschaften des ältesten Griechenlands. Nach der Darstellung des Dichters werden die sämmtlichen Fürsten durch einen feierlichen Eid zur Theilnahme an dem Kriege verpflichtet. Dieses Mittel der Verpflichtung erregt schon den Zweifel des Thucydides; er meint, Agamemnon müsse vermöge seiner Macht einen zwingenden Einfluß auf die übrigen Herrscher Griechenlands gehabt haben. [1]) Allein so viel auch diese Meinung für sich hat, so kann sie wenig Beifall finden, weil sie gegen das von Homer geschilderte Verhältniß streitet. Nach diesem regiert jeder Fürst als unabhängiger Herrscher in seinem Reiche.

Waren nun aber die Fürsten, namentlich Achill, Ulysses und Nestor, unabhängig von einander, warum unterwarfen sie sich so willig dem Ansehen des Agamemnon, welcher der vom Zeus mit Ehre und Macht Gekrönte genannt wird? Waren denn die übrigen Herrscher nicht gleichfalls Söhne des Zeus und unumschränkte Herrscher in ihren Reichen? Soll also die Unterwerfung unter Agamemnon wirklich statt gefunden haben, so

---

[1]) Tucyd. I, 9.

muß der Zustand der griechischen Staaten zur Zeit des trojanischen Krieges ein anderer gewesen seyn, als wir ihn nach den Angaben des Dichters denken müssen.

Waren aber die Fürsten des Homer freie Beherrscher ihrer Völker, wie geht es zu, daß der heftige, ungestüme, aufbrausende Achill, der als tapferster Heros jener Zeit doch offenbar mehr Ansehen besitzen mußte als Agamemnon, indem ja seine persönliche Tapferkeit dem ganzen Kriege einen entscheidenden Ausschlag gab, sich selst beherrscht und sich vor dem Ansehen desselben beuget? Die Antwort, sein Eid habe ihn gebunden, giebt keine genügende Auskunft, denn wollte er seinem Eide nachkommen, so durfte er die allgemeine Sache nicht verlassen.

Die geduldige Unterwerfung des Achill unter den königlichen Befehl des Agamemnon läßt sich wohl denken in einem Zeitalter, in welchem die Majestät der königlichen Obergewalt verfassungsmäßig gewisse Vorrechte hat. Doch in einem Zeitalter, wo persönliche Tapferkeit den Herrscher bestimmt, erhält und sichert, da ist eine solche willige Unterwerfung nicht denkbar; sie streitet mit der menschlichen Natur.

Es leuchtet also deutlich hervor, daß der Dichter dies Verhältniß so gedichtet hat, weil er die geheiligten Rechte der königlichen Gewalt und des Thrones, die man zu alten Zeiten anerkannt hat, und was auch in manchen Staaten seiner Zeit, wenn auch gerade nicht in den republikanisch eingerichteten Kolonieen, geschah, anerkannt wissen wollte. Daher muß denn der unbesiegbare Heros Achill sich dem Agamemnon, dem anerkannten Führer des Zuges, als einem von den Göttern gekrönten Oberhaupte, willig unterwerfen. Wenn auch die königliche Gewalt in einer Privat-Sache nach Willkühr handelt und die Rechte eines Untergebenen auf eine übermüthige Weise kränkt, so fügt sich jener Riese an körperlicher Kraft, weil der, welcher ihn beleidiget, König ist. Dabei tröstet ihn der Gedanke, daß die Götter einen solchen Uebermuth zu strafen wissen werden: Zeus, der höchste

Regierer des Weltalls, der König der Könige, könne ein solches Unrecht nicht geschehen lassen. Dieser zeigt sich daher auch sogleich geneigt, dem Achill Genugthuung zu verschaffen. Harte Niederlagen des Heeres beugen den stolzen Uebermuth des Agamemnon. Da kommt dieser endlich zur Besinnung und sieht sein Unrecht ein; ja, er schämt sich nicht Abbitte zu thun. Achill giebt nach, denn der Tod seines Freundes Patroklus hat seinen Geist mit einem ungebändigten Streben, sich zu rächen, entflammt. Mit Grausamkeit wüthet er in den Reihen der Feinde. Nach vielem Blutvergießen stößt er endlich auf seinen Todfeind, auf Hektor. Dieser fällt und mit ihm die Schutzwehr der Trojaner. Der Untergang der Stadt ist unvermeidlich.

Stellt man diese Begebenheiten in ihrem Ausgange zusammen, so sieht man hier einen doppelten Strafakt der rächenden Nemesis. Agamemnon muß schwer büßen für die Kränkung der Rechte eines Untergebenen, welcher es nicht wagt seinen Arm zu erheben gegen ein Haupt, dem Jupiter höhere Macht verliehen. Auch Troja geht unter; es trägt die Strafe für die von Paris verletzten Rechte der Gastfreundschaft.

Eine ewig wahre, dem menschlichen Geiste unauslöschlich tief eingeprägte Idee ist die Grundlage, welche das große Gebäude der homerischen Dichtungen trägt. Die auf die Veranschaulichung dieser Idee sich beziehenden Begebenheiten machen die Grundfäden dieses großen Gewebes aus; das Uebrige dient zur Ausschmückung und stellt die Hauptbegebenheiten in ein klareres Licht.

Soll ein Kriegsgemälde von solchem Umfange Vollendung haben, so muß es sich natürlich in Gruppen zerlegen lassen, die wiederum eine gewisse Einheit für sich haben. Gruppen der Art fehlet indessen die vollendete Abgeschlossenheit; ihre Einheit ist eine partielle, sie haben nicht Anfang, Mittel und Ende.

Wollte der Dichter ein treues und vollendetes Gemälde des Heroenalters liefern, so mußte er dasselbe in allen Verhältnissen

des Lebens darstellen. Dazu genügten nicht einzelne Andeutungen und allgemein abgefaßte Schilderungen von Begebenheiten; er mußte vielmehr suchen, den Zuhörer in der von ihm besungenen Welt einheimisch zu machen. Dies konnte er nur erreichen, wenn er recht viele verschiedene Auftritte, Vorfälle und Begebenheiten des Krieges in recht ausführlichen Darstellungen schilderte. Hieraus erklärt sich die Reichhaltigkeit des Dichters in seinen Erzählungen von Kriegsthaten, welche größtentheils nicht als wesentliche Bestandtheile des zu behandelnden Gegenstandes angesehen werden können.

Wer von diesem Gesichtspunkte aus die Iliade in ihrem ganzen Umfange übersieht, der muß Einheit und zweckmäßigen Zusammenhang in ihr finden. In diesen Beweis müssen wir hier etwas tiefer eingehen.

Das Proömium enthält den Hauptgedanken des ganzen Gedichtes, und mehr durfte es nicht enthalten, wofern es nicht die Gestalt einer mageren und trockenen Inhaltsanzeige annehmen sollte. Der Einwand, die Iliade enthalte mehr, als das Proömium sage, kann kein Gewicht haben. Es ist ja ganz in dem Geiste der Schreibart des Homer, in der Darstellung einen bestimmten Punkt aufzufassen und von diesem auszugehen; nie ist es seine Weise, allgemeine Uebersichten zu geben.

Der Anfang nach dem Proömium versetzt uns sogleich auf den Schauplatz des Krieges, und macht uns mit der Lage und den Verhältnissen des griechischen Heeres bekannt. Agamemnon beleidiget den Peliden, der, um sich zu rächen, sich einer gänzlichen Unthätigkeit hingiebt. Der Kampf wird fortgesetzt mit abwechselndem Glücke, doch endlich zum großen Nachtheile der Griechen. Die Noth steigt auf das Höchste. Achill wird zur Theilnahme des Krieges veranlaßt, und Hektor fällt als Held.

Einheit des Planes und innerer Zusammenhang springt bei einer allgemeinen Uebersicht sogleich in die Augen. Doch bei einer näheren Betrachtung erscheinen manche Erzählungen als

fremdartige Theile. Wir müssen daher untersuchen, ob man im Stande ist, einen fortlaufenden Faden durch das ganze Gedicht zu verfolgen. Vorausschicken müssen wir hier die Bemerkung, daß es sehr natürlich ist, wenn im Verfolge der Erzählung manche Stellen vorkommen, welche nach dem Urtheile eines Kunstrichters unserer Zeit entweder gänzlich hätten fehlen, oder vielleicht in einer andern Folge hätten geordnet werden können; ja, daß es für ein Wunder gehalten werden müßte, wenn der Dichter in dieser Rücksicht allen Tadel entgehen könnte. Es versteht sich freilich von selbst, daß einem Dichter, der ein so vollendetes Kunstwerk zu schaffen fähig war, ein echt poetischer Sinn und ein geläuterter Geschmack eigen seyn mußte, so daß wir jetzt wohl zu beurtheilen im Stande sind, wenn ihm etwas zugeschrieben wird, was seiner unwürdig ist; denn natürliches Talent und feiner Takt leitete ihn, der von Theorie und Kunstregeln nichts wußte, überall mit Sicherheit. Allein muß das natürliche Talent nicht überall durch Kunst geregelt und veredelt werden? Wird daher der dem Gefühle ganz folgende Naturdichter sich nicht hin und wieder auf Abwege verlieren, wo ihn der durch Theorie gebildete Kunstrichter glaubt tadeln zu müssen?

Manche neuere Ausleger des Homer scheinen dies zu vergessen. Homer soll, gegen die Erfahrung aller menschlichen Fähigkeit und alles menschlichen Schaffens, ein in jeder Hinsicht vollendetes Meisterstück aller Zeiten geliefert haben. Solche Kritiker entwerfen sich ein Ideal des Heldengedichtes, und wo sie etwas ihrem Ideale nicht völlig Entsprechendes auffinden, da sehen sie Entstellungen und Einschiebsel späterer Zeit. — Wir wenden uns jetzt zur Nachweisung des Zusammenhanges der einzelnen Stücke in der Iliade.

Ohne hier länger bei dem Schiffs-Kataloge, der, wenn man einzelne Stellen ausnimmt, echt seyn muß, denn wir kenneten ohne ihn keins der beiden Heere, wenden wir uns sogleich zu

dem dritten Buche, dessen Inhalt mit dem ersten nicht zusammenzustimmen scheint. Nachdem Jupiter den Achill zu rächen versprochen, und Agamemnon alle Anstalten zu einem entscheidenden Kampfe gemacht hat, läßt der Dichter den Paris einen Versuch machen, den Krieg durch einen Zweikampf beizulegen. Hier sollte man aber sogleich schwere Niederlagen der Griechen erwarten. Ferner scheint noch vielweniger zur Sache zu gehören, was von den Thaten des Diomed, der die Trojaner so sehr in die Enge treibt, und was von denen des Agamemnon späterhin erzählt wird.

Der Dichter konnte allerdings auf einem weit kürzeren Wege zum Ziele kommen, wenn es ihm nämlich darum zu thun war, sein Thema so kurz als möglich zu behandeln. Er wollte uns aber ein anschauliches Bild von dem ganzen Kriege und den Menschen, welche ihn führten, geben; daher mußte er sich nothwendiger Weise tiefer einlassen in die Kriegsgeschichte. Er mußte, gleich wie in einem Drama, nach dem Eingange Mittelakte einschieben und Verwickelungen einleiten, um so bei dem Zuhörer das Interesse für die beiden Partheien zu wecken. Die Einkleidung von Zwischenbegebenheiten ist nicht zu tadeln; sie durfte nicht fehlen.

Was aber das siegreiche Vordringen der Griechen gegen das gegebene Versprechen des Zeus betrifft, so erklärt es sich hinreichend, theils aus den Einwirkungen der Juno und Athene, denen Zeus sein der Thetis gegebenes Versprechen nicht mittheilen konnte, theils aus der ausdrücklichen Ankündigung des Dichters,[1] „daß Griechen und Troer abwechselnd noch viele Leiden „in harten Kämpfen erdulden müßten, bis das Ende des Krieges erschiene." Nach einer solchen bestimmten Erklärung gehört also die Erzählung der wechselnden Kriegsvorfälle ganz in den Plan des Dichters.

---

[1]) Il. II, 39. 40.

Doch bald stößt man auf neue Schwierigkeiten. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß die Durchführung in der Gedankenreihe und in den Bildern im fünften Buche nicht so gelungen ist, als in den meisten andern. Es kommen auch manche seltsame Auftritte vor, die der Götter unwürdig zu seyn scheinen, z. B. das Auftreten der Venus und ihr Benehmen; das Klagen des Hektor über Trägheit seines Bruders, der sich doch bereitwillig zum Zweikampfe gestellt hat. Ja noch auffallender erscheint es auf den ersten Blik, daß Hektor und Paris, sobald sie auf dem Kampfplatze erscheinen, wiederum einen Versuch machen, den Krieg durch einen Zweikampf zu beendigen, und daß die Griechen, die so treulos behandelt worden sind, diesen Vorschlag annehmen. Diese Wiederhohlung erscheint seltsam, da der Dichter nichts gethan hat, um sie zu rechtfertigen. Die Griechen hatten sich freilich für den Bruch des Vertrages gerächt. Allein unbegreiflich scheint es doch, wie Hektor es wagen mag, eine neue Aufforderung zu einem Zweikampfe an die Griechen zu erlassen, ohne sich vorher über das früher Vorgefallene zu rechtfertigen: ferner, wie die Griechen geneigt seyn können auf den Vorschlag einzugehen, da doch das Kriegsglück auf ihrer Seite ist.

Wenn man auch den Dichter hier nicht überall vertheidigen kann, so läßt sich doch Folgendes erwiedern.

Das Benehmen der Venus muß uns nach unsern Religionsbegriffen in einem hohen Grade unwürdig erscheinen. Doch der homerischen Ansicht ist es nicht zuwider. Der Kontrast der sanften und zarten Gefühle, mit welchen die Göttin der Liebe ausgestattet ist, zu dem rohen Gemetzel und unmenschlichen Grausamkeiten des Krieges, konnte nicht anschaulicher dargestellt werden. Die Venus handelt hier ganz dem ihr vom Dichter sonst beigelegten Charakter gemäß.

Der dem Paris gemachte Vorwurf ist wohl verdient, er bezieht sich auf sein Betragen im Allgemeinen. Ueberall schildert

der Dichter uns ihn als einen verweichlichten Liebhaber, der sich mehr um Putz und Vergnügen bekümmerte, als um den Krieg, dessen Urheber er war.

Der zweite Zweikampf ist hinreichend motivirt, wenn man erwägt, daß er unmittelbar auf göttliche Veranstaltung durch den Wahrsager Helenus eingeleitet ist, und daß Hektor den Ausgang des ersten Zweikampfes für eine Fügung des Zeus ansieht.[1]) Daß Agamemnon die Treulosigkeit der Trojaner nicht rügt, mag darin seinen Grund haben, daß er, obgleich der Sieg ihm günstig gewesen ist, ohne den Arm des Achill den Krieg nicht zu beendigen sieht. Auf vortheilhafte Bedingungen des Friedens konnte er jetzt mit Sicherheit rechnen.

Die Schilderung der beiden Zweikämpfe ist gewiß im Allgemeinen von großer Wichtigkeit; sie dient vorzüglich dazu, die beiden trojanischen Kämpfer als Krieger zu charakterisiren. Wie wenig würden wir überhaupt vom Paris wissen, wenn diese ganze Erzählung des Zweikampfes ausfiele.

Eben so wenig darf das fehlen, was von den Heldenthaten des Diomed mitgetheilt wird. Der Dichter selbst hat es vorbereitet. Das Benehmen des Diomed bei einem bittern und unverdienten Tadel des Agamemnon läßt etwas Großes und Ausgezeichnetes von ihm erwarten.[2]) Wenn Hektor der Athene ein Weihgeschenk bringen läßt, damit doch Diomed vom Kampfe abstehe, so muß er mehr als irgend ein anderer griechischer Held gegen die Trojaner gewüthet haben.

Wenn sich übrigens nicht jedes Bild, nicht jede Wendung des Dichters als gleich gelungen rechtfertigen läßt, so findet sich der Ausspruch des Horaz, bonum dormitasse Homerum, bestätiget.

---

[1]) Il. VII, 69. [2]) Vergl. Payne Knight proleg.

Das zehnte Buch, Doloneia genannt, bildet ein Ganzes für sich, und da es ohne den Zusammenhang zu stören weggelassen werden kann, so hält man es für ein fremdartiges Einschiebsel. Man sagt nämlich, die Griechen hätten diese Nacht ruhig verschlafen können, ohne daß der Dichter nöthig gehabt, ihrer weiter Erwähnung zu thun. Auch beruft man sich darauf, daß auf diese Kundschaft gar keine Rücksicht genommen werde, und daß die Kundschafter gar nicht einmal Bericht über den Erfolg ihrer Sendung an den Agamemnon abstatten.

Der erste Grund hat wenig Gewicht. Vieles konnte der Dichter mit Stillschweigen übergehen, wenn es ihm darum zu thun war, so schnell als möglich zum Ziele zu kommen.

Der Mangel der Berichterstattung erklärt sich sehr natürlich. Die Aussage des Dolon gab der Sendung eine andere Richtung; die beiden Helden gingen nicht mehr um zu sehen, sondern um zu handeln in das Lager der Feinde. Da sie hier den Rhesus erschlugen, und dessen Pferde als Beute zu den Griechen zurückbrachten, so konnte bei dem Anblicke der Siegeszeichen unmöglich weiter die Rede von dem Resultate der Kundschaft seyn. Die Aufmerksamkeit Aller mußte auf die kühne Heldenthat gelenkt werden.

Vom eilften bis zu dem ein und zwanzigsten Buche findet sich der innigste Zusammenhang, und es ist die Echtheit derselben von keinem Ausleger angefochten. Doch von hier an wollen Manche nichts echt-Homerisches mehr anerkennen. Das ein und zwanzigste Buch wird als unecht verworfen, weil die Schilderung des Kampfes zwischen Achill und dem Skamander Thatsachen enthalte, welche der Natur gänzlich zuwider sind. Daß Homer hier über die Wirklichkeit und das Natürliche hinausgeht, ist klar; allein folgt daraus schon, daß das Gesagte unhomerisch sey?

Für das Auftreten des Achill ist die Aufmerksamkeit des Lesers vom Anfange des Gedichtes an bis auf den höchsten Grad gespannt worden. Was Diomed, Ajax, Agamemnon,

Aeneas, Hektor und Andere gethan haben, muß von ihm übertroffen werden; der Dichter muß jetzt ein Gemälde mit stärkerer Farbenzeichnung liefern. Was bleibt ihm übrig, als die Natur selbst mit Antheil nehmen zu lassen in dem heftig aufbrausenden Wogen eines Flusses? Die Begeisterung des Dichters nimmt einen höheren Schwung an; er wagt es die Grenzen des Natürlichen zu überschreiten, doch, und dieses charakterisirt ihn, in Zügen, welche ganz nach der Natur gezeichnet sind. Gewiß mit dem ein und zwanzigsten Buche würde die Iliade eine der lebhaftesten und großartigsten Schilderungen verlieren.

Schwer ist es, den Kampf des Achill und Hektor, welcher im zwei und zwanzigsten Buche ausführlich beschrieben wird, als echt zu vertheidigen.

Nachdem die Troer alle in die Stadt geflohen sind, bleibt Hektor allein vor dem Thore, weil die Furcht, Vorwürfe über eine verkehrte Leitung des Heeres zu hören, ihn zurück hält. Lange überlegt er, was er thun soll. Entkommen kann er dem Achill nicht mehr; daher bleibt ihm nichts übrig, als den gefährlichen Kampf zu bestehen. Während er noch mit diesen Betrachtungen beschäftigt ist, nähert sich ihm der furchtbare Pelide. Plötzlich ergreift Furcht den sonst so tapfern und unerschrockenen Hektor; er flieht und läuft zu den Quellen des Skamander. Achill kann den Laufenden nicht einholen: dieser aber das Thor auch nicht erreichen. Das Laufen nimmt kein Ende, bis endlich Athene den Hektor täuscht und zum Stehen bringt. Dieser glaubt nämlich, seinen Bruder Deiphobus vor sich zu sehen, und hofft mit diesem gemeinschaftlich seinen Gegner zu bekämpfen. Kaum hat der Kampf begonnen, so nimmt Hektor die Täuschung wahr. Er hält sich für verloren, beschließt jedoch tapfer kämpfend zu fallen.

Das Betragen des Hektor, des sonst so muthvollen Helden, scheint seinem edlen Charakter gänzlich zuwider zu seyn. Wahrlich die Szene des laufenden Hektor hat wenig Heldenmüthiges, besonders nach unsern Begriffen von kriegerischer Tapferkeit.

Wir wollen hier mittheilen, was sich zur Rechtfertigung dieses Buches sagen läßt.

Daß Hektor läuft und flieht ist der Art, wie die homerischen Helden kämpfen, durchaus nicht zuwider. Es ist keinem Krieger schimpflich, sich vor einem stärkeren Feinde zurückzuziehen, zumal wenn er glaubt, daß ein Gott mit demselben sey.

Daß Hektor seinen Gegner mit lebhafter Furcht herannahen sieht, ist nach allen Umständen sehr natürlich. Daß er fallen würde, sah er nach seinen eigenen Aeußerungen mit voller Gewißheit voraus. Daß Achill der tapferste aller Helden war, wurde allgemein anerkannt von Griechen und Trojanern. Daß dessen Zorn jetzt bis zur Wuth entflammt war, hatten die letzten Auftritte und Vorfälle des Krieges ihm deutlich genug gezeigt. Die Gemüthsstimmung endlich, in welcher er sich in jenem Augenblicke befinden mußte, war wenig geeignet, ihm Muth einzuflößen. Er hat die Seinen offenbar in großes Elend gebracht durch den unüberlegten Entschluß, die Nacht mit dem Heere auf dem Felde zu bleiben. Tausende seiner Landsleute sind durch ihn die Beute des Todes geworden. Dieses Bewußtseyn, eine verkehrte Maßregel ergriffen zu haben, mußte sehr drückend seyn, denn die inständigsten Bitten seiner Aeltern hatten ihn ja nicht bewegen können, sich in die Stadt zurückzuziehen.

Nimmt man diese Umstände zusammen, so kann man es nicht unerklärlich finden, wie sich jenes Helden für den Augenblick, in welchem er seinen furchtbaren Gegner heranrücken sieht, eine Angst bemächtigen kann, die seinem sonst bewiesenen unerschütterlichen Muthe fremd gewesen. Ist es nicht wahrhaft menschlich, unter gewissen Umständen eine augenblickliche Schwäche zu zeigen, der man nach der gewöhnlichen Denk- und Handlungsweise nicht unterliegen zu können scheint? Homer kennt die menschliche Natur in ihrem innersten Wesen so genau, daß gerade er am ersten auf den Gedanken kommen konnte, den Hektor so

handeln zu lassen, um zu zeigen, wie auch der unerschrockene Held durch den Andrang heftig einwirkender Umstände erschüttert werden könne; freilich nur auf einen Augenblick. So ist Hektor hier geschildert.

Kaum hat er sich besonnen, kaum ist er zum Stehen gebracht, — eine Göttin muß diesen plötzlichen Entschluß in seiner Seele hervorbringen, — so redet er auch wieder mit muthigen Worten, so schleudert er seine Lanze mit tapferer Festigkeit. Wäre er wirklich feige gewesen, so hätte er die Waffen von sich werfend mit kläglichem Flehen um sein Leben gebeten, gleich dem elenden Dolon.

Wäre dies ganze Buch nicht von Homer, sondern von einem spätern Nachbildner, um die unvollendete Iliade durch den Tod des Hektor zu ergänzen, so ist schwer zu begreifen, wie derselbe, bei einer sonst so treuen Nachahmung, sich die Freiheit einer so eigenthümlichen Schilderung sollte erlaubt haben. Homer hat uns den Hektor, so oft er seiner sonst erwähnt, stets als den ersten Helden des trojanischen Heeres geschildert. Diesen Charakter hätte der Ergänzer ohne Zweifel festgehalten; er hätte den Helden diesem gemäß fallen lassen. Den Einfluß erschütternd einwirkender Umstände in Erwägung zu ziehen, ist nicht Sache eines Nachahmers.

Daß Athene den Hektor täuscht, ist ganz der Denkweise des Homer angemessen. Zum Beweise kann hier der Tod des Patroklus dienen. Auch dieser Held muß auf eine unwürdig scheinende Art durch die Einwirkung des Apoll fallen. Nach der Darstellung des Homer sind die Götter stets die Urheber eines schnell entstandenen Gedankens und Entschlusses. Sie bestimmen das Loos des Sterblichen nach ihrer Willkühr; was sie wollen, das muß geschehen, ohne daß man jedes Mal sieht, die Menschen haben es so und nicht anders verdient.

Mit dem zwei und zwanzigsten Buche ist die Aufgabe des Dichters völlig gelöset; das große Drama konnte hier schließen.

Wer in die Idee des Stückes eingeht, der kann es dem Dichter unmöglich zum Vorwurfe machen, daß er den Leser über das Schicksal der Stadt Troja in Ungewißheit läßt. Kriegsgeschichte ist Nebensache für ihn; er konnte und durfte sie nicht weiter fortführen, ohne die innere Einheit der Iliade zu stören und zu vernichten. Die folgenden Leichenfeierlichkeiten und Leichenspiele sind genau genommen ein überflüssiger Zusatz, sie konnten fehlen. Ihr Daseyn erklärt sich als eine besondere Eigenthümlichkeit des homerischen Vortrages. Der Dichter sucht überall, in das Einzelne eingehend, den Gegenstand zu erschöpfen. Er kann die Leiche des Patroklus nicht verlassen, ohne die feierliche Bestattung mitgetheilt zu haben.

Dasselbe gilt von dem letzten Buche. Das darin Erzählte erscheint auf jeden Fall nach den damaligen Begriffen und Vorstellungen vom Tode sehr zeitgemäß. Der Leichnam des Hektor durfte nicht unbegraben im Lager der Griechen bleiben.

B. Die Odyssee. Deren Zweck und innerer Zusammenhang.

I. Ulysses ist nach der Zerstörung von Troja nach langen Irrfahrten nach der Insel Ogygia zu der Göttin Kalypso gekommen. Nach dem Rathschlusse der Götter soll er in sein Vaterland zurückkehren. Athene begiebt sich unter der Gestalt des Mentes in das Haus des Ulysses auf Ithaka, wo die Freier der Penelope zügellos schwelgen, und fordert den Telemach auf, sich in Pylos und Sparta nach seinem Vater zu erkundigen.

II. Telemach hält eine Versammlung und fordert die Entfernung der Freier. Da Antinous Widerspruch erhebt, so verlangt Telemach ein Schiff, damit er die von der Athene ihm empfohlene Reise antrete und Erkundigungen über den Vater einziehe. Doch auch mit diesem Anliegen wird er abgewiesen. Athene verspricht ihm ein Schiff zu besorgen, welches Noemon

hergiebt. Die nöthigen Lebensmittel liefert Euryklela ohne Wissen der Penelope. Telemach tritt seine Reise nach Pylos an.

III. Der alte Nestor, welcher bei seiner Landung mit einem großen Opfer für den Poseidon am Gestade des Meeres beschäftiget ist, empfängt ihn mit herzlicher Freundlichkeit. Nachdem dieser ihm was er vom Ulysses weiß erzählt hat, räth er ihm, zu weiterer Nachfrage eine Reise zum Menelaus zu machen. Diese Reise unternimmt jener, indem Pisistratus, Nestor's Sohn, ihn begleitet.

IV. Menelaus und Helena bewirthen die Fremdlinge mit gütiger Freundlichkeit. Telemach macht den Menelaus mit dem Zwecke seiner Reise bekannt und erfährt durch diesen alles, was Proteus über die Rückkehr seines Vaters geweissaget hat.

Während dieser Zeit fassen die Freier zu Ithaka den Plan, Telemach bei seiner Rückkehr zu tödten. Penelope, welche dies erfährt, betet zur Athene und wird von derselben beruhiget.

V. Darauf erhält Kalypso durch Hermes die Weisung, ihren geliebten Ulysses zu entlassen. Ungern willigt sie ein. Doch da sie sich dem Befehle des Zeus fügen muß, so giebt sie dem Ulysses Anleitung, sich ein Schiff zu bauen. Mit Lebensmitteln reichlich versehen, reiset er ab. Beinahe hat er seine Fahrt beendigt, als der Zorn des Poseidon ihm neues Ungemach schickt. Sein Schiff wird von den Fluthen des Meeres zertrümmert. Unter großen Gefahren erreicht er die Insel der Phäaken, wo er, aller Hülfsmittel beraubt, eine Ruhestätte in dem abgefallenen Laube der Bäume findet. Ein sanfter Schlaf erquickt seine müden Glieder.

VI. Nausikaa, Tochter des Königes der Phäaken, welche in der Nähe des Ulysses Wäsche gehalten hat, spielt nach Beendigung der Arbeit mit ihren Begleiterinnen. Ulysses, durch das Geräusch erweckt, nähert sich den Mädchen und bittet um Kleider und gastfreundliche Aufnahme. Beides wird ihm gewähret. Nachdem er gekleidet ist, führt ihn Nausikaa bis zum Haine der

Athene, und geht dann allein in die Stadt, um üble Nachrede bei den Einwohnern zu vermeiden.

VII. In Nebel gehüllt geht Ulysses darauf in den Pallast des Königes, wo er, gastfrei bewirthet, die Königin Arete um die Zurücksendung ins Vaterland bittet. Nachdem er eine günstige Zusicherung empfangen, erzählt er seine Reise von der Insel Ogygia.

VIII. Alkinous thut in einer Versammlung den Vorschlag, den Fremdling in's Vaterland zu schicken. Darauf ladet er die Fürsten zu einem Gastmahle ein, nach welchem Kampfspiele angestellt werden, in welchen Ulysses sich im Diskuswerfen hervorthut. Nach den Spielen tritt der Sänger Demodokus auf. Er singt das Liebesabenteuer des Mars und der Aphrodite und die Geschichte vom hölzernen Pferde, welche den Ulysses bis zu Thränen rührt.

IX. Alkinous bittet um die Geschichte der Thaten und Schicksale des Ulysses. Diese folgt ausführlich. Abreise von Troja, Sieg über die Kikonen, Sturm bei Maleia, Irrfahrt zu den Lotophagen und Landung auf Sizilien mit allem was dort vorgefallen.

X. Ulysses besucht die Insel des Aeolus, welcher ihn mit einem günstigen West weiter schickt, und ihm zugleich den Schlauch der Winde mit auf die Reise giebt. Als die Gefährten den Schlauch öffnen, entsteht ein furchtbarer Sturm, welcher das Schiff wieder zurücktreibt nach der Insel. Von hier kommen sie nach dem Westlande. Eilf Schiffe werden von den Lästrigoniern vernichtet. Ulysses entkommt glücklich nach Aeäa, wo die Zauberin Circe seine Reisegefährten in Schweine verwandelt. Er selbst weiß die Liebe der Zauberin zu gewinnen und so die Gefährten zu befreien. Als er die Fahrt fortsetzen will, giebt Circe ihm den Rath, eine Reise zu dem Eingange der Unterwelt zu machen, um den Seher Tiresias wegen der Zukunft zu befragen.

XI. Er folgt dem Rathe, kommt zuerst in das Land der Kimmerier, und von diesem an den Eingang der Unterwelt, wo er ein Todtenopfer verrichtet. Es erscheinen ihm darauf die Schatten vieler berühmter Männer, auch der des Tiresias.

XII. Von hier kehrt er zurück nach Aeäa, wo Circe ihn vor den Gefahren der bevorstehenden Reise warnt. Er macht sich auf den Weg, kommt zuerst zu der Insel der Syrenen, dann zu den Symplegaden, darauf zur Scylla und Charybdis, und landet endlich an der Küste von Trinakria. Hier schlachten seine Begleiter einige von den der Sonne geweiheten Rindern. Diese Frevelthat bringt den Reisenden neues Ungemach. Sie erleiden Schiffbruch, aus welchem Ulysses sich auf die Insel der Kalypso rettet.

XIII. Nach dieser ausführlichen Reiseerzählung tritt Ulysses die ihm von Alkinous versprochene Fahrt nach Ithaka an. Schlafend wird er an das Land gesetzt, das er selbst nicht wieder erkennt. Athene nimmt sich hier seiner an, verbirgt ihm die mitgeführten Schätze, entwirft einen Plan zur Ermordung der Freier und verwandelt ihren Liebling in die Gestalt eines Greises.

XIV. Dieser begiebt sich in das Haus des Hirten Eumäus, der nicht an die Rückkehr seines Königes glauben will. Ulysses erdichtet eine Erzählung. Eumäus bewirthet ihn mit freigebiger Herzlichkeit.

XV. Unterdessen kehrt auch Telemach von seiner Reise zurück. Die ihm von den Freiern bereitete Gefahr wird glücklich abgewandt. Er geht zum Hirten Eumäus, wo er mit seinem Vater zusammentrifft.

XVI. Eumäus wird abgesandt, um der Penelope die Ankunft des Sohnes zu melden. Unterdessen entdeckt Ulysses sich dem Telemach, und beide besprechen sich über die Ermordung der Freier.

XVII. Telemach geht in die Stadt. Ulysses folgt. Als Bettler verkleidet wird er von dem Ziegenhirten, welcher ihn nicht erkennt, schimpflich behandelt. In seinem Hause, wo ihn sein Hund Argus erkennt, geht er in die Versammlung der Freier. Antinous wirft ihn mit einem Schemel. Mit Penelope verabredet er eine geheime Unterredung auf den Abend.

XVIII. Am folgenden Tage trifft er mit dem Bettler Irus zusammen. Diese beiden entzweien sich, gerathen an einander, und Ulysses züchtigt seinen Gegner sehr nachdrücklich. Penelope hält die Freier unterdessen mit Hoffnungen hin und nimmt auch Geschenke von ihnen an. Nachdem Ulysses auf mannigfaltige Art in seinem Hause verhöhnet worden, macht er mit seinem Sohne die nöthigen Anstalten, um den Freiern ihren wohl verdienten Lohn zu geben.

XIX. Heimlich entfernen sie die Waffen. Nach einer Unterredung mit Penelope erkennt Euryklea den Ulysses beim Fußwaschen. Um den Bewerbungen der Freier endlich ein Ziel zu setzen, schlägt Penelope einen Wettkampf im Bogenschießen vor.

XX. Voll Unruhe erwartet Ulysses den Morgen, wo die Zurüstungen zu einem allgemeinen Feste gemacht werden. Es erscheint der Rinderhirt Philötius und giebt Beweise seiner Treue für Ulysses.

Die Freier begehen die Mahlzeit in ausgelassener Freude, obgleich sie eine dunkle Ahnung von dem ihnen bevorstehenden Tode haben.

XXI. Nach dem Mahle beginnt der Bogenkampf. Die Freier versuchen vergebens den starken Bogen zu spannen. Nachdem Ulysses sich dem Sau- und Rinderhirten entdeckt hat, läßt er alle Thüren verriegeln. Darauf nimmt er den Bogen, spannt ihn mit Leichtigkeit und schießt durch die aufgestellten Eisen.

XXII. Zuerst erlegt er darauf den Antinous. Die Freier erkennen ihn; Telemach bringt Waffen. Entflammt vom heftigen Rachegefühle wüthen beide, Vater und Sohn, unter den Feinden des Hauses. Nach und nach werden alle getödtet; nur der Sänger und Medon behalten das Leben. Die Leichname werden aus dem Hause fortgeschafft. Es folgt eine Reinigung durch Räuchern.

XXIII. Penelope erscheint. Bei einem fröhlichen Tanze tritt Ulysses wieder in seiner wahren Gestalt auf. Den Beschluß macht die gegenseitige Erzählung aller erlebten Schicksale und Abenteuer.

XXIV. Die Schatten der Freier werden von Hermes in die Unterwelt geführt, wo sie Agamemnon und Achill sich unterreden hören. Ulysses sucht darauf den alten Laertes auf, welcher ihn beim Mahle wiedererkennt. Es folgt ein Aufruhr, von Eupeithus, dem Vater des Antinous, erregt. Durch Hülfe der Athene wird er glücklich unterdrückt.

Nach den Worten des Proömiums ist der Zweck dieses Gedichtes, die Schicksale und Abenteuer, welche Ulysses auf seinen Irrfahrten erlebt hat, mitzutheilen. Aus welchem Grunde der Dichter sich zu dieser ausführlichen Mittheilung veranlaßt sieht, liegt klar am Tage. Er will an dem Beispiele des Ulysses zeigen, wie der Mensch durch unerschütterlichen Muth, durch weise und umsichtige Ueberlegung Hindernisse, Gefahren und Schwierigkeiten aller Art zu überwinden im Stande sey. Denn gewiß beabsichtigte der Dichter etwas Höheres, als seinen Zuhörern durch seine Erzählungen von so wunderbaren Ereignissen, Schicksalen und Lebensverhältnissen die Langeweile zu vertreiben. Den Satz, daß Klugheit, List, Gewandheit und Ueberlegung mehr

vermöge, als physische Kraft, wollte er recht klar und deutlich machen. Und gewiß mit Recht; einem Zeitalter der Unwissenheit und zügellosen Rohheit konnte er nicht oft genug zu einer ernstlichen Beherzigung empfohlen werden. Ulysses ist der große Held des Gedichtes, um den sich alles vom Anfange bis zum Ende dreht. Uebersieht man alle Handlungen dieses großen Dramas, so wird eine vom Dichter besonders hervorgehoben, für welche er gleich im Anfange große Theilnahme erweckt, auf welche er beständig hindeutet, und womit die ganze Aufgabe gelöset ist. Diese Hauptbegebenheit ist die Bestrafung der übermüthigen Freier auf Ithaka. Um diesen Strafakt zu verrichten, muß Ulysses alles überwinden und besiegen.

Faßt man den Inhalt der Odyssee von diesem Gesichtspunkte aus auf, so erblickt man als letzten und höchsten Zweck des Dichters eine Idee, welche mit der, welche der Iliade als letzte zum Grunde liegt, sehr nahe verwandt ist. Auch hier wird die allwaltende Gerechtigkeit der himmlischen Mächte in dem Hergange der Begebenheiten auf Ithaka auf eine glänzende Weise verherrlicht. Die Odyssee bildet ein treffendes Seitenstück zur Iliade. So wie in der Iliade der Uebermuth eines Königes gedemüthiget wird, so sieht man hier einen ähnlichen Uebermuth an den Unterthanen eines guten Fürsten bestraft. So wie in dem einen Gedichte ein Beispiel gegeben wird, wie ein unbeschränkter Herrscher so leicht einen Mißbrauch seiner Gewalt macht, sobald er sich seiner Willkühr glaubt überlassen zu können, und sobald die Beschränkungen wegfallen, welche ihn anhalten die Rechte derer, die seinem Willen unterworfen sind, zu achten und zu ehren, so zeigt das andere ein Beispiel, daß auch der Unterthan gar leicht die Grenzen überschreitet, sobald er sich frei fühlt von der leitenden, zügelnden und beschränkenden Obergewalt. In beiden Gedichten ist der Satz, welchen die Erfahrung aller Zeiten bestätiget, in recht starken Zügen und großen Beispielen ausgesprochen, daß der Mensch von

Natur so beschaffen ist, daß er überall wagt und vollführt, was ihm gestattet wird und frei steht; daß man also, sobald alle Hindernisse und Hemmungen, welche äußere Verhältnisse darbieten, wegfallen, seinem guten Willen nicht zuviel zutrauen dürfe. Eigene Mäßigung kennt der durch Leidenschaften Entflammte selten.

Daß dem Dichter eine solche Idee bei Abfassung der Odyssee vorschwebte, spricht er klar und deutlich aus in den wiederholten Versicherungen von der sanften und gerechten Regierung des Ulysses. Die Undankbarkeit seiner Unterthanen, sagt er, werde in Zukunft jeden Fürsten abhalten, weise und liebevoll zu regieren. [1]) Auf diese Idee deuten die frechen und übermüthigen Reden der Freier, [2]) als Telemach die Rechte seines Hauses geltend machen will.

Daß diese Idee für das Zeitalter des Dichters zu abstrakt sey, daß sie eine tiefeindringende Lebens- und Weltansicht voraussetze, wird Niemand behaupten, der bedenkt, wie Sätze der genannten Art sich als nahe liegende Beobachtungen bei einer irgend aufmerksamen Betrachtung der menschlichen Handlungsweise darbieten. Schwerlich konnten sie einem so scharfsichtigen und genauen Beobachter der Natur und des Lebens, wie wir in Homer überall erkennen müssen, entgehen, oder gar sein Beobachtungsvermögen überschreiten.

Werfen wir die Frage auf, wie es mit der Einheit und dem innern Zusammenhange der Odyssee stehe, so ist die Beantwortung derselben um vieles leichter als bei der Iliade. Der Zusammenhang ist hier so innig und fest, daß alle Versuche, welche in neuern Zeiten gemacht worden sind, das große Gedicht in mehre kleinere, gänzlich von einander getrennte Theile zu zerlegen, haben scheitern müssen.

---

[1]) Od. I, 230 — 234. V, 7 — 12.

[2]) Od. II, 261. ff. Vergl. Od. XXII, 52.

Bei allen Versuchen, die Odyssee in Theile zu zerlegen, hat man nicht mehr als zwei bis drei für sich bestehende Partieen auffinden können, aus welchen das Ganze zusammengefügt seyn soll. Die erste Partie soll die Reise des Telemach umfassen, welche in den vier ersten Büchern beschrieben wird; die zweite die Reiseabenteuer des Ulysses vom fünften bis zum funfzehnten Buche enthalten. Die letzten neun Bücher sollen die Fortsetzung des in den vier ersten Eingeleiteten ausmachen.

Die Vertheidiger der Ansicht, die Odyssee sey aus einzelnen Gesängen zusammengesetzt, geben selbst zu, daß es nicht möglich sey, die natürlich in einander laufenden Theile als für sich bestehende Ganze wieder herzustellen. [1]) Den Hauptbeweis ihrer Meinung nehmen sie her aus dem Anfange des fünften Buches, weil dieser in keiner Verbindung stehe mit dem Anfange des ersten; der Dichter soll dort alles vergessen haben, was er im ersten Buche gesagt. Ferner führen sie an, daß Telemach viel länger in dem Hause des Menelaus verweile, als er es nach seiner Erklärung gewollt habe. Er treffe am Ende zugleich mit seinem Vater auf Ithaka ein, was bei der Eilfertigkeit seiner Reise nicht habe geschehen dürfen.

Wenn auch diese Bemerkungen richtig sind, so können sie doch unmöglich für genügend erfunden werden, um zu beweisen, daß die Odyssee keinen innern Zusammenhang habe. Was den ersten Punkt betrifft, so ist zu bedenken, daß durch die Wendung

---

[1]) Homerische Vorschule von Müller. S. 127.

Koes de discrepantiis quibusdam in Odyssea occurrentibus. Hier werden eine Menge von Stellen angegeben, welche beweisen sollen, daß die Odyssee aus verschiedenartigen Theilen bestehe. Unter andern Gründen wird auch dieser angegeben: „Telemach habe nicht so lange im Hause des Menelaus verweilen dürfen, weil seine Begleiter freiwillige, nicht für Lohn gebundene, gewesen wären." — Hätte der Dichter solche Rücksichten nehmen wollen, so würde er schwerlich die Odyssee gedichtet haben.

der indirekten Rede, deren sich der Dichter im ersten Buche bedient, eine solche Wiederholung nicht anstößig gefunden werden kann. Zuerst wird der Leser bekannt gemacht mit dem Zustande und den Verhältnissen auf Ithaka. Darauf folgt die Reise des Telemach nach Pylos und Sparta. Nun erst tritt Ulysses als Hauptperson in den Vordergrund. Eine Anknüpfung mit dem ersten Buche war hier nothwendig. Diese konnte vom Dichter nicht passender gemacht werden, als daß er wieder auf die Berathung der Götter zurückging. Diese sind ja nach seiner Ansicht die Lenker und Leiter aller menschlichen Angelegenheiten. Dazu kommt noch, daß die Reise des Telemach im Anfange des fünften Buches als bekannt vorausgesetzt wird. [1])

Daß Telemach länger in Sparta verweilt, als er es nach seiner Erklärung gewollt hat, hat seinen natürlichen Grund darin, daß er nicht wohl eher nach Ithaka zurückkommen kann, als bis Ulysses dort ist. Was soll er hier allein beginnen? Der Augenblick der großen Katastrophe ist nahe. Gemeinschaftlich sollen Vater und Sohn das große Werk verrichten; zugleich müssen sie daher auf Ithaka eintreffen. Dieser Umstand rechtfertigt den Dichter gewiß hinreichend wegen dieser Nachlässigkeit in der Zeitrechnung. [2])

Daß man in der Iliade einzelne Gesänge findet, welche ohne den Zusammenhang zu vernichten weggenommen werden können, ist nicht zu leugnen. Bei der Odyssee ist ein Zerlegen in unabhängig von einander bestehende Theile nicht möglich. Was als überflüssige Zugabe wegfallen kann, ist das letzte Buch, welches auch schon ältere Ausleger für unecht gehalten haben. Mit der Rache des Ulysses an den Freiern hat der Dichter die Aufgabe seines Werkes gelöset. Die Szene mit dem alten

[1]) Od. V, 19. 20.

[2]) Aufschluß giebt Homer selbst über das lange Verweilen. Od. XIII, 423. ff.

Laertes enthält nichts, was ihre Nothwendigkeit, oder selbst nur Zweckmäßigkeit, begründete. Der Dichter hat in seinem Werke des Laertes selten auf eine solche Weise Erwähnung gethan, daß er die Theilnahme des Lesers für denselben lebhaft hätte erwecken können. Dieses geschieht nur in einer Stelle. [1])

Eben so wenig läßt sich einsehen, welchen Zweck die Erzählung von dem Uebergange der Freier in die Unterwelt hat. Die Unterredungen, welche Agamemnon und Achill mit einander halten, stehen in keiner näheren Verbindung mit den Hauptgedanken des ganzen Werkes. Mit dem drei und zwanzigsten Buche kann die Odyssee als völlig abgeschlossen angesehen werden.

Uebrigens hätte die vollendete Einheit und der feste Zusammenhang der Odyssee mehr beobachtet werden sollen in den Untersuchungen über die Entstehung der Epopöien des Homer. (Siehe unten.)

Um zu beweisen, daß dieselben aus zerstreueten Gesängen zusammengefügt seyen, beruft man sich stets auf den Zusammenhang der Iliade. Muß der strenge Zusammenhang der Odyssee aus innern Gründen anerkannt werden, so ist wenigstens die Möglichkeit, daß zu Homer's Zeiten ein Werk von solchem Umfange habe entstehen können, nicht weiter zu bestreiten, und damit gewinnen die Gründe für die Einheit der Iliade zugleich an Gewicht.

Zum Schlusse dieses Kapitels ist noch die Frage zu beantworten: Wodurch unterscheiden sich die beiden Epopöien von einander? und können sie von einem Verfasser herrühren?

Schon ältere Kunstrichter hielten die beiden Epopöien in sofern für nahe verwandt, daß sie sie beide für Dramata erklärten, indem der Unterschied darin bestehen sollte, daß die Iliade

[1]) Od. XVI, 142. ff.

eine Tragödie und die Odyssee ein Komödie sey. Die Beurtheilung dieser Ansicht beruhet auf der Entscheidung, welches der letzte Zweck des Dichters bei der Abfassung seiner Werke gewesen sey. Wenn sich aus dieser Untersuchung ergiebt, daß beiden Werken dieselbe Idee unterliegt, so folgt, daß die Odyssee mit eben dem Rechte eine Tragödie genannt werden kann, mit welchem man die Iliade eine nennt. Doch selbst bei dieser Uebereinstimmung beider Werke findet sich ein wesentlicher Unterschied in der eigenthümlichen Art der Darstellung. Die Iliade zeigt mehr Handlung als Erzählung; die Odyssee dagegen mehr Erzählung als Handlung. Dabei ist der Vortrag in der Iliade feuriger, kräftiger und lebendiger als in der Odyssee, in welcher ein wortreicher, ruhig betrachtender Ton vorherrscht.

Daß die Iliade und Odyssee von demselben Verfasser herrühren, ist seit den ältesten Zeiten fast einstimmig anerkannt worden. Hin und wieder traten Gegner der gewöhnlichen Meinung auf, welche behaupteten, zwei in mancher Hinsicht so verschiedene Gedichte könnten nicht von demselben Dichter abgefaßt seyn. Die Iliade enthalte nichts als Kriegsthaten und lebhafte Schlachtengemälde; dagegen sehe man in der Odyssee das Innere des häuslichen Lebens in seinen verschiedenen Verhältnissen. Der Ton der Erzählung stimme in den beiden Epopöien wenig überein.

Mit diesen Gründen kann die Einheit des Verfassers jedoch nicht bestritten werden. Man hat der Beispiele recht viele, daß ein Dichter in den verschiedensten Dichtungsarten Werke mit dem besten Erfolge zu verfertigen im Stande ist. Die Namen der ersten Dichter, des Virgil, Horaz, Schiller und Göthe können hier zu Beweisen dienen.

Was aber den Ton des Vortrages und die Art der Darstellung betrifft, so ist klar, daß die Verschiedenheit des behandelten Stoffes von selbst eine Verschiedenheit in dem Tone der Erzählung herbeiführt. Es verriethe den größten Mangel an

feinem Gefühle und richtigem Geschmacke, wenn ein Dichter das Gewühl der wilden Schlacht in derselben Sprache, denselben Wendungen und Ausdrücken schildern wollte, mit welchen er uns die ruhigen, friedlichen Szenen des häuslichen Lebens ausmalt.

Wenn man dagegen bemerkt, wie selbst bei einer auffallenden Verschiedenheit in dem Vortrage, dennoch eine so große Uebereinstimmung in der Sprache, in der Einkleidung der Vorstellungen und Begriffe, so wie in dem Charakteristischen der Darstellungsweise sich überall zeiget, so wird man kein Bedenken tragen, beide Werke einem Verfasser zuzuschreiben. Offenbare Widersprüche in der Denk- und Handlungsweise der Menschen, in der Angabe von Zeit- und Ortsbestimmungen, mit einem Worte, in der ganzen vom Dichter dargestellten Menschen- und Götterwelt, finden sich nicht von Erheblichkeit. Daß hin und wieder Nebensachen nicht ganz zusammenstimmen, ist zu erwarten; was noch mehr ist, es kann nicht anders seyn. Wie sollten zwei so große Werke, die im Laufe vieler Jahrhunderte durch so viele Hände gegangen sind, nicht durch Nachlässigkeiten oder absichtliche Veränderungen manche Abweichungen erhalten haben? [1])

[1]) Payne Knight: Prolegomena ad Homerum, will aus einzelnen Wortformen, die eine höhere Sprachbildung beweisen sollen, schließen, die Odyssee müsse etwa hundert Jahre nach der Iliade abgefaßt seyn.

Dagegen ist zu erwiedern, daß ein Dichter im Laufe der Zeit selbst seine Sprache ausbildet, und daß es daher eine sehr gewöhnliche Erscheinung in den verschiedenen Werken desselben Dichters ist, daß die Sprache in den spätern manche Verschiedenheit von der in den frühern zeigt.

Die Ansicht von Payne Knight verfolgt Benjamin Constant in seinem Werke: De la religion, considerée dans sa source, ses formes et ses développements, in welchem er eine große Menge von Gründen aufführt, aus welchen erhellen soll, daß die Odyssee wenigstens ein Jahrhundert nach der Iliade abgefaßt seyn müsse. Da diese Beweisführung von einer scharfsichtigen Beobachtungsgabe zeugt, so wollen wir die Hauptsätze derselben in aller Kürze mittheilen.

Wenn aber Begeisterung, Feuer, Kraft und Lebendigkeit des Vortrages in der Iliade auf einen jugendlichen Verfasser schlie-

---

1. In der Iliade besteht die Verehrung der Götter stets nur in der Darbringung von Opfern und Gaben, so wie auch der Zorn der Götter nur die Folge von der Vernachlässigung des Cultus ist; in der Odyssee erscheint die Religion innig verbunden mit der Moral. Der Mensch verehrt die Götter durch einen frommen tugendhaften Wandel. Od. II, 134. VII, 315. 316. XIV, 83. 84. XVII, 483.

2. In der Iliade ertheilen die Götter den Menschen nur Muth, Kraft und List; in der Odyssee Tugend und die aus derselben entspringende Glückseligkeit. Od. XVII, 485.

3. Die Götter der Odyssee sind erhabener und würdevoller, als die in der Iliade. Sie erheben sich in ihrem ganzen Wesen schon mehr über menschliche Verhältnisse. In der Iliade mischen sie sich unter die Menschen, sie handeln ganz nach der Weise derselben, sie fechten mit den Menschen und werden verwundet. In der Odyssee ist ihre Handlungsweise geheimnißvoller.

4. In der Iliade wird Thetis gezwungen, den Peleus zu heirathen, Il. XVIII, 432. ff. in der Odyssee werden eheliche Verbindungen zwischen Menschen und Göttern verworfen. Od. V, 118. 119.

5. Die Menschen in der Odyssee zeigen sich friedlicher und sanfter als in der Iliade. Der auf Ithaka erregte Aufstand nach der Ermordung der Freier, deutet hin auf das erste Entstehen republikanischer Verfassungen.

6. In der Iliade bezieht sich das Handeln der Menschen allein auf die Gegenwart; die Menschen in der Odyssee sind umsichtiger, sie zeigen Lernbegierde. Die Mittheilung der Reiseabenteuer des Ulysses giebt einen Beweis davon.

7. In der Odyssee haben die Weiber einen größern Einfluß auf die Verhältnisse des Hauses als in der Iliade. Mit welcher Zartheit behandelt der Dichter den jungfräulichen Sinn der Nausikaa. In der Iliade ist nur ein Beispiel von ehelicher Liebe anzutreffen, nämlich das des Hektor. Helena verräth in ihrem Betragen in der Odyssee mehr Würde und Anstand als in der Iliade.

8. Die Gastfreundschaft erscheint in der Odyssee geheiligter und verfeinerter als in der Iliade.

9. Die Abfassung der Odyssee zeigt eine gewisse Kunst, von der in der Iliade keine Spur anzutreffen ist. In der Iliade erkennt man sehr

ßen lassen, so verrathen dagegen der ruhige Ton der Erzählung, das Wortreiche im Vortrage, ein wohlgefälliges Selbstrühmen,

---

leicht eine Folge von verschiedenen Bardengesängen, offenbar mit einer Steigerung der Schilderungen. Man sieht, jeder folgende Sänger suchte seine Vorgänger durch eine stärker aufgetragene Farbenzeichnung zu übertreffen.

Ueberhaupt sind die Religionsbegriffe in den beiden Werken von dreierlei Art. In den ersten achtzehn Büchern der Iliade sieht man eine Religion, wie sie einem Volke eigen ist, das sich erst kürzlich über den Fetischismus erhoben hat. Die Religion der Odyssee gehört einer höhern Stufe an, mit Ausnahme der Bücher, in welchen die Reiseabenteuer des Ulysses erzählt werden. Diese sind aus der Periode der Iliade. Dagegen ist das 24ste Buch der Iliade im Geiste der Religionsbegriffe der Odyssee abgefaßt. Die dritte Art der Religionsansichten ist nicht griechisch, sondern vielmehr orientalisch. Es giebt eine Menge von Erzählungen, welche allegorische und kosmogonische Begriffe ausdrücken, z. B. die Theomachie, die Fabel des Briareus, Proteus und der Insel des Aeolus.

Ohne in eine ausführliche Beleuchtung jedes einzelnen Punktes einzugehen, fügen wir einzelne Bemerkungen zur Widerlegung hinzu.

Die meisten der genannten Verschiedenheiten in den beiden Werken lassen sich aus der Verschiedenheit des in jedem behandelten Gegenstandes erklären. Die Iliade ist ein eigentliches Heldengedicht, sie handelt von nichts als von Krieg und kriegerischen Auftritten. Die Odyssee schildert das häusliche Leben in seinen Verhältnissen. Durch den behandelten Gegenstand erhält jedes der beiden Werke einen eigenen Charakter. Nicht auffallen kann es, wenn die Menschen in der Odyssee friedlicher und sanfter sind als in der Iliade; wenn die Götter dem Helden nur Muth und Kraft verleihen; denn wozu nützt ihm in der Schlacht Tugend und ein frommer Sinn? Daraus erklärt sich hinreichend der bezeichnete Unterschied in der Religionsverehrung. Doch daß man die Götter durch Bosheit und Ungerechtigkeit zum Zorn reize, glaubt der Verfasser der Iliade eben sowohl als der der Odyssee. Il. XVI, 384. ff.

Wenn die Götter sich in der Odyssee mehr aus der Gemeinschaft der Menschen zurückziehen als in der Iliade, so hat dies seinen Grund in den ruhigen Lebensverhältnissen, welche der Dichter schildert. Die Iliade zeigt größere Kräfte; Völker kämpfen gegen Völker. In der Odyssee sieht man stets nur einzelne Menschen und deren Unternehmungen.

eine ruhig betrachtende Lebensansicht, die nicht selten eingestreueten Belehrungen einer reichen Erfahrung und manche andere Züge einen bejahrteren Verfasser der Odyssee. [1])

Daß die Götter der Odyssee erhabener scheinen, liegt nur in ihrer Zurückgezogenheit. Erzählungen, wie die Liebschaft des Mars und der Venus, zeigen nicht viel Erhabenheit. Eben so wenig zeigt das Verhältniß zwischen dem Ulysses und der Kalypso, daß die Götter Verbindungen mit Menschen für unangemessen halten.

Was das Verhältniß der Frauen betrifft, so ist es in beiden Gedichten so ziemlich gleich, wenn man den Unterschied der Kriegs- und Friedenszeiten abrechnet. Hektor hat die innigste und treueste Liebe. Der Verf. des genannten Werkes will dies nicht gelten lassen, er sagt, „man sieht dort die Liebe in Verzweiflung." Dieser Gemüthszustand spricht aber mehr für als gegen die Innigkeit, mit welcher Hektor seine Gattin liebte.

Die zarte Jungfräulichkeit der Nausikaa geht hervor aus der Absicht des Dichters, in den Phäaken ein Volk in einem paradiesischen Zustande zu schildern.

Daß die Helden der Iliade die Heiligkeit der Gastfreundschaft ehrten, zeigt die Erzählung von Diomed und Glaukus.

Am wenigsten genügt die Ansicht von der Entstehung der Iliade. Unbegreiflich ist es, wie eine Reihe von Sängern in stets gesteigerter Gemüthsstimmung ein großes Gedicht vollenden sollte. Wie traf jeder von ihnen den rechten Ton der Steigerung, wenn alle unabhängig von einander sangen?

Ueberhaupt sieht man nicht, wie die beiden Epopöien entstanden sind, wenn man die Scheidung der verschiedenen Religionsbegriffe festhält. Der Reisebericht des Ulysses soll hundert Jahre älter seyn als die Odyssee. Ferner, sollten die vom Verf. genannten sittlichen Ideen damals schon in das Leben getreten seyn, so müßte die Odyssee offenbar in eine noch weit spätere Zeit gesetzt werden.

[1]) z. B. Od. VII, 294 und ähnliche Stellen.

Viertes Kapitel.

Charakteristische Züge der homerischen Dichtung.

Die Werke des Homer, welche nach dem Urtheile aller Zeiten einstimmig für Meisterstücke in ihrer Art anerkannt, welche überall nachgeahmt, nie erreicht, noch viel weniger übertroffen worden sind, müssen der Eigenthümlichkeiten und Vortrefflichkeiten gewiß recht viele besitzen. Und gewiß, Anlage, Einrichtung, Durchführung und Vortrag zeugen von seltener Originalität. Es mag hier versucht werden, die Hauptzüge, welche der homerischen Dichtung eigen sind, hervorzugeben.

Homer ist Epiker, er besingt das Leben und die Thaten der griechischen Heroenwelt.[1]) Die Beschaffenheit des Stoffes giebt der Darstellung einen eigenthümlichen Ton. Der Epiker verleugnet in seinen Werken die eigene Persönlichkeit und den Ausdruck der eigenen Gefühle. Hiedurch unterscheidet er sich wesentlich von dem Lyriker, welcher in seiner Darstellung von dem eigenen Ich ausgeht. Die epische und lyrische Poesie erscheinen hinsichtlich der Persönlichkeit der Verfasser als zwei entgegengesetzte Pole. Der Lyriker, von dem eigenen Gefühle ausgehend, sieht von diesem Standpunkte aus in die Totalität der ihn umgebenden Welt. Er ist der Mittelpunkt seiner ganzen Umgebung. Der Epiker faßt das Leben in seinem ganzen Treiben als Zuschauer auf, und blickt aus dieser Ganzheit menschlicher Stre-

---

[1]) Ἔπος bedeutet bei Homer Wort im Gegensatze gegen Handlung und That. Dann das im Zusammenhange Gesprochene, also Rede, Erzählung, gleichbedeutend mit μῦθος. Endlich nach der Weise eines Gesanges vorgetragene Erzählung. Im Plural, τὰ ἔπη, ist ein in Hexametern abgefaßtes Heldengedicht

bungen in die einzelnen Persönlichkeiten. Behandelt er die Vergangenheit, so kann von seinem Ich gar nicht die Rede seyn; ist sein Gegenstand aus der Gegenwart genommen, so erscheint er sich selbst wie einer aus der Menge.

Die Frage, ob die epische oder die lyrische Poesie früher entstanden sey, ist dahin zu beantworten, daß das Leben und die Praxis sich nicht so streng scheiden, als die Wissenschaft und Theorie. Wenn die lyrische Poesie Ausdruck des eigenen Gefühles ist, so sollte man freilich erwarten, daß die aufgeregte Stimmung eines poetischen Gemüthes sich zuerst in Ergießung der Gefühle der eigenen Brust ausgesprochen habe. Erwägt man dagegen, daß die epische, oder die Außenwelt anschauende Dichtungsart der Natur des menschlichen Geistes, welcher eher und leichter die Gegenstände seiner Umgebung als seine eigene Persönlichkeit einer genauern und schärfern Betrachtung zu unterwerfen pflegt, angemessener ist, so darf man diese nicht für später entstanden halten. Denn daß der Mensch die Außenwelt früher als das eigene Ich zum Gegenstande seiner Forschungen wählt, bestätiget die Geschichte der Philosophie auf das klarste. Die ältesten Philosophen beschäftigten sich allein mit kosmologischen Forschungen; erst später wurde es Aufgabe, den menschlichen Geist selbst kennen zu lernen.

Schwer ist es, das seinem Ursprunge nach richtig zu scheiden, was von Natur in seiner Entstehung nahe verbunden ist. Die Ausbildung der verschiedenen Dichtungsarten hängt nicht so sehr von der Beschaffenheit dieser Arten, als vielmehr von der individuellen Anlage und Geistesrichtung des Dichters und des Volkes überhaupt, unter welchem er lebt, ab. Wo das Dichtertalent gepaart ist mit einem lebhaften Gefühle und gemüthlichen Selbstbewußtseyn, da ertönt der Gesang im vorherrschenden Tone des Selbstgefühles, die Dichtung wird lyrisch; wo dagegen dem Dichter mehr eine kontemplative Beschauung der Außenwelt eigen ist, da besingt er die Thaten derer, die ihn umgeben. So ver-

schieden in ihrer Darstellung, so nahe verwandt in ihrer Entstehung sind lyrische und epische Poesie. Zur Bestätigung dient hier eine Vergleichung der hebräischen und griechischen Dichtkunst. Als Hebräer und Griechen sich fast gleich waren an Kultur und Geistesaufklärung, da traten unter jenen Lyriker, und unter diesen Epiker auf.

In der Eigenthümlichkeit des Epos, daß es gleich dem Drama die eigene Persönlichkeit des Verfassers verleugnet, liegt eine Schwierigkeit, das Persönliche desselben in seiner Denk- und Handlungsweise mit Genauigkeit kennen zu lernen. Nie erscheint der Dichter selbst als denkend, redend, handelnd, sondern stets bleibt es ihm Aufgabe, Andere in ihrer Persönlichkeit so treu als möglich zu schildern. Je treuer ein Epiker und Dramatiker die Person seiner Dichtung darstellt, desto mehr scheint er sich selbst zu verleugnen.

Nichtsdestoweniger geben die Darstellungen und Charakterzeichnungen des Epikers und Dramatikers hinreichende Veranlassung, das Eigenthümliche ihrer Verfasser kennen zu lernen. Mag immerhin der Dichter fremde Persönlichkeit schildern, seine Darstellungen zeigen deutlich genug, wie er selbst denkt, urtheilt und gesinnt ist; was er für edel, gut und lobenswerth, so wie was er für elend, schlecht und verächtlich hält. In den handelnden Personen spiegelt sich der Geist des Dichters mit unverkennbaren Zügen. Der kleinliche engherzige Sinn eines beschränkten und schwachen Geistes kann sich in der Schilderung fremder Persönlichkeit nicht erheben zu einer wahren Größe und einem echten Edelmuthe. Wahrhafte Größe des Geistes zeigt sich dagegen edel, erhaben und bezaubernd selbst in dem anscheinend Kleinen und Unbedeutenden.

Dies im Allgemeinen über die epische Dichtung. Wir wenden uns jetzt zur Charakteristik der homerischen Heldengedichte.

Homer ist kein Gelehrter nach den Begriffen unserer Zeit, kein sogenannter Polyhistor, kein Philosoph einer besonderen

Schule. Er liebt weder spitzfindige Subtilitäten, noch das, was seinen Werken einen Anstrich von Gelehrsamkeit geben könnte. Doch ohne die Eigenschaften, welche eine höhere wissenschaftliche Geistesbildung allein zu verleihen im Stande ist, in seinen Werken zu verrathen, zeigt er viel natürlichen Scharfsinn, eine gesunde Urtheilskraft, die feinste Beobachtungsgabe, richtige Kenntniß der Natur, ihrer Kräfte und Erscheinungen, einen reinen unverdorbenen Sinn, ein lebhaftes Gefühl und eine reich ausgestattete Phantasie. Sein Vortrag hat eine unübertreffbare Natürlichkeit und eine auf den ersten Blick nachlässig scheinende Einfachheit. Die Klarheit seiner Gedanken, wie man sie überall bei einfachen Naturmenschen wahrnimmt, spricht sich überall in Klarheit des Vortrages aus; nur hin und wieder macht die einfache Kürze des Ausdruckes den Sinn dunkel, oder veranlaßt Zweideutigkeiten.

Homer ist der größte Dichter der Natur, er ist unvergleichlicher Naturmaler. Seine Helden sind unverdorbene Söhne der Natur in ihrer ganzen Denk- und Handlungsweise. Sie sind in ihrem ganzen Wesen kräftig, stark, offen, leidenschaftlich und heftig. Sie geben sich den Regungen ihres unverdorbenen Gemüthes ganz mit der einfachsten Offenheit hin. Von einem Leben, wie es die durch Künste und Wissenschaften verfeinerte Kultur giebt, haben sie keine Vorstellungen.

Neben der größten Einfachheit des Vortrages hat Homer die höchste Lebendigkeit für die Anschauung; er beschreibt nicht, er malt vielmehr. Seine Darstellungen enthalten stets thätige Handlungen; die handelnden Personen sind durch den lebendigen Vortrag dem Auge dargestellt wie auf einem Gemälde. Diese bewunderungswürdige Faßlichkeit und anschauliche Deutlichkeit erreicht er durch seine feine und richtige Beobachtung der Natur. Er kennt dieselbe mit einer seltenen Genauigkeit; er versteht es, kleine und unbedeutend scheinende Züge der Naturerscheinungen und des menschlichen Handelns recht charakteristisch

hervorzuheben. Wenn auch die Fürsten und Helden in großer Pracht und glanzvoller Herrlichkeit leben, so bleiben sie doch in ihrer Denk- und Handlungsweise stets einfache Naturmenschen.

Diese innige Vertrautheit mit der Natur zeigt sich auf eine unvergleichliche Weise in den Gleichnissen und Bildern, welche er stets aus den Naturerscheinungen seiner Umgebung hernimmt.

Um diese große Fertigkeit und Kunst des Dichters in der Behandlung und Durchführung seiner Schilderungen und Gleichnisse näher kennen zu lernen, wollen wir einige derselben näher in das Auge fassen.

Unter den Schilderungen im Homer ist keine rührender und durch Innigkeit, treue Liebe und natürliche Offenheit das Gemüth tiefer ergreifend, als die Abschieds-Szene zwischen Hektor und Andromache. [1])

Als Hektor in den Kampf zu ziehen im Begriff ist, wünscht er die geliebte Gattin noch vorher zu sehen. Von der Haushälterin erfährt er, daß sie auf der Mauer ist, weil sie das heftige Andringen der Griechen vernommen. Hektor eilt zu der Mauer und trifft sie am Thore. Lächelnd und schweigend blickt er auf seinen geliebten Sohn, den zarten Astyanax. Andromache tritt neben ihn, und Thränen vergießend drückt sie ihm liebevoll die Hand, also anhebend: „Kühner Gatte, dein Muth richtet dich zu Grunde. Erbarme dich deines Weibes und deines schwachen Kindes. Ich werde bald Wittwe seyn. O, es wäre besser, ich ginge unter die Erde, denn ich habe ja weder Vater noch Mutter. Meinen Vater erschlug Achill. Von diesem begraben liegt er unter einem Denkmahle von Pappeln, das die Bergnymphen ihm errichteten. Meine sieben Brüder fielen alle durch den Pfeil des Krieges. Meine Mutter wurde als Gefangene weggeführt. In Freiheit gesetzt für ein Lösegeld starb auch sie durch den Pfeil

---

1) Il. VI, 407. ff.

der Artemis. Du bist jetzt mein einziger Trost; du bist mir Vater, Mutter, Bruder, Gatte. O bleib doch auf der Mauer und vertheidige die Stadt mit der Hülfe des Volkes."

Hektor antwortet: „Theures Weib, deine Lage geht mir zu Herzen. Ich bliebe deinetwegen gern hier. Doch die Pflicht ruft zum heiligen Kampfe. Das Zurückbleiben wäre jetzt Feigheit; mein Ehrgefühl sträubt sich dagegen. Ich sehe das Schicksal der Stadt im Geiste vorher. Doch, weder die Stadt, noch Vater, noch Mutter, noch Geschwister sind mir theurer als du. Welch ein Gedanke, daß du als Gefangene hinweggeführt werden, und den Griechen als Sklavin weben oder Wasser tragen solltest."

Darauf streckt er den Arm aus, den Knaben zu sich zu nehmen. Dieser, sich fürchtend vor dem schwankenden Helmbusche des Vaters, schmiegt sich weinend an die Amme. Lächelnd nimmt Hektor den schimmernden Helm vom Kopfe und legt ihn auf die Erde. Dann drückt er den Knaben küssend gegen die Brust und betet zum Zeus: „Gieb, daß er edel und gut; gieb, daß er ein tapferer Streiter werde! Laß ihn den Vater übertreffen!" Andromache nimmt das Kind und betrachtet den Liebling mit lächelndem Weinen. Hektor tröstet und beruhigt die Zagende: „Bedenke, ich stehe unter der Hand der Götter. Welcher Sterbliche kann sich dem Verhängnisse entziehen? Doch wende dich von hier zu dem Wirkungskreise deines Berufes. Der Krieg ist das Werk der Männer."

Wir haben die ganze Stelle hier eingerückt, weil sie eine von denen ist, aus welchen man den großen Dichter in seiner ganzen Vortreflichkeit kennen lernt. Welche Wahrheit, welche natürliche Offenheit und Freimüthigkeit, welch eine innige Liebe zu der treuen und zärtlichen Gattin, welche Festigkeit, welche Entschlossenheit und welcher Muth, wenn es das Höchste und Heiligste gilt, weiß der Dichter hier seinem Helden beizulegen. Hektor erscheint im heftigsten Kampfe mit sich selbst. Die rüh-

rende Schilderung, welche Andromache von dem, was sie schon durch den Krieg verloren hat, und was ihr noch bevorsteht, wenn ihre letzte Stütze fallen sollte, macht, ergreift das Gemüth des zärtlichen Gatten, des liebenden Vaters auf das tiefste. Er möchte gern bleiben, wenn er den Eingebungen der Liebe folgen dürfte. Doch dem Dienste des Vaterlandes müssen Familienverhältnisse nachstehen. Er beruhigt die ängstlich Bekümmerte und folgt der Pflicht.

Um ein ausführliches Beispiel zu geben, wie Homer überall Leben und Handlung darstellt, und wie er das Neben einander und die Zustände der Ruhe in ein Nach einander und in Zustände der Bewegung zu verwandeln weiß, wollen wir hier die Beschreibung des Schildes, welchen Thetis vom Vulkan für Achill verfertigen läßt, folgen lassen. [1])

Der Schild hat auf seiner Fläche vier Felder. Auf dem ersten sieht man den Himmel, die Erde, das Meer, die Sonne, den Mond und verschiedene Gestirne, die Plejaden, die Hyaden, den Orion, den Arktos oder Wagen, der nie in das Meer untertaucht. Außerdem sind zwei Städte abgebildet, von welchen die eine das Bild des Friedens, und die andere das des Krieges darstellt.

In der friedlichen Stadt sieht man eine Hochzeit. Es wird ein Mahl gefeiert und ein glänzender Hochzeitszug unter Tanz und Spiel durch die Straßen geführt. Vor den Thüren stehende Weiber betrachten ihn mit Staunen. Auf dem Markte ist Volksversammlung, und es wird Gericht gehalten. Es streiten zwei Menschen über ein Lösegeld; der eine will es ganz bezahlt haben; der andere leugnet es. Die Richter sitzen umher im Kreise. In der Mitte liegen zwei Talente Gold, das streitige Lösegeld.

---

[1]) Il. XXVIII, 478. ff.

Die zweite Stadt ist im Zustande des Krieges; sie wird von einem feindlichen Heere belagert. Die Städter machen einen Ausfall; Weiber und Greise besetzen den Wall. Die Männer ziehen gegen den Feind unter dem Schutze des Apoll und der Minerva. Sie lagern sich im Hinterhalte bei einer Tränke. Wächter verkünden die Ankunft von Heerden. Die Hirten werden erschlagen und das Vieh geraubt. Dies erfahren die Feinde; sie stürzen herbei, und es entsteht ein blutiger Kampf.

Auf einer andern Abtheilung des Schildes erblickt man ein Feld, wo gepflügt wird. Langsam schreitet das Zugvieh vorwärts bis zu der Stelle, wo einer den Pflügern zu trinken reicht. Hinter dem Pfluge erscheint die Erde schwarz. Neben diesem Felde ist ein anderes mit Schnittern. Knaben tragen die Garben zusammen. Der Herr des Feldes steht daneben und sieht mit Wonne den Segen seiner Erndte. Unter einem Baume sind Diener sehr geschäftig ein Mahl zu bereiten.

Ferner ist eine Weinlese dargestellt. Knaben und Mädchen tragen die Trauben in geflochtenen Körben. Indem ein Knabe die Zitter spielt und singt, tanzen die übrigen mit fröhlichem Jubel.

Daneben sieht man eine Weide. Brüllend rennt das Vieh aus dem Stalle zum Weideplatze am Flusse. Aus dem vordersten Zuge der Heerde rauben zwei Löwen einen Stier. Hirten und Hunde eilen herbei und verfolgen die Löwen. Neben der Rinderweide ist eine andere mit kleinem Viehe. Die Ebene ist besetzt mit Schafen, Zelten und Hürden.

Die letzte Abbildung stellt einen Tanz dar, wie ihn Dädalus der Ariadne künstlich verfertigte. Sich die Hände reichend tanzen Jünglinge und Mädchen. Ein Paar Tänzer, die gleich den Tauchern auf den Köpfen stehen, machen den Anfang des Tanzes.

Den Rand des Schildes umfließt der Ozean. — Somit stellt also die Fläche des Schildes die ganze Erde mit allen ihren

Erscheinungen dar. Die Schilderung hat durch so viele einzelne Züge die größte Anschaulichkeit. Ja, man sollte glauben, der Dichter müsse den Schild recht oft gesehen haben, so bestimmt und genau weiß er alles, was er enthalten haben soll, anzugeben. Und dennoch ist es klar, daß nie ein Kunstwerk der Art existirt haben kann. Plastische Darstellungen geben nur, was neben einander im Raume, aber nicht was nach einander in der Zeit ist. Der Augenblick, so wie ihn der Künstler einer Gruppe in ihrer Zusammenstellung anweiset, bleibt unverändert. Welche thatenreiche Zeitfolgen legt der Dichter hier seinen Abbildungen bei. Vor der belagerten Stadt soll man zuerst den Auszug des Hinterhaltes, dann die Ankunft der Heerde, die Benachrichtigung von der Ankunft der Feinde, und endlich gar ein blutiges Gefecht zwischen den beiden Heeren sehen. Aus solchen Beispielen kann man sich überzeugen, daß Homer es versteht, Dinge mit der ausführlichsten Genauigkeit und einer anschaulichen Lebendigkeit darzustellen, die er nie gesehen hat, die nie da gewesen sind, und die auch nie da seyn werden.

Dieselbe treue Auffassung der Naturerscheinungen und des menschlichen Lebens, wie die Beschreibung des Schildes sie liefert, finden wir fast auf jeder Seite seiner Werke. Wir verweisen hier auf die Erzählung, wie Diomed und Ulysses den Dolon fangen; [1] wie die Griechen und Troer mit der äußersten Anstrengung, um die Leiche des Patroklus kämpfen; [2] wie Priamus das Elend des Krieges und die grausame Verletzung der heiligsten Rechte schildert; [3] so wie endlich auf die malerische Beschreibung der Grotte der Kalypso. [4] Große Anschaulichkeit hat die Stelle, worin Ulysses dargestellt wird als kämpfend mit der Brandung des Meeres, bis er endlich das Ufer erreicht. [5]

---

[1] Jl. X, 332.
[2] Jl. XVII, 390.
[3] Jl. XXII, 60.
[4] Od. V, 57.
[5] Od. V, 425. ff.

Reiche Mannigfaltigkeit zeigt der Dichter in den Wendungen, wenn kämpfende Helden fallen. Man sieht den Riesen niederstürzen, denn laut klirren die Waffen, ἀράβησε δὲ τεύχε' ἐπ' αὐτῷ; oder er fällt gleich einer Esche auf einem Berge, die ein Sturmwind mit Gewalt niederschmettert. Treue Naturschilderung ist es, wenn der Gefallene im Augenblicke des Sterbens krampfhaft mit der Hand in den Sand greift, ἕλε γαῖαν ἀγοστῷ. Dagegen ist es mehr malerisch als wahr, wenn ein Held den andern durchbohrt, und ihn alsdann mit der Lanze in die Höhe hebt, gleichwie ein Fischer den Fisch an der Angel aus dem Wasser in die Höhe zieht. [1])

Die Gleichnisse, welche der Dichter so treffend zu wählen weiß, sind entweder aus der Natur, oder aus dem Leben des Hirten, des Jägers und des Landmannes genommen. Häufig vorkommende sind:

Die Griechen eilen in ununterbrochener Folge in die Versammlung, gleich wie die Bienen aus einem hohlen Felsen zu den Blumen eilen. [2])

Die Griechen stürzen von den Schiffen und ihren Zelten in die Ebene, wie die Gänse oder Schwäne an dem Kaystrus in zahlloser Menge fliegen. [3]) Sie bewegen sich auf dem Felde, wie die Fliegen um einen Milchtopf. [4])

Die Griechen vertheidigen das Thor, wie die Wespen ihr Nest. [5])

Die Myrmidonier greifen die Troer mit einer Wuth an, wie Wespen sie zeigen, wenn ihr Nest von Knaben angegriffen wird. [6])

Die Troer erheben plötzlich ein Geschrei wie Schafe, welche die Stimme der Lämmer hören. [7])

---

[1]) Il. XVI, 408. [2]) Il. II, 87. [3]) Il. II, 459.
[4]) Il. II, 470. [5]) Il. XII, 170. [6]) Il. XVI, 260.
[7]) Il. IV, 435.

Paris eilt muthig zum Kampfe, gleich einem Pferde, das, nachdem es lange gestanden, den Stall verläßt, um sich zu baden. [1])

Die Troer fliehen, als Agamemnon den Sohn des Priamus plündert, wie eine Hirschkuh, dessen Junges ein Löwe zerreißet. [2])

Ulysses wird umringt von den Troern, wie ein angeschossener Hirsch von Schakaln. Ajax erscheint und alle fliehen, wie die Schakale fliehen, wenn ein Löwe sich zeiget und sich des Hirsches bemächtiget. [3])

Ajax zieht sich langsam zurück, wie ein Esel, welchen Knaben von einem Kornfelde jagen. Dieser weicht nicht eher, als bis er sich satt gefressen hat. [4])

Als die Griechen den Leichnam des Patroklus vom Schlachtfelde tragen, so trägt Menelaus wie ein Esel, der einen schweren Baum zieht. Ajax schützt ihn gegen die Troer, welche ihn, wie Dohlen einen Sperber, verfolgen. [5])

Die Versammlung der Griechen bewegt sich unaufhörlich; sie gleicht einem vom Winde bewegten Kornfelde, oder dem wogenden Meere. [6])

Die Heere stürzen tobend gegen einander, gleichwie ein Waldstrom sich mit Heftigkeit in ein Thal ergießt, dessen Getöse der Hirte aus der Ferne hört. [7])

Die Danaer stehen ruhig und erwarten die Ankunft der Griechen, wie eine schwere Gewitterwolke unbeweglich am Himmel steht, so lange der Boreas schläft. [8])

Das trojanische Lager mit seinen unzähligen Wachtfeuern gleicht dem Sternenhimmel in einer hellen Winternacht. [9])

---

[1]) Jl. VI, 514. [2]) Jl. XI, 115. [3]) Jl. XI, 480.
[4]) Jl. XI, 557. [5]) Jl. XVII, 755. [6]) Jl. II, 149.
[7]) Jl. IV, 453. [8]) Jl. V, 523. [9]) Jl. VIII, 550.

Die Griechen werfen Steine von der Mauer, so wie die Schneeflocken in Menge fallen, wenn der Wind sich leget. [1])

Nestor ist unschlüssig, gleich dem Meere, das heftig in sich tobt, ehe der Sturm zum Ausbruche kommt. [2])

Ulysses freuet sich bei dem Anblicke seines Vaterlandes, wie ein Kind sich freuet, wenn der kranke Vater der Todesgefahr glücklich entgangen ist. [3])

Die Augen des Polyphem zischen, als wenn ein Schmid ein glühendes Eisen in das Wasser steckt. [4])

Diese angeführten Gleichnisse mögen hinreichen zu zeigen, wie der Dichter die Natur kennt, und wie er denselben durch das Hervorheben charakteristischer Züge Ausdruck und Lebendigkeit zu geben weiß.

Die treue Naturschilderung ist das Anziehende und so Vielen Unerreichbare, wodurch der Sänger der Iliade und Odyssee sich den Beifall aller Jahrhunderte erworben hat. Jeder Freund und Beobachter der Natur, jeder in Sitten und Lebensweise der natürlichen Einfachheit nicht gänzlich Entfremdete, findet sich hier einheimisch; er findet hier Wahrheit, welche das Leben und die Erfahrung stets bestätigen; er findet hier den Ausdruck der eigenen Gefühle und Empfindungen. Die Sprache des Homer ergreift das Gemüth des mit königlicher Majestät Umstrahlten, wofern er nicht entartet ist, nicht weniger tief und innig, als sie der Denkweise des einfachen, der Natur ergebenen Landmannes in dem Schmucke ihrer natürlichen Einfachheit gemäß ist.

Die kunstlos scheinende Einfachheit, mit welcher der Dichter den Stoff behandelt, zeigt sich auch in seiner Sprache. Dahin ist die stete Wiederholung der den Personen und Gegenständen

---

[1]) Il. XII, 280. [2]) Il. XIV, 16.
[3]) Od. V, 395. [4]) Od. IX, 392.

beigelegten Epitheta, so wie auch der ausdrucksvollen Wendungen und Redensarten bei oft wiederkehrenden Vorfällen, Auftritten und Erscheinungen zu rechnen. Solche Wiederholungen sind der einfachen ungesuchten Natursprache überall gewöhnlich und eigen, wie es die Sprachweise nicht wissenschaftlich gebildeter Menschen bestätiget. Der Reiz der Neuheit, welchen Abwechselung und Mannigfaltigkeit des Ausdruckes gewähren, ist nicht Bedürfniß für Menschen, die der Natur treu bleiben. Sie lieben das Bleibende, Feststehende und Wiederkehrende in dem allgemeinen Wechselgange und Kreislaufe des Lebens.

Zu dieser Einfachheit gehört ferner nicht weniger die wörtliche Wiederholung der gegebenen Aufträge, gehaltenen Reden und mitgetheilten Vorschläge; so wie auch ein gewisses redseliges Mittheilen von Erzählungen aus älterer Sagen- und Mythengeschichte, sobald sich irgend Gelegenheit findet, sie einzuschalten, selbst wenn sie nicht zur Sache gehören, oder den Gang der Erzählung unterbrechen.

Eine solche wörtliche Wiederholung langer Sätze ist den Regeln unserer Erzählungsweise zuwider. Der Einfachheit des homerischen Gesanges ist sie angemessen. Um dem Vortrage lebendige Anschaulichkeit zu geben, muß der Auftrag, oder was es sonst seyn mag, mitgetheilt werden. Die Treue der Ausführung fordert eine wörtliche Wiederholung. Abänderung in den Worten und Ausdrücken könnte gar leicht einen veränderten Sinn geben.

Es läßt sich auch außer dem angegebenen Grunde der vielfachen Wiederholungen noch ein anderer aus der Bestimmung des epischen Gesanges herleiten. Der Dichter lebte in einem Zeitalter, wo es Sitte war, öffentliche Zusammenkünfte und häusliche Feste durch Gesang zu verherrlichen. In solchen declamatorischen Vorträgen gewährte die Wiederholung bestimmter Wendungen und Redensarten, so wie ganzer Aufträge, Rath-

schläge und Reden manche Vortheile. Eine ungeänderte Wiederholung prägt sich nicht allein dem Gedächtnisse des Sängers sehr leicht ein, sondern sie dient auch dem Zuhörer zum Ruhepunkte, damit er das Vorgetragene im Geiste überschaue und sich sammle, dem Gange der Erzählung mit neuer Aufmerksamkeit zu folgen.

Was die Abschweifungen und Einmischungen fremdartiger Geschichten und älterer Begebenheiten betrifft, so verdienen sie im Allgemeinen einen Tadel, da sie den Zusammenhang unterbrechen. In manchen Stellen sind sie jedoch nicht zu bemerken, indem sie entweder den Eindruck dessen, was der Dichter vorträgt, verstärken, oder auch dem Charakter der Personen, welche diese Einschaltungen machen, eigen sind. So zeigt sich Nestor nicht selten etwas redselig, worüber man den Dichter gewiß nicht tadeln wird; denn wie konnte er den unwiderstehlichen Hang des Nestor, die Heldenthaten seiner Jugendzeit mit wohlgefälligem Selbstlobe zu rühmen, treuer schildern als durch solche Einschaltungen, welche den Zusammenhang unterbrechen?

Dabei ist auch nicht zu vergessen, daß manche Wiederholungen und Einschaltungen aus späterer Zeit herrühren, und daher dem Dichter nicht zum Vorwürfe gereichen können.

Es ist übrigens leicht einzusehen, daß diese mitunter an Weitschweifigkeit grenzende Ausführlichkeit des Vortrages aus der dem Dichter eigenen Darstellungsweise hervorgeht. — Nie ist es seine Weise etwas in kurzen Sätzen und allgemeinen Uebersichten mitzutheilen, sondern er liebt es jeden Vorfall und jede Begebenheit in bestimmten Zügen, das Einzelne hervorhebend, zu schildern. Diese Eigenthümlichkeit hat ihm die Natur verliehen durch die Fruchtbarkeit seiner Phantasie. Was er beschreibt, das steht ihm klar vor den Augen; daher die unübertreffbare Treue in der Darstellung. Der Dichter scheint, in allen seinen Erzählungen, Augenzeuge gewesen

zu seyn. Die Helden im Schlachtgetümmel, Achill im Zelte, Priamus in seinem Pallaste, Telemach unter den Freiern, oder in Pylos und Sparta, Ulysses endlich auf Ogygia und bei den Phäaken, alle sieht der Leser seinen Blicken vergegenwärtiget, als hätte er sie selbst vor Augen.

Wollte man die Art, wie Homer seinen Stoff behandelt, durch ein Bild veranschaulichen, so würde man ihn mit demjenigen vergleichen können, der, um eine große romantische Gegend zu besehen, sich langsam von einer Gruppe zur andern, wie sie gerade aneinander stoßen, fortbewegt, und, ohne von Anhöhen von Zeit zu Zeit den Blick über das Ganze zu werfen, sich ganz der Beobachtung des nahe Liegenden hingiebt. So auch schreitet Homer, in seiner Phantasie das nahe Liegende sich vergegenwärtigend, von Begebenheit zu Begebenheit, bis er endlich das gesteckte Ziel erreicht.

Eine natürliche Folge einer solchen Ausführlichkeit in der Erzählung ist ein längeres Verweilen bei Nebendingen, als der Zweck des Ganzen unmittelbar fordert, und ein häufiges Abschweifen von der Bahn, welche geradeswegs zum Ziele führt. Diese Ausführlichkeit ist aber ohne Zweifel zu den ausgezeichneten Eigenschaften des Dichters zu zählen. Denn wodurch anders hat sein Vortrag die Klarheit und anschauliche Lebendigkeit, als daß er uns in seinen Beschreibungen nicht einfache Grundstriche, sondern in der Ausführung vollendete Gemälde liefert? Wer in einer Beschreibung seinen Blick stets unverwandt nach dem Ziele und nach den die Bahn bezeichnenden Hauptpunkten richtet, der kann unmöglich die kleinern, ihn an den Seiten umgebenden Neben-Partieen scharf in das Auge fassen, um diese ganz wie sie sind zu schildern.

Daß aber die bis in das Einzelne durchgeführten Schilderungen das Produkt seiner Phantasie sind, und nicht aus wirklicher Anschauung herrühren, wird hinreichend erwiesen aus der

Gleichförmigkeit des Vortrages, dessen er sich bedient bei der Einmischung göttlicher Dinge. Auch von diesen redet er stets mit einer Genauigkeit und Bestimmtheit, als hätte er sie mit eigenen Augen in der Nähe gesehen.

Diese Einmischung des Göttlichen ist ein Hauptzug der homerischen Dichtung, und giebt den Gesängen, bei ihrer sonstigen Einfachheit und Natürlichkeit, einen eigenthümlichen Charakter. Das Natürliche und Wunderbare wird auf die seltsamste Weise unter einander gemischt.

Mag immerhin die Götterwelt der homerischen Epopöien unseren Begriffen von dem Wirken und Walten des höchsten Wesens wenig zusagen, so ist doch nicht zu leugnen, daß durch dieses Eingreifen der himmlischen Mächte, so wie besonders durch ihren lebhaften Antheil an den Begebenheiten und Schicksalen der Sterblichen, der ganzen Erzählung ein höherer Schwung, eine kräftigere Lebendigkeit und überhaupt ein höheres Interesse verliehen wird.

Das gewöhnliche Leben hat nämlich in seinem natürlichen Hergange manche Auftritte, Vorfälle, Lagen und Schwierigkeiten, welche einer echt-poetischen Behandlung widerstreben. Der Epiker, so wie auch der Tragiker, nimmt sich daher die Freiheit, da höhere Kräfte und göttliche Wesen eingreifen zu lassen, wo das menschliche Wirken in seiner Beschränktheit ihm nicht genüget.

In dem homerischen Zeitalter, in welchem der allgemeine Volksglaube ein beständiges unmittelbares Eingreifen und Einwirken der Götter voraussetzte, war es ganz in der Ordnung, daß ein Dichter Verwickelungen und Schwierigkeiten, welche das Leben so oft darbietet, und welche menschliche Kraft nicht zu lösen und zu überwinden vermag, durch höhere Wesen mit Leichtigkeit lösen und beseitigen ließ. Dieser Glaube machte es

ihm möglich, seine Helden überall thun zu lassen, was sie nach seinem Plane thun sollten. Die menschliche Kraft wird durch dies Mittel zu einem höheren Maße von Wirksamkeit gesteigert. Wo Verlegenheit eintritt, oder Schwäche sich zeiget, da helfen die Götter durch einen Rath oder ein Wort des Trostes, oder sie verleihen auch durch ihre unmittelbare Nähe und Gegenwart, oder auch durch Zaubermittel [1]) außerordentliche Kräfte.

Als ein eigenthümlicher Vorzug verdient auch die Sprache des Homer noch besonders erwähnt zu werden. Dieser ist nämlich dieselbe Einfachheit, Klarheit und ungesuchte Natürlichkeit eigen, welche seinen Gedanken, Vorstellungen und Begriffen so sehr zur Empfehlung gereicht. Das Natürliche und Ungekünstelte ist so sehr vorherrschend in seinen Konstruktionen, daß die grammatische Korrektheit nicht selten darunter leidet. Der Periodenbau ist einfach und leicht zu übersehen, wie dies immer der Fall ist bei Schriftstellern, die sich dessen mit Klarheit bewußt sind, was sie sagen wollen. Ziemlich oft findet man Anakoluthieen und plötzlich abgebrochene Sätze, so daß man sich veranlaßt finden möchte, dem Dichter Nachlässigkeit in der Abfassung zum Vorwurfe zu machen. Allein bei einer genauen Prüfung wird man sich nicht selten überzeugen, daß selbst solche scheinbare Nachlässigkeiten dem Ausdrucke und der Wendung einen eigenthümlichen Reiz und eine gewisse Anmuth verleihen. Das Wort ist dem Gedanken, so wie er erzeugt wurde, unmittelbar gefolgt; dies sieht man der Einkleidung auf das deutlichste an. Wenn man dem Gedankengange in seiner natürlichen Einfachheit folgt, und nicht mit der Grammatik in der Hand kunstgerecht konstruiren will, so wird man den Sinn gewöhnlich sehr leicht aufzufassen im Stande seyn.

---

[1]) Od. V, 346. ff.

Zu vergessen ist überdies nicht, wenn man die Sprache des Dichters beurtheilen will, daß derselbe für den mündlichen Vortrag sang, und daß dieser Vortrag durch eine lebhafte Gestikulation gehoben wurde. In einer solchen Sprache giebt eine nachdrückliche Betonung, ein Blick mit den Augen, ein Wink mit der Hand einem Satze, der nicht streng grammatisch abgefaßt ist, und dem jetzigen Leser vielleicht dunkel erscheint, die vollständigste Deutlichkeit.

So wenig künstlich die Sprache ist, so wenig künstlich ist auch das Metrum. Dieses scheint nicht erfunden und gewählt zu seyn, sondern wie von selbst aus der Verknüpfung daktylischer und spondeischer Reihen, welche der jonischen Sprache nach ihrer Wortbildung und ihrem Baue eigen sind, hervorgegangen zu seyn. In der deutschen Sprache lassen sich nicht so leicht solche Hexameter, in welchen die homerischen Gedichte abgefaßt sind, bilden, weil der Wort-Rhythmus in derselben meistens jambisch und trochäisch ist. Der homerische Hexameter bindet sich jedoch noch nicht an feste Regeln. Er bedient sich aller derjenigen Freiheiten, welche der Bau und das Sylbenmaß der Wörter wünschenswerth machen. So wird eine kurze Sylbe, welche am Anfange eines Wortes, oder zwischen mehren Kürzen oder zwei Längen steht, durch die Arsis als lang gemessen. Ja man findet sogar eine einzelne Kürze in der Thesis, so daß also bei Homer echte Trochäen zwischen den Daktylen und Spondeen vorkommen. Doch in eine genaue Zergliederung des homerischen Verses hier einzugehen, gestattet der Raum nicht. —

Fünftes Kapitel.

Wie weit kann Homer als Quelle für die Geschichte benutzt werden.

Daß Homer nicht allein als Dichter einen hohen Werth habe, sondern daß die Werke desselben auch als eine reichhaltige historische Quelle benutzt werden können, ist so allgemein und einstimmig anerkannt, daß man im Gegentheil Ursache hat, vor dem Mißbrauche in einer zu unbeschränkten Benutzung dieser Quelle zu warnen. Die Frage, was ist im Homer Dichtung, und was aus der Wirklichkeit entlehnt, gehört mit zu den schwierigsten in der Geschichte. Die Schwierigkeit entspringt aus dem gänzlichen Mangel gleichzeitiger historischer Zeugnisse. Das einzige Mittel, um jene Frage zu beantworten, bleibt daher, die Beweise zur Erhärtung irgend einer Meinung aus dem Dichter selbst zu schöpfen, welches nur durch Vergleichungen und durch Beobachtung der Art und Weise der Erzählung geschehen kann.

Da Homer eine so klare, deutliche, alles veranschaulichende Darstellungsgabe hat, da in seinen Schilderungen so viel Lebendigkeit und Ausführlichkeit, welche das Leben und die Wirklichkeit in den kleinsten Zügen wieder giebt, angetroffen wird, daß man alles, was er erzählt, als wirklich geschehend erblickt, so sind manche Ausleger der Werke des Homer durch das Lebendige und die Treue der Darstellung verleitet worden, anzunehmen, daß man alles für wirklich geschehen halten müsse, was möglicher Weise wahr seyn könne. Ja man ist so weit gegangen zu glauben, daß selbst in solchen Erzählungen und Schilderungen, welche der Natur widersprechende Dinge berichten, und ihren Ursprung allein in der Phantasie des Dichters haben, irgend etwas Fakti-

sches zum Grunde liege. Homer soll uns in seinen Gedichten ein vergeistigtes Bild seines Zeitalters und der ganzen Lebensweise in demselben geliefert haben. [1] „Er muß, sagt man, das wirkliche Leben besingen, denn nur daher läßt sich sein geschärfter Blick für die Auffassung des Sinnlichen erklären. Der Dichter unserer Zeit, der von einem höheren Standpunkte auf das wirkliche Leben hernieder schauet, kann nur allgemeine Ansichten in weiten Umrissen und Schattenbildern liefern. [2]"

Es ist allerdings nicht zu bestreiten, daß die homerischen Gesänge das Gepräge ihrer Zeit an sich tragen; denn woher anders sollte der Dichter die Farben seiner Zeichnungen nehmen, als aus dem Leben, wie er es aus seiner Umgebung kannte? Es ist ferner leicht begreiflich, daß Homer solchen Begebenheiten und Vorfällen, welche der dichterischen Einkleidung widerstreben, eine solche Gestalt wird gegeben haben, wie die epische Behandlung sie fordert; daß daher in manchen Erzählungen, wenn man die dichterische Hülle abstreift, wohl eine wirkliche Thatsache zum Grunde liegen könne. Allein in welche Schwierigkeiten verwickelt sich der Erklärer, wenn er es versucht, das Faktische jeder Schilderung mit Genauigkeit und Bestimmtheit nachzuweisen. Das Erscheinen, Auftreten und thätige Einwirken der Götter, welches die Grundzüge in der ganzen Handlung der homerischen Epopöen ausmacht, und welches doch nicht wohl etwas anderes seyn kann, als freie Schöpfung einer lebhaften Phantasie, läßt sich selten auf ein bestimmtes Faktum zurückführen, und giebt daher einen weiten Spielraum zu willkührlichen Vermuthungen. [3]

[1]) Homer in seiner Bedeutung für unsere Zeit von Weiße.

[2]) Homerische Vorschule von Müller.

[3]) Köppen in seinen erklärenden Anmerkungen giebt sich stets unsägliche Mühe, aus jeder dichterischen Schilderung das Faktische herauszufinden. Nicht selten muß er zu den unwahrscheinlichsten Vermuthungen seine Zuflucht nehmen.

Das Poetische in der Einkleidung springt überall in den Werken des Homer so auffallend in die Augen, daß es gewiß eine sehr treffende Bemerkung eines neueren Gelehrten ist [1]: „Der Krieg in seinem ganzen Hergange fügt sich zur poetischen Erzählung, als wäre er nur angefangen worden, um besungen zu werden."

Um das Historische in den Gesängen des Homer zu ermitteln, muß man sich entscheiden, welcher von den beiden folgenden Voraussetzungen man beistimmen will. Die zu entscheidenden Fragen sind: Hat das Leben mit seinen Erscheinungen und Auftritten sich einst so entwickelt und gestaltet, daß ein echt-poetischer Krieg, wie der trojanische jetzt erscheint, daraus hervorging? Oder hat ein schaffender Dichter einen nach dem uns jetzt bekannten gewöhnlichen Gange der Dinge sich gestaltenden Krieg so dargestellt, wie er nach dem Wesen und den Gesetzen eines poetischen Kunstwerkes beschaffen seyn mußte?

Daß man Ursache habe, sich für die zweite Ansicht zu erklären, ist leicht zu erweisen bei einer genaueren Prüfung der vom Dichter besungenen Thaten und Begebenheiten.

Kenneten wir den trojanischen Krieg in seinem ganzen Hergange und mit allen einzelnen Auftritten und Vorfällen jetzt auf einem andern Wege als aus den Werken des Homer, oder denjenigen Schriftstellern, welche aus Homer geschöpft haben, oder wäre uns das Leben des Dichters in allen seinen Verhältnissen genau bekannt, so würde eine scheidende Absonderung der poetischen Zugaben und Ausschmückungen von dem Faktischen leicht seyn. Jetzt eröffnet sich dem Erklärer ein weites Feld für Vermuthungen, denn die wörtliche Auslegung des Erzählten ist durchaus unstatthaft. Um Vermuthungen glaubwürdig zu machen, ist es aber nicht genug, die Möglichkeit, ein Vorfall habe sich

---

[1]) Homerische Vorschule v. Müller. S. 10.

so ereignen können, für sich zu haben; man muß, da anderweitige Beweismittel fehlen, die homerische Dichtung nach ihrem inneren Wesen, nach ihrer eigenthümlichen Darstellungsweise zu einer leitenden Richtschnur für die Beurtheilung machen; und aus solchen Erzählungen und Schilderungen, welche die Art, wie der Dichter seinen Stoff zu behandeln gewohnt ist, unverkennbar darthun, das Wahre solcher Darstellungen, wo die Entscheidung schwieriger ist, herauszufinden und zu ermitteln suchen.

Eine sorgfältige Prüfung und Beurtheilung der Werke des Homer wird das Resultat ergeben, daß *der Sänger nicht die Gegenwart und sein eigenes Zeitalter, sondern eine untergegangene Zeit besungen habe.* Man sieht überall eine Welt und ein Leben der Phantasie mit der ganz besonderen Eigenthümlichkeit, daß diese Phantasie in ihren Schöpfungen und Darstellungen eine einfache und treue Naturzeichnung beobachtet und festhält.

Diese treue Darstellung der Natur, selbst in Auftritten, welche die Grenzen des Natürlichen überschreiten, die feine Beobachtungsgabe der Erscheinungen derselben, die Genauigkeit in der Aufzählung der einzelnen Züge menschlicher Denk- und Handlungsweise, welche die Gesänge überall charakterisiren, sind es ohne Zweifel allein, welche zu allen Zeiten die Ansicht erzeugt haben, die homerischen Erzählungen als Darstellungen der Gegenwart anzusehen, um sie als sichere historische Quellen benutzen zu können.

Allein ein solches Verfahren führt sehr leicht auf Abwege. Ein Dichter kann der Natur vollkommen treu bleiben, er kann als Künstler Wahrheit haben, ohne deswegen in seinen Vorträgen irgend etwas wirklich Geschehenes zu besingen. Daß aber Homer sich nicht strenge an die Wirklichkeit gehalten habe, ist so klar wie möglich; denn hätte er in seinen Gesängen wirkliche Thatsachen, wenn auch hin und wieder durch dichterischen

Schmuck etwas verschönert, darlegen wollen, so hätte er offenbar seiner Phantasie niemals freien Lauf lassen dürfen, um Dinge einzumischen, die überhaupt nicht aus dem Leben genommen seyn können.

Bevor wir hier in das Einzelne eingehen, wollen wir zuvor einen Blick auf den Inhalt der beiden Gedichte im Allgemeinen werfen, um zu prüfen, wie weit dem Gesagten Wahrheit unterliege.

Der ganze Krieg vor Troja ist wahrer Heroenkrieg, geführt, wie ein epischer Dichter wünschen konnte, daß er geführt seyn mußte, damit er ihn besingen könnte. Man mag zugeben, daß die Helden in jenem Zeitalter wahre Riesen in Vergleichung mit den durch Luxus verweichlichten Männern unserer Zeit gewesen seyn mögen; allein waren die Zeitgenossen jener Helden doch im Allgemeinen nicht Menschen desselben Geschlechtes? Mußten sie jenen nicht verhältnißmäßig gewachsen seyn? Nach den Schilderungen des Dichters ist es nicht der Fall. Ein Achill, ein Hektor ragen auf eine übernatürliche Weise über ihre Umgebung hervor. Ein einziger Held entscheidet durch seinen Arm ganze Schlachten. Achill jagt das ganze Heer der Trojaner vor sich her. Die persönliche Tapferkeit eines Helden glänzt in allen Schlachtgemälden hervor; von seiner Begleitung ist kaum die Rede.

Man könnte hier freilich sagen, der Dichter hebt die Helden als Hauptgestalten in dem Vordergrunde dieser Gemälde im vollsten Lichte hervor. Allein selbst in diesem Falle durfte er die Verhältnisse in den Streitkräften nicht zu sehr verletzen. In Gefechten, wo Hunderte streiten, da mag einer den Ausschlag geben; allein ist es verhältnißmäßig, wo hundert Tausende gegen einander ziehen? [1]) Hier hat der Dichter die Farben ohne Zweifel zu stark aufgetragen.

---

[1]) Nach dem Schiffsverzeichnisse belief die Zahl sämmtlicher Schiffe sich auf 1196. Die größten sollen 120 und die kleinsten 50 Soldaten

Man hat freilich in unsern Tagen behauptet, daß Homer seinen Helden keine übernatürliche Kräfte beilege. Doch wenn Hektor mit einem Steinwurfe das Thor in der Mauer der Griechen, das diese, um sich gegen Feinde zu schützen, angelegt haben, zersprengt; wenn Achill die Thür seines Zeltes mit einem Riegel verschließt, den vier Männer späterer Zeit nicht aufzuheben im Stande sind, muß man nicht zugeben, daß der Dichter seine Helden das gewöhnliche Maß menschlicher Kräfte überschreiten läßt?

Es ist nicht nöthig sich hier zum Beweise, daß man bei Homer viel Dichtung finde, auf die romanhafte Art, wie Troja von den Griechen nach dem Gesange des Demodokus erobert seyn soll, zu berufen; schon die Veranlassung dieses Krieges ist so fabelhaft, daß sie schwerlich Glauben verdienen kann. Ein Weib wird entführt, nicht mit Gewalt; nein aus freien Stücken verläßt sie Mann und Kind. Ganz Griechenland macht sich auf die Entlaufene wieder heimzuführen. Troja wird bedrängt. In dieser Noth wollen die Trojaner sich retten durch die Zurückgabe der Helena. Da widersetzt sich der feige Paris, der eigentlich gar keine Gewalt in Händen hat. Alles fügt sich seinem Eigensinne, denn Troja wäre sonst gerettet worden, was der Dichter nicht wollte.

Nicht weniger unwahrscheinlich sind die Hauptbegebenheiten der Odyssee. In den Reiseabenteuern des Ulysses ist des Fabelhaften soviel, daß man das ganze Werk nicht gut für etwas Anderes als einen Roman halten kann. Obgleich man stets und allgemein einsah, daß man das Unnatürliche, als gänzlich außer dem Gebiete des wirklich Geschehenen liegend, fallen lassen müsse, so wollte man aber doch wenigstens da, wo die Erzählung das Gewand der Fabel ablegt, und der Möglichkeit nach etwas Wirk-

---

geführt haben. Zieht man eine Mittelzahl nach den beiden angegebenen Bemannungen der Schiffe, so zählt das Heer 100,660 Mann.

liches enthalten kann, Thatsachen und wirkliche Begebenheiten anerkennen. So soll wenigstens der Zustand im Hause des Ulysses und auf der Insel Ithaka treu nach dem Leben geschildert seyn. Allein es ist leicht nachzuweisen, daß es für sehr bedenklich zu halten ist, dem Dichter hier vollen Glauben zu schenken. Wir wollen hier auf einzelne Punkte aufmerksam machen.

Während der langen Abwesenheit des Ulysses wird die treue Gattin desselben von einem Heere von Freiern umlagert gehalten. Daß sie dieselben nicht durch eine kurze, bestimmt abgefaßte Erklärung zurückzuweisen im Stande ist, möchte man gerade nicht sehr auffallend finden; denn wie sollte sie in einem Zeitalter roher Gewalt ihren Worten Ansehen und Nachdruck geben gegen die Zudringlichkeit unverschämter und zügelloser Menschen? Allein das Mittel, dessen sie sich bedient, um diese Freier, welche weder Zucht noch Gesetz kennen, auf eine so schickliche Weise Jahre lang bis zu einem bestimmten Zeitpunkte hinzuhalten, trägt die Spuren einer romanhaften Erdichtung gar zu offenbar an der Stirn. Penelope webt ein großes Gewand und verspricht dabei den Freiern, nach Vollendung ihrer Arbeit, eine entscheidende Erklärung zu geben. Auf diese Weise hält sie die Freier drei volle Jahre hin; denn was sie des Tages am Gewebe gefördert hat, das löset sie des Nachts stets wieder auf. Dies Spiel setzt sie so lange fort, bis eine Dienerin endlich den Betrug verräth. Wenn die Freier überhaupt es wagen durften, in so weit Gewalt zu gebrauchen, daß sie das Gut des Ulysses ohne irgend einen Rechtsvorwand verzehrten, so konnten sie unmöglich auf eine so feine Weise hingehalten werden. Waren sie aber so geduldig, wie sie vom Dichter geschildert werden, so konnte Penelope ihnen eben so gut sagen: „Wartet, bis es mir gefallen wird, euch eine Antwort auf die Bewerbung zu geben.“

Dazu kommt auch der Umstand, daß Penelope bei aller ihrer Treue für Ulysses, sich doch nie recht bestimmt für ihn er-

hart. Sie scheint die Freier absichtlich hinzuhalten, als ob sie sie nicht ganz von der Hand weisen wolle.[1]) War dies etwa auch eine Folge des Zwanges? Unmöglich, denn ging der Zwang bis so weit, so war das listige Hinhalten nicht anwendbar.

Dies ganze Verhältniß ist nicht aus der Wirklichkeit genommen. Denken wir eine Zeit, wo geheiligte Gesetze weder Schutz noch Beistand gewähren, so kann ein Hinhalten, wie es allenfalls eine Fürstin unserer Zeit mit ihren galanten Bewerbern versuchen möchte, der Wirklichkeit wenig entsprechend gefunden werden. Als dichterische Erfindung haben diese Verhältnisse viel Anziehendes; der Dichter konnte sie für seinen Zweck nicht geschickter wählen. Wie treu schildert er in dem Betragen der Penelope die menschliche Natur und namentlich den Charakter des Weibes.

Der ganze Zustand auf Ithaka erscheint nicht natürlich. Der König Ulysses, welcher bisher die Regierung geführt hat, ist entfernt. Von einer Verwaltung der Regierung ist keine Spur vorhanden. Auch Volksversammlungen werden nicht einmal gehalten. Als Telemach das Alter erreicht hat, um handelnd aufzutreten, da läßt der Dichter ihn eine Versammlung halten, von welcher gesagt wird, sie sey nach einer Zeit von beinahe zwanzig Jahren die erste.[2])

Schon hierin muß man mehr Dichtung als Wahrheit erkennen. Doch noch mehr ist diese Dichtung wahrzunehmen, wenn man beobachtet, wie der Dichter die Einwirkung der Götter in seine Erzählung eingeflochten und verwebt hat.

Man sagt freilich, Homer habe sich in der Einmischung der Götter in die Begebenheiten und Schicksale der Personen, welche er uns beschrieben hat, von dem Glauben, den Ansichten und

---

[1]) Od. II, 91. 92. [2]) Od. II, 26. 27.

den Ueberlieferungen und Sagen seiner Zeit leiten lassen. Doch selbst durch diese Annahme kann jene Darstellungsweise nicht als hinreichend erklärt angesehen werden. Woher hatte Homer, wie man doch hier natürlich fragen muß, so genaue und bestimmte Nachrichten über jede einzelne Einwirkung der Götter? Mochte es immerhin Volksglaube seyn, daß die Götter in allen wichtigen Angelegenheiten der Menschen thätige Theilnahme zeigten, so blieb es der Willkühr des Dichters überlassen, die Art und Weise der Einwirkung für den einzelnen Fall zu bestimmen. Dabei ist auch der Umstand zu berücksichtigen, daß das homerische Götter-System, in der Art wie er dasselbe in seinen Gedichten durchgeführt hat, zu künstlich und poetisch ist, als daß der rohe Volksglaube es so hätte auffassen und der Nachwelt überliefern können. Dies würde man aber doch annehmen müssen, wenn man glauben wollte, Homer habe den ganzen Stoff seiner Werke vollendet vorgefunden, und er habe nur nöthig gehabt, das ihm wenigstens nach dem allgemeinen Glauben als Thatsache Dargebotene in ein dichterisches Gewand zu kleiden.

Die homerische Götterwelt in ihrem ganzen Wesen und allen ihren Beziehungen hat eine solche Einheit und charakteristische Haltung, daß man die Schöpfungen einer reich begabten Dichter-Phantasie auf das deutlichste darin erkennt. Phantasie-Gebilde der Art werden ursprünglich nicht von einem ganzen Volke erzeugt, am wenigsten von einem ungebildeten, wie es die Zeitgenossen des trojanischen Krieges doch müssen gewesen seyn. Der umgekehrte Fall ist natürlicher, daß ein Volk dasjenige in sich aufnimmt und seiner Vorstellungs- und Denkweise zu eigen macht, was ein fruchtbarer Geist, ein ausgezeichnetes Original-Genie schöpferisch hervorgebracht hat. Diesen Gang der Aufklärung bestätiget die Geschichte alles Wissens und Glaubens. Neue Systeme in irgend einer Wissenschaft, eigen-

thümliche Welt- und Lebensansichten gingen stets in ihren Grundzügen aus einem Kopfe hervor.

Damit soll aber keinesweges behauptet werden, daß Homer der Schöpfer der ganzen griechischen Götterwelt gewesen wäre. Der größte Geist nimmt in allen seinen Schöpfungen die ersten Anregungen und Veranlassungen aus der Außenwelt und den besonderen Verhältnissen seiner Umgebung her. Die Richtung, welche Homer in der Entwickelung seiner Götterwelt nahm, lag in den Begriffen und Eigenthümlichkeiten des Volkes, unter welchem er lebte, begründet. So wie die allgemeinen Grundzüge der homerischen Götterwelt dem griechischen Volke gehören, so ist das eigenthümliche System der Götterlehre, welches in den trojanischen Begebenheiten durchgeführt ist, ganz das Werk des Dichters.

Wenn nun aus dem Gesagten hervorgeht, daß die eigenthümliche Handlungsweise der Götter und ihr Eingreifen in die Angelegenheiten der Menschen in den homerischen Epopöien für eine Zugabe des Dichters zu halten sey, indem er dasjenige, was er über die Heroenzeit aus Ueberlieferungen wußte, als Grundfäden benutzte, aus welchen er ein reich geschmücktes Gewand vollendete, so ist es gewiß ungereimt anzunehmen, daß diese so schöpferische Phantasie, sobald sie den Kreis der Götterwelt verließ und in die Verhältnisse der Menschenwelt übertrat, nur Thatsachen und wirklich Geschehenes sollte vorgetragen haben. Eine solche verschiedenartige Behandlung des Stoffes wäre die seltsamste Erscheinung aller Zeiten.

In dem Vortrage selbst ist nie eine Andeutung oder ein Fingerzeig darüber, ob die Erzählung Dichtung oder Wahrheit enthalte, aufzufinden. Mit derselben Bestimmtheit und umständlichen Ausführlichkeit, mit welcher der Dichter Begebenheiten schildert, die ihrer Beschaffenheit nach, wohl so, wie er sie erzählt, geschehen seyn könnten, behandelt er auch die Gegenstände aus

der Götterwelt. Er ist in der Götterwelt eben so einheimisch als unter den Menschen, welche er in seinen Werken besingt.

Diese Gleichmäßigkeit des Tones, welche Homer in seinen Werken überall mit Unabänderlichkeit festhält, muß uns den Maßstab in die Hand geben, wenn wir seine Werke als Quelle für die Geschichte würdigen wollen. Der dichterische Geist, welcher ihn leitete das Schöne und Vollendete in der Götterwelt darzustellen, derselbe leitete ihn ohne Zweifel in der Behandlung menschlicher Angelegenheiten. Wessen Geist von Natur so ausgestattet ist, daß er sich in seinen Schöpfungen weit über die Grenzen der Wirklichkeit erhebt, der verfolgt seinen höheren Flug stets auf unveränderter Bahn.

Wie viel dichterische Zugabe in den Erzählungen des Homer anzutreffen ist, wird klar, wenn man erwägt, daß selbst Naturereignisse, die von ihm geschildert werden, unter den Umständen, unter welchen sie sich zugetragen haben sollen, nicht vorgefallen seyn können. Unter andern Beispielen der Art verdient hier die Erzählung im zwanzigsten Buche der Iliade angeführt zu werden, in welcher der Kampf des Achill gegen die fliehenden Trojaner beschrieben wird. Es ist nöthig die einzelnen Züge näher in das Auge zu fassen.

Hart vom wüthenden Peliden bedrängt, stürzen die Trojaner sich in wilder Flucht in den Skamander. Auch hier dauert das blutige Gemetzel fort. Die Leichname der Erschlagenen häufen sich so sehr, daß der Lauf des Stromes dadurch gehemmt wird. Ueber dieses schreckliche Blutvergießen geräth der Flußgott in heftigen Zorn und läßt, um Achill zu vernichten, seine Fluten mit Heftigkeit steigen. Achill kann sich bald nicht mehr in der heftigen Brandung halten; um sich zu retten, springt er auf das Land. Doch der Fluß ergießt sich so schnell über die Ufer, daß der Fliehende nicht entkommen kann. Eine große Masse von Wasser überschwemmt die weite Ebene. Bald sieht Achill sich von allen Seiten vom Wasser umgeben; die Wellen schlagen ihm

den Rücken und die Schultern. Mit der größten Anstrengung kämpft der Held gegen die Gewalt der heftig andringenden Fluten. Er erhebt ein lautes Wehklagen, denn er fürchtet einen schimpflichen Tod zu erleiden, gleich einem Schweinehirten, der in einem Graben stecken bleibt. Juno hört sein Wehklagen und will ihn retten. Doch die Noth ist groß; daher muß schnell Hülfe geschafft werden. Wie soll jene den mächtigen Andrang des Wassers hemmen? Nur eine dem Wasser widerstreitende Kraft kann schnell genug wirken; durch Feuer muß der Strom in seine Grenzen zurückgetrieben werden. Vulkan wird zu Hülfe gerufen; er erscheint, und sogleich verläßt das Wasser die Ebene. Diese wird darauf in kurzer Zeit so trocken, wie eine Tenne im dürren Winde.

Diese Schilderung ist vorzüglich geeignet, das Eigenthümliche der homerischen Darstellungsart zu zeigen. Neuere Kritiker haben diese ganze Stelle freilich als unecht verworfen; allein was bleibt echt=homerisch, wenn solche Schilderungen zu streichen sind? Was gleicht an Kraft, Feuer, lebendiger Anschaulichkeit diesem Gemälde, welches uns den Helden, welcher die Hauptrolle in dem ganzen Gedichte spielt, in seinem endlichen Auftreten darstellt? Sollte Achill sich vor allen Helden, die bisher als Nebenpersonen handelnd aufgetreten waren, auszeichnen, so mußte sich bei ihm etwas Ungewöhnliches zutragen. Dies geschiehet. Nicht genug, daß Wasser und Feuer in Bewegung gesetzt werden; die sämmtlichen Götter, welche sich für diesen Krieg interessiren, erscheinen in dem Kampfe, für dessen Ausgang der Dichter die Aufmerksamkeit bis auf den höchsten Grad gespannt hat.

Daß aber in dieser ganzen Erzählung von keiner wirklichen Thatsache die Rede seyn kann, bedarf keines Beweises. Dessen ungeachtet fehlt es nicht an Versuchen, diese Schilderung auf wirkliche Thatsachen zurückzuführen. Man beruft sich darauf, daß auf Gebirgen kleine Waldströme oft plötzlich anschwellen und ganze Gegenden in kurzer Zeit unter Wasser setzen. Ferner,

daß in den Ebenen von Asien nicht selten Feuer ausbreche, welches ganze Gegenden verheere, sobald die Flamme verwelktes Gras und getrocknete Kräuter ergreife. — Richtig ist es, daß solche Erscheinungen dazu dienten, die Phantasie des Dichters zu befruchten, und daß sie ihm die Grundzüge zu solchen Dichtungen lieferten. Allein die lebhafte Schilderung des Homer in der genannten Stelle auf einen bestimmten Fall zu beziehen, welcher sich damals in der Ebene vor Troja zugetragen haben soll, ist eine Annahme, die gegen die Natur streitet; denn was hier in Minuten, höchstens Stunden geschehen seyn soll, das kann nur in Tagen und Wochen geschehen.

Es giebt eine Menge von Stellen, welche sehr poetisch sind und einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Lesers machen, die aber keineswegs für Thatsachen zu halten sind.

Rein poetisch ist die Schilderung von der romantischen Lage der Phäaken, soviel auch der Dichter gethan haben mag, um sie glaubwürdig zu machen. Dieses Volk erscheint reich und im Besitz alles dessen, was das Leben angenehm zu machen im Stande ist. Es treibt starken Seehandel; dies sieht man aus der unzähligen Menge von Schiffen, welche den Hafen am Marktplatze füllen, aus den mitgetheilten Namen der Einwohner, die fast ohne Ausnahme von der Schiffahrt hergenommen sind, aus ihrer luxuriösen Lebensweise, wie man sie nur in Handel treibenden Städten findet, und endlich aus den Erklärungen des Alkinous. Nichtsdestoweniger sollen die Phäaken, ausgeschlossen von aller Gemeinschaft und allem Verkehr mit andern Völkern, am Ende der Welt im tiefsten Frieden leben. Sie sollen die Meere durchfahren mit der Schnelligkeit eines Gedankens, ihre Schiffe sollen ohne Steuerruder dahin gehen, wohin der Schiffer will. Doch bei dieser großen Geschicklichkeit im Seewesen, fehlt ihnen alle Länderkunde. Nicht einmal die benachbarten Küstenländer des mittelländischen Meeres sind ihnen bekannt. Euböa halten sie für das fernste Land der Erde. (Od. VII, 322.)

Handel mußten sie nach der Darstellung des Dichters treiben, denn woher hatten sie sonst die unermeßlichen Schätze, mit welchen der Pallast des Alkinous geschmückt ist? Durch Seeräuberei gewiß nicht, denn von Krieg und Waffenübungen verstehen sie nach ihrer eigenen Versicherung gar nichts. Schmaus und Tanz ist ihr größtes Vergnügen.

Trieben sie aber Handel, wie konnten sie so ganz ohne Verkehr mit andern Völkern seyn? Nie soll ein Fremdling ihre Insel betreten. Der König scheint bei der Ankunft des Ulysses ganz unwissend zu seyn mit der Weise, wie man einen Fremden behandeln müsse. Nichtsdestoweniger beobachtet er die allgemeine Sitte, den Fremden reichlich zu beschenken, als etwas das sich von selbst verstehe.

Bei der Abgeschiedenheit aus aller Völkerverbindung kennt der Sänger Demodokus die Begebenheiten des trojanischen Krieges auf das genaueste. Er singt den Streit zwischen Achill und Ulysses, so wie auch die Geschichte des hölzernen Pferdes. Wie sind diese Nachrichten so schnell und so ausführlich nach dem einsamen Eilande gekommen?

Dazu nehme man endlich die Schilderung von dem, was die Natur dort vermag. Die Obstbäume und Weinstöcke haben das ganze Jahr hindurch Knospen, Blüthen, unreife und reife Früchte.

Wer diese Beschreibung übersieht wird nicht zweifeln, in diesem Lande und Leben der Phäaken nichts als reine Dichtung zu sehen. Die Absicht des Dichters ist in dieser Schilderung nicht zu verkennen. Ein Volk wollte er darstellen, welches auf einer paradiesischen Insel in einer glücklichen Abgeschiedenheit, frei von den Plagen und Leiden des Krieges, seine Tage in Freude und Ueberfluß verlebte. Daher mußte er sie gänzlich absondern aus der Gemeinschaft benachbarter Völker. Dabei durften sie aber auch keinen Mangel leiden; sie mußten alles reichlich besitzen, was zur

Bequemlichkeit und zum Wohlleben gehört. Im einfachen Naturstande mußten ihnen aber die Mittel, ein luxuriöses Leben zu führen, fehlen. Daher konnten sie eine ausgebreitete Schiffahrt nicht entbehren, welche sie doch nur des Handels wegen haben konnten. Der Handel gab ihnen Reichthümer und Schätze.

Unter den vielen in beiden Werken vorkommenden Stellen, welchen man ihrer Unwahrscheinlichkeit wegen keinen Glauben beimessen kann, wollen wir noch einige namhaft machen.

Penelope denkt täglich an ihren theuren unvergeßlichen Gemahl; täglich hofft sie sehnsuchtsvoll auf seine Rückkehr. Nach einer Trennung von zwanzig Jahren erscheint der lang ersehnte Tag. Doch siehe da! Ulysses redet lange und ausführlich mit seinem Weibe, welches er nicht als Knabe, sondern als Vater des Telemach verlassen hat; Penelope erkennt ihn aber nicht eher, als bis der Dichter es für gut findet, die Wiedererkennung vor sich gehen zu lassen. Ein ganz anderes Gedächtniß hat Helena. Als Telemach nach Sparta kommt, da erkennt sie ihn sogleich, obgleich sie ihn nicht anders als in seiner ersten Kindheit, vor dem Ausbruche des trojanischen Krieges, gesehen hat.[1]

Menelaus soll im mittelländischen Meere soweit verschlagen worden seyn, daß Vögel in einem ganzen Jahre nicht von dort her zurückfliegen können.[2]

Als Ulysses von Ogygia abreisen will, muß er sich mit eigener Hand ein Schiff zimmern. Er fällt Bäume, vollendet den ganzen Bau allein, und doch kann er schon nach vier Tagen die Seereise antreten.[3]

Im Schiffbruch umklammert Ulysses den Schiffskiel und schwimmt auf demselben neun Tage im Meere umher.[4]

---

1) Od. IV, 143. 144.
2) Od. III, 321.
3) Od. V, 262.
4) Od. VII, 253.

Der Riese Polyphem verschließt seine Höhle mit einem Steine, welchen zwei und zwanzig Wagen nicht vom Boden zu bewegen im Stande sind.[1])

Hektor erhält einen Lanzenschuß durch die Kehle. Die Lanze bleibt stecken. Sterbend sinkt er zu Boden, aber dennoch hält er eine rührende Rede an Achill.[2])

Als die Griechen den Körper des Patroklus nicht zu retten im Stande sind, so erscheint Achill auf der Mauer des Lagers. Sein furchtbarer Blick allein reicht hin, die tapfer kämpfenden Feinde zu einer schnellen Flucht zu bewegen.[3])

Wenn man nicht von dem Glauben befangen, die menschliche Natur sey einst eine ganz andere gewesen, als sie unser Geschlecht jetzt zeigt, und nicht von der Sucht geleitet, überall Wunderbares und die sich jetzt zeigenden Kräfte der Natur Uebertreffendes zu sehen, an das Studium des frühesten Alterthumes und namentlich an die griechische Urzeit geht, so muß man in den Erzählungen der homerischen Heldengedichte, des Erdichteten überall recht viel, aber des wirklich Geschehenen und der Thatsachen nur wenig finden. Man spricht in neueren Zeiten freilich viel von untergegangenen Riesengeschlechtern der ältesten Vorzeit. Die Möglichkeit derselben ist nicht zu bestreiten. Allein geschichtlich ist ihr Daseyn nicht zu erweisen. Die darüber vorhandenen Nachrichten verlieren sich überall in das Dunkel einer wundersamen, Uebertreibung liebenden Sagengeschichte. Die Natur erscheint in ihren Gestaltungen, Produkten und Einrichtungen, so weit sichere Geschichte reicht, stets unverändert. Daher möchte das Menschengeschlecht im Allgemeinen auch wohl stets für dasselbe zu halten seyn, mit Ausnahme derjenigen Veränderungen, welche aus der Verschiedenheit der Lebensweise, Sitten, Beschäftigungen, des

---

1) Od. IX, 241. 2) Jl. XXII, 327. 337. ff.
3) Jl. XVIII, 202. ff.

Klimas und der Kultur hervorgehen. Homer's Zeitgenossen erscheinen dem jetzigen Geschlechte so ziemlich gleich; seine Heroen gehören einer schon untergegangenen Vorzeit an, von denen wir nichts wissen, als was der Dichter von ihnen singt.

Wenn nun der gesammte Inhalt und die Darstellungsweise der homerischen Epopöen die Annahme bestätiget, daß die Erzählungen nicht den wirklichen Hergang von Thatsachen und historischen Begebenheiten enthalten, sondern daß wenigstens die Einkleidung und Ausschmückung dichterische Zugabe ist, so wird man bei einer sorgfältigen Prüfung dessen, was Homer über Welt, Leben und Lebensverhältnisse sagt, manche deutliche Fingerzeige wahrnehmen, daß der Dichter in seinen Werken nicht die wirkliche, sondern eine gedichtete Welt, mit treuer Nachbildung der ihn umgebenden, besungen hat.

Die Grundstriche zu seinen Gemälden, aber nicht die Gemälde selbst, nahm er aus seiner Umgebung. Wollen wir also die Menschen und das Leben des homerischen Zeitalters nach ihrem wirklichen Zustande uns vergegenwärtigen, so kann der Dichter uns nur Grundstriche für das zu entwerfende Bild liefern. Voreilig ist es gewiß, wenn man der griechischen Heroenwelt, die gewiß existirt hat, ganz nach homerischen Schilderungen ein historisches Daseyn anweisen will.

Homer liefert uns eine nach treuer Naturbeobachtung idealisirte, aber nicht eine nach dem wirklichen Leben historisch-treu kopirte Welt. Wer die Schilderungen und Erzählungen des Dichters nicht aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt, der läuft Gefahr, aus den Gesängen Homer's eine griechische Vorzeit mit Einrichtungen und Verhältnissen herauszulesen, wie sie nie vorhanden gewesen ist.

Dabei ist es jedoch wohl kaum nöthig zu bemerken, daß es nicht weniger irrig und unhistorisch seyn würde, die Gegenwart mit ihren Einrichtungen und Lebensverhältnissen in die von Homer

geschilderte Zeit versetzen zu wollen, oder zu glauben, es sey in der Welt nie anders gewesen, als wir es jetzt in unserer Umgebung finden.

Doch in den beiden Epopöien des Homer überall nichts als reine Dichtung sehen zu wollen, hieße von der andern Seite offenbar zu weit gehen. Gewiß liegen den Dichtungen einzelne Thatsachen zum Grunde. Einstimmige Sagen des Alterthums, historische Andeutungen aller Art, und besonders die genauen und bestimmten Angaben der Namen von Menschen, Völkern und Oertern, deren Daseyn hinreichend erwiesen ist, setzen dies außer allem Zweifel. Allein eine strenge Schilderung der Zugaben des Dichters von dem Geschichtlichen läßt sich nicht mehr vornehmen. Was sich als historische Grundlage der homerischen Dichtung mit Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, möchte etwa seyn:

Die Stadt Troja mit ihrem Gebiete bildete früh ein blühendes Reich an der Küste von Kleinasien, das mit den ältesten Reichen in Griechenland einen gleichen Ursprung hatte; es war gestiftet von einem Volke des pelasgischen Stammes. Mit den Staaten in Griechenland trat Troja in ein feindseliges Verhältniß, weil die aufblühende Macht desselben nicht allein Eifersucht erregte, sondern besonders weil die Pelopiden, der mächtigste Herrscherstamm im Peloponnes, einst von einem trojanischen Könige aus Asien vertrieben worden waren. Vom Rachegefühl entflammt sahen sie sich nach einem schicklichen Vorwande um, durch die Verheerungen des Krieges Genugthuung zu suchen. Ein solcher Vorwand mußte sich bald finden lassen; vielleicht gab ihn die Entführung der Gemahlin des Menelaus.

Agamemnon, der mächtigste Herrscher im Peloponnes, aus dem Stamme der Pelopiden, veranstaltete einen allgemeinen Zug gegen Troja, zu dessen Theilnahme er die meisten griechischen Fürsten vermogte. Ein solcher Aufruf konnte des günstigen Erfolges nicht ermangeln, denn nicht genug, daß die Macht und

das Ansehen dem Antrage des Agamemnon ein großes Gewicht gab, der National-Sinn der damaligen Zeit machte die Fürsten in einem hohen Grade geneigt, einer solchen Aufforderung Genüge zu leisten. Ein innerer Drang, glänzende Thaten und kühne Unternehmungen zu verrichten, belebte die Brust des Heroen; die Aussicht der Beute ließ keine Hindernisse scheuen. Aus eigenem Antriebe schlossen die meisten Fürsten sich dem Zuge an.

Wie stark das Heer war, und wie lange der Krieg dauerte, läßt sich nicht sagen. Was Homer darüber berichtet, verdient keinen vollen Glauben; seine Angaben scheinen übertrieben zu seyn. Doch schnell wurde der Krieg wahrscheinlich nicht beendiget, was seinen Grund immerhin in dem Zwiespalte, der unter den Verbündeten ausbrach, gehabt haben mag. Er endigte endlich mit der Zerstörung der Stadt.

Die Rückkehr der Verbündeten erfolgte allmählig. Die lange Abwesenheit der Herrscher veranlaßte manche Veränderungen in ihren Reichen. Ueberhaupt erfuhren die bisherigen Verhältnisse große Umwälzungen.

So viel wußte Homer durch allgemeine Volkssage; ja, man mag immerhin zugeben, daß manche merkwürdige Vorfälle und Auftritte des Krieges, ihm gleichfalls in zerstreuten Zügen überliefert worden sind. An eine ausführliche Mittheilung des ganzen Krieges in allen einzelnen Ereignissen und Vorfällen, der Thaten eines jeden Helden, der Einwirkungen der Götter, so wie namentlich der von Göttern und Menschen gehaltenen Reden, ist nicht zu denken. Wie konnte Homer so genau von allen Vorfällen und Begebenheiten in Kenntniß gesetzt werden? Geschichtliche Werke hatte er gar nicht. Volkssagen konnten ihm auch so ausführliche Nachrichten nicht liefern.

Hülfsquellen mußte Homer allerdings benutzen, wenn es wahr ist, daß er eine untergegangene Zeit und nicht die Gegen-

wart besungen hat. Wahrscheinlich standen ihm, außer den vorhandenen Volkssagen, auch manche Lieder und Gesänge früherer Dichter zu Gebot. Denn es ist durchaus nicht zu bezweifeln, daß vor Homer schon epische Dichter gelebt haben. Niemals erreichen die ersten Versuche in einer Kunst einen so hohen Grad von Vollkommenheit, als welchen wir an den homerischen Epopöien bewundern.

Nach der ganzen Untersuchung läßt sich somit das Resultat aufstellen, daß Homer allerdings als Quelle für die Geschichte benutzt werden könne, wenn man nur stets das dichterische Gewand von dem, was der Erzählung als Thatsache zum Grunde liegt, abzustreifen weiß. Thatsachen fand der Dichter ohne Zweifel vor; er schmückte sie aus, bereicherte, verschönerte und ergänzte sie, wobei ihm die Verhältnisse seiner Umgebung vor Augen schwebten. Denn daß das Leben in seinen Erscheinungen nach den besonderen Orts-, Zeit- und Volksverhältnissen den ganzen Ideenkreis eines Dichters bildet, und besonders die Richtung seines geistigen Strebens und Schaffens bestimmt, zeigen uns die Dichterwerke aller Zeiten, so viele wir deren jetzt noch besitzen.

Auf jeden Fall hat man große Vorsicht anzuwenden, wenn man die Gesänge des Homer als Quelle für die Geschichte benutzen will.

Sechstes Kapitel.

Ueber die Entstehung und Erhaltung der Werke des Homer.

Nach den angestellten Untersuchungen über den Inhalt, innern Zusammenhang und die Beschaffenheit der Werke des Homer, bleibt uns noch übrig, die Schicksale, welche dieselben von ihrem ersten Entstehen bis auf den heutigen Tag erfahren haben, zu übersehen.

Dieses Kapitel hätte dem ersten, welches vom Leben des Dichters handelt, unmittelbar folgen können. Allein da die Beurtheilung mancher hier zu erörternder Fragen die Bekanntschaft mit dem Inhalte und der Beschaffenheit der Werke selbst voraussetzt, so schien es angemessener, das Nöthige in den dem ersten folgenden Kapiteln vorausgehen zu lassen.

Die Frage über die Entstehung und Erhaltung der Gesänge des Homer ist in unsern Tagen der Gegenstand der gelehrtesten und scharfsinnigsten Untersuchungen geworden. Die Resultate derselben unterscheiden sich weit von dem, was man bisher von diesen Werken geglaubt hat. Die Wichtigkeit des Gegenstandes fordert, daß wir hier in eine ausführliche Erörterung dieser Streitfrage eingehen.

Unter den Gelehrten, welche sich durch diese Forschungen einen großen Namen erworben haben, steht F. A. Wolf an der Spitze. [1]) Seine Ansichten, Meinungen und Hypothesen

---

[1]) Schon vor Wolf äußerten manche Gelehrte dieselben Ansichten, als Casaubonus, Bentley und Tiedemann, ohne jedoch die

machten bei ihrem ersten Erscheinen großes Aufsehen und fanden, wenn auch nicht im Auslande, unter den deutschen Gelehrten vielen Beifall. Allgemein konnte die Beistimmung jedoch nicht werden, da die von Wolf aufgestellten Beweise nicht im Stande sind, die dagegen zu erhebenden Zweifel und Bedenklichkeiten gänzlich zu beseitigen und hinwegzuräumen.

Was Wolf und dessen Anhänger über die Entstehung und Erhaltung der Werke des Homer theils mit historischen Zeugnissen zu erweisen suchen, theils als Hypothesen aufstellen, läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen.

Die beiden Epopöien, welche man die homerischen nennt, können in der Gestalt, in welcher wir sie jetzt besitzen, nicht von Homer herrühren, sondern sie sind vielmehr aus einzelnen homerischen Gesängen in einer spätern Zeit zusammengefügte Ganze. Homer war der Vorsteher einer ionischen Sängerschule, der Homeriden. In solchen Schulen beschäftigte man sich einzelne Gesänge, Rhapsodieen, über die Begebenheiten des Heroenalters zu verfertigen und auswendig zu lernen. Diese Gesänge wurden nicht niedergeschrieben, sondern von den Rhapsoden im Gedächtnisse aufbewahrt und bei öffentlichen Festen und sonstigen Zusammenkünften vorgetragen.

Auf diese Weise lebten die einzelnen Rhapsodieen Jahrhunderte lang im Gedächtnisse fort, bis endlich Pisistratus die zerstreueten Gesänge sammeln, aufschreiben und nach ihrem Inhalte ordnen und zu zwei großen Ganzen zusammenfügen ließ.

Mochte immerhin der erste Versuch, so wie auch die diesem zunächst folgenden, sehr unvollkommen bleiben, das einmal begonnene Werk wurde mit Fleiß und Sorgfalt fortgesetzt. Be-

---

Beweise dafür mit gründlicher Ausführlichkeit zu entwickeln. Später haben Koes, Spohn, Thiersch, u. A. die wolfischen Meinungen und Hypothesen mit neuen Gründen zu erhärten gesucht.

sondern viel trugen die Bemühungen der sogenannten Diaskeuasten [1]) dazu bei, den roh zusammengefügten Gedichten ihre gegenwärtige Gestalt zu geben. Sie glätteten nämlich das Rauhe in einzelnen Versen und Uebergängen, oder fügten auch wohl, wo die Verbindung fehlte, ganze Uebergänge ein.

Auf diese Weise wurde das Verschiedenartige und in abgerissenen Rhapsodieen Entstandene zu einem großen Ganzen zusammengeschmolzen, welches jetzt durch innere Einheit verbunden zu seyn scheint.

Die Gründe, auf welche diese Ansichten sich stützen, sind:

1. Nach allen Nachrichten der Geschichte hatte die Schreibkunst den Grad der Ausbildung in jenen Zeiten durchaus nicht erreicht, um zur Aufzeichnung so großer Werke dienen zu können. Die Schwierigkeiten, welche die Zubereitung eines tauglichen Schreib-Materials hervorbrachte, waren bei weitem größer, als man sie gewöhnlich zu denken gewohnt ist. Ein wichtiger Umstand ist es, daß Homer den Gebrauch der Schreibkunst in keiner Stelle erwähnt.

2. Es lassen sich viele Zeugnisse alter Schriftsteller beibringen, aus welchen deutlich hervorgeht, daß Homer nur einzelne Rhapsodieen gedichtet habe, und daß diese einzeln bei öffentlichen Festen von den Rhapsoden vorgetragen worden sind. Es ist auch jetzt leicht die einzelnen Rhapsodieen nachzuweisen. Ferner sagen historische Zeugnisse, daß Pisistratus der erste gewesen sey, der die zerstreueten Gesänge nach ihrem Inhalte, nicht nach ihrer Eintheilung in Bücher, habe ordnen und nach einer gewissen Folge habe vortragen lassen.

3. Es fehlt den Epopöen die Einheit, mag man nun

---

1) Διασκευαστής, von διασκευάζειν, ordnen, zurechtlegen, umarbeiten, überarbeiten, ist ein kritischer Bearbeiter oder Umarbeiter eines Gedichtes.

eine Handlung, oder eine Person als Hauptgegenstand aufstellen. Am meisten fehlt der Iliade das innere Band.

4. Die beiden Epopöen sind in ihrer Anlage und Ausführung zu vollendet für ein so rohes und ungebildetes Zeitalter.

5. In den beiden Werken ist weit mehr enthalten, als man nach den Ankündigungen in den Proömien erwarten sollte.

6. Die Helden, welche in einer Rhapsodie eine Hauptrolle spielen, werden vom Dichter stets so vorgeführt, als ob sie zum ersten Male erschienen.

7. Die Zeitfolge ist unnatürlich. Es werden in den Raum eines Tages Begebenheiten zusammengedrängt, welche nur in Wochen und Monaten geschehen seyn können.

8. Die Nachlässigkeiten im Versbau und in den Konstruktionen, die zahlreichen Anakoluthieen und Wiederholungen konnten sich nur im Gesange erhalten. Wer ein geschriebenes Werk nach der Vollendung wieder überliefet, der wird Fehler der genannten Art ohne Zweifel verbessern.

Diese Gründe sind in unsern Tagen mannigfaltig von Gelehrten besprochen, geprüft, vertheidigt und widerlegt. [1]) An eine völlige Ausgleichung der Meinungen ist um so weniger zu denken, da der gänzliche Mangel gleichzeitiger historischer Zeugnisse ein weites Feld für Vermuthungen offen läßt. Die Hauptgründe, welche sich gegen das wolfische System aufstellen lassen, mögen hier in möglichster Kürze entwickelt werden.

Der Hauptbeweis, daß die homerischen Gesänge nicht schriftlich abgefaßt seyen, ist der, daß die Schreibkunst in dem Zeitalter, in welchem jener Dichter lebte, überhaupt nicht so weit und so allgemein ausgebreitet gewesen sey, um zur Aufzeichnung so großer Werke zu dienen. Die Berichte alter Schriftsteller,

---

[1]) Delisle de Sale histoire d'Homère et d'Orphée giebt eine Widerlegung der wolfischen Hypothesen. Außerdem Mannert, Hug, Bouterweck, Garve u. A.

nach welchen Prometheus, oder Cekrops, oder Orpheus, oder Kadmus; oder Palamedes die Erfinder der Buchstabenschrift genannt werden, glaubt Wolf als unbegründete Sagen verwerfen zu müssen. Sollte man aber auch einräumen, daß Kadmus den Griechen den Gebrauch der Buchstaben bekannt gemacht habe, so sey die Schreibkunst aus Mangel eines passenden Materials bis zum sechsten Jahrhunderte a. Ch. überaus mangelhaft geblieben, weil in diesem Zeitalter erst das Papier erfunden sey. [1]) Der sparsame Gebrauch der Schreibkunst werde erwiesen, weil die Griechen erst um die Mitte des siebenten Jahrhunderts die ersten geschriebenen Gesetze gehabt haben. [2]) Erst mit dem allgemeinern Gebrauche der Prosa soll das Bedürfniß des Gebrauches der Schreibkunst fühlbar geworden seyn.

Es läßt sich dagegen erwiedern:

Die Erfindung der Buchstabenschrift ist gewiß in eine sehr frühe Zeit des griechischen Alterthums zu setzen, da die Zeugnisse glaubwürdiger Schriftsteller es bestätigen. Herodot, der freilich gern Volkssagen ohne Kritik mittheilt, aber doch auch treulich angiebt, wo er der Sage folgt, berichtet mit bestimmten Worten, daß Kadmus den Gebrauch der Buchstabenschrift bei den Griechen eingeführt habe. [3]) Wäre alles was zum Schreiben gehört Erfindung späterer Jahrhunderte gewesen, so hätten die nähern Umstände dieser Erfindung jenem unmöglich so ganz verborgen bleiben können. Ja, wäre zur Zeit des Homer noch nichts von Buchstabenschrift bekannt gewesen, so hätte diese Erfindung offenbar Riesenschritte thun müssen, da sie doch nicht gar lange nachher eine solche Allgemeinheit und Leichtigkeit des Gebrauches erlangt hatte. Die Werke des Herodot und Thucydides zeigen

---

[1]) Plinius XIII, 21. sagt, daß erst durch Alexander den Großen der Gebrauch des Papieres allgemein geworden sey.

[2]) Strabo l. VI, p. 233.

[3]) Herod. V, 58.

nämlich hinreichend, daß zur Zeit der Abfassung derselben die Aufzeichnung bedeutender Werke keine erhebliche Schwierigkeit veranlassen mußte.

Giebt man auch zu, daß der Gebrauch des Papieres nicht sehr früh bekannt gewesen ist, so beweiset dieser Umstand die Unmöglichkeit einer schriftlichen Aufzeichnung der homerischen Gedichte noch nicht. Wer durch eine ausgezeichnete Erfindung die Verrichtungen, welche das Leben in seinen Bedürfnissen, Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten fordert, sehr erleichtert sieht, der kann sich kaum einen Begriff machen, wie man ohne die vorhandenen Hülfsmittel solche Arbeiten und Geschäfte habe verrichten können. Man erinnere sich hier nur an die künstlerischen und feinen Arbeiten wilder Völker, welche den Gebrauch der Metalle noch nicht einmal kennen. Ihre Gewandheit, Ausdauer und Erfindungsgabe, wie sie Schwierigkeiten zu überwinden wissen, setzt uns nicht selten in Staunen.

Wenn man auch nach den Zeugnissen der Geschichte einen allgemeinern Gebrauch der Schreibkunst erst einige Jahrhunderte nach Homer setzen müßte, so darf man nicht übersehen, daß die Aussagen der Historiker sich auf das eigentliche Griechenland beziehen, und nicht auf die Kolonieen an der Küste von Kleinasien, welche in ihrer Kultur dem Mutterlande vorgeschritten waren. Diese Kolonieen standen mit den am frühesten gebildeten Völkern des Orients in näherer Berührung. Daß aber im Orient der Gebrauch der Buchstabenschrift sehr früh bekannt gewesen ist, beweisen die ältesten Denkmäler der hebräischen Literatur, welche doch ohne Zweifel über das erste Jahrtausend vor Christi Geburt hinausreichen. [1])

Herodot sagt ausdrücklich, daß die Jonier auf Fellen von Schafen und Ziegen, διφθέρῃσι αἰγέῃσι καὶ οἰέῃσι, ge-

---

[1]) Einleitung in das alte Testament von Eichhorn §. 64.

schrieben haben [1]) Die Zeit dieser Erfindung giebt er nicht genau an. Wollte man aber schließen, der Gebrauch der Häute als Schreib-Material könne nicht sehr ausgebreitet gewesen seyn, weil er durch die Erfindung des Papieres in kurzer Zeit verdrängt wurde, so muß man sich durch die Erfahrung, daß viele Dinge neuer Erfindungen wegen allgemein abgeschafft werden, obgleich sie eine lange Reihe von Jahren im Gebrauche gewesen sind, widerlegt finden. [2])

Der Mangel schriftlicher Denkmäler aus dem Zeitalter des Lykurg kann gegen eine schriftliche Aufzeichnung der Epopöien des Homer eben so wenig beweisen, als der Umstand, daß die Griechen nach dem Zeugnisse des Strabo vor Zaleukus keine schriftlich abgefaßte Gesetze gehabt haben.

Die Abfassung der Gesetze hängt nicht von der Fertigkeit im Schreiben ab, sie setzt vielmehr einen bestimmten Grad geistiger Kultur voraus. Das Gesetz ist eine allgemeine Norm für eine Menge einzelner Fälle. Um dasselbe abzufassen, muß der Mensch den Grad geistiger Aufklärung erreicht haben, eine Menge verschiedener einzelner Fälle unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zusammenzufassen. Ohne diese Fertigkeit kann er nie ein allgemeines Prinzip aufstellen. Bis ein Volk diesen geistigen Ueberblick erreicht, begnügt es sich mit Gewohnheitsrechten, d. h. vorkommende Fälle werden nach dem Herkommen und dem Gebrauche behandelt und entschieden. Die Sammlung und Vergleichung vieler ähnlicher Fälle entwickelt das Vermögen geistiger Abstraktion und läßt allmählig die allgemeine Regel oder das Gesetz auffinden.

---

1) Herod. V, 58. Διφθέρα ist eine zubereitete Thierhaut.

2) Vergl. Hellas oder geographisch-antiquarische Darstellung des alten Griechenlands, v. Kruse. Th. 1. S. 12. Ausführliche Untersuchungen über das Alter der Buchstabenschrift findet man in dem Werke: Vorfragen über Homer von Creuser, worin Wolf's Meinung über die späte Einführung der Buchstabenschrift widerlegt wird.

Die Frage über die Entstehung der griechischen Gesetzgebung führt also zu Untersuchungen ganz anderer Art. Wollte man aus diesem Punkte für die schriftliche Abfassung der Werke des Homer etwas folgern, so würde zu erweisen seyn, daß ein Volk, unter welchem ein Homer ausgebildet werden konnte, auch schon Gesetzgeber gehabt haben müsse. Doch diese Nachricht des Strabo über den Gesetzgeber Zaleukus beweiset wenig, da derselbe nicht von den Hellenen in Griechenland, sondern von denen in Italien redet. Der Zusatz, Zaleukus habe seine Gesetze nach den kretischen, lakonischen und areopagitischen entworfen, läßt auf frühere, schriftlich abgefaßte Gesetze schließen.

Von besonderem Gewichte scheint der Umstand zu seyn, daß die Helden des Homer nie schreiben und auch niemals Kenntniß von der Schreibkunst verrathen. Allein bei einer nähern Prüfung muß man diese Unkunde so ganz im Geiste dieser Dichtungen finden, daß man sich vielmehr wundern müßte, wenn der Dichter es anders vorgestellt hätte.

Mochte der Gebrauch der Schreibkunst auch noch so allgemein seyn in dem Zeitalter des Dichters, so wäre es doch ein unerhörter Verstoß gegen den Geist seiner Dichtungen gewesen, wenn seine so einfach dargestellten Natursöhne schon Gewandheit in der Schreibkunst gezeigt hätten. Daher drückt Homer sich in der Erzählung vom Bellerophontes auch so aus, daß man nicht nöthig hat, den Gebrauch der Buchstabenschrift bei der Benachrichtigung des Prötus vorauszusetzen. [1])

---

[1]) Jl. VI, 168. — Wollte man hier einwenden, wenn Homer höhere Kultur kenne als er seinen Helden beilegt, so sey er nicht konsequent geblieben, denn die Kunst in der Waffenarbeit gehe hinaus über die Einfachheit der Heroenzeit, so ist zu erwiedern, daß, da der Krieg das Erste und Höchste des Heroen ist, dieser unbeschadet seiner sonstigen Natureinfachheit in der Verfertigung der Waffen einen Vorsprung vor der Bildung in den übrigen Künsten gemacht haben konnte. Ganz ohne Kunst durften die Heroen nicht seyn. In jeder Hinsicht rohe

Ueberhaupt hat die Ansicht, daß Homer ein roher Naturdichter sey, der von Kultur und Kunst nichts wisse, zu manchen seltsamen Schlüssen hinsichtlich der Entstehung seiner Werke Veranlassung gegeben. Allein so roh und ungebildet, als Manche glauben, ist er nicht gewesen. Hätten wir keinen andern Beweis, so würde schon seine ausgebildete und vollendete Sprache einen unumstößlichen Beleg dafür an die Hand geben; denn einen so unverhältnißmäßigen Vorsprung macht die Sprache nie vor der übrigen Bildung eines Volkes. Daß aber die Ausbildung in den Künsten, welche zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens gehören, nicht ganz fehlte, zeigt uns der Dichter in vielen Stellen seiner Werke. Man denke hier an die ausführlichen Beschreibungen von der Pracht und Herrlichkeit in den Pallästen der Könige und Fürsten, an die häufige Erwähnung so ausgezeichneter Kunstarbeiten in der Plastik und Weberei, an die Aussagen, daß Kunstreuter auf vier Pferden die Einwohner ganzer Städte, und geschickte Tänzer die Gäste auf Hochzeiten und in sonstigen Gesellschaften ergötzen. [1])

Neuere Ausleger wissen sich hier sehr gut zu helfen; sie sagen, solche Stellen, welche große Kunstkenntniß voraussetzen, müssen spätere Einschiebsel seyn. So soll die ὁπλοποιΐα aus der Zeit des Solon herrühren, weil Homer Arbeiten der Art noch nicht gekannt habe. Allein, und dadurch verliert die Meinung ihre Haltbarkeit, wie kam eine solche später verfertigte Rhapsodie in den Kreis der als echt anerkannten, ohne daß man den Betrug entdeckte? Betrachtet man den Gang, wie sich die Einheit der Epopöien gebildet haben soll, recht genau, so muß die

---

Barbaren können nicht als Gegenstand eines poetischen Kunstwerkes dienen.

[1]) Zum Beweise, daß Homer Luxus kennt, welchen er seinen Helden nicht beilegt, ist anzuführen, daß er vom Krammetsvögel Fangen und Austern Sammeln redet, und doch seine Heroen nie etwas Anderes als Rinder, Schafe und Schweine essen läßt.

Schwierigkeit, fremde Machwerke einzuschieben, klar in die Augen springen.

Da die beiden Epopöien sich so schicklich zu zwei großen Einheit zeigenden Ganzen vereinigen, so sahen neuere Kritiker wohl ein, daß diese Einheit nicht so spät, nämlich in dem Zeitalter des Pisistratus, habe hervorgebracht werden können. Sie sahen sich daher genöthiget anzunehmen, die Einheit habe sich allmählig von der Zeit des Homer an gleichsam wie von selbst gemacht. [1]) Eine leichtere Art der Vereinigung läßt sich nicht ausdenken.

Allein wenn nun die Zusammenfügung zur Einheit im Laufe der Jahrhunderte von selbst zu Stande gekommen war, und man also einen bestimmten Kreis von Rhapsodieen als echt anerkannte, wie war das spätere Einschalten möglich? Neue Einschiebsel würden schwerlich anerkannt worden seyn neben dem durch den Glauben der Echtheit Geheiligten. Und wie würde auch der spätere Verfasser, der sich nicht gescheuet hätte, den Anachronismus zu begehen, die Erfindungen einer spätern Kunst in das Zeitalter des Homer zu versetzen, sich so treu und sorgfältig an die Sprach- und Denkweise desselben gehalten haben, wie es in der genannten Rhapsodie der Fall ist.

Wir wenden uns jetzt zum zweiten Punkte.

Wenn man die Stellen in den Alten, in welchen die Rede ist von einer Vereinigung einzelner Rhapsodieen zu einem Ganzen genau prüft, so muß man finden, daß sie nicht sagen, daß die Rhapsodieen einzeln und getrennt von einander gedichtet und abgefaßt sind, sondern nur mittheilen, daß die getrennten Gesänge in späterer Zeit geordnet und vereiniget sind. [2])

---

[1]) Homerische Vorschule von W. Müller, S. 117.

[2]) Aelian. variar. hist. XIII, 14. Suidas bei dem Worte Ὅμηρος. Anonym. ap. Allat. Hier heißt es: σποράδην πρότερον ᾀδόμενα,

Hätten die alten Historiker die Ansicht neuerer Kritiker über die Entstehung der Epopöien des Homer gehabt, so würden sie sich gewiß deutlicher und bestimmter ausgedrückt haben. Josephus macht hier freilich eine Ausnahme. Allein wenn in der Natur der Sache die Unmöglichkeit, solche vollendete Gedichte durch Zusammenfügung unabhängig von einander abgefaßter Gesänge zu Stande zu bringen, begründet liegt, so kann eine einzelne Aussage eines nicht sehr glaubwürdigen Schriftstellers nicht viel Berücksichtigung verdienen.

Wenn man nämlich die beiden Epopöien des Homer in ihrer Anlage, ihrem Plane und ihrer Komposition, in der in ihnen dargestellten Denkweise, den Begriffen und Vorstellungen, so wie endlich in ihrer Sprache und Darstellungsweise vergleicht, so findet man eine solche Uebereinstimmung und Einheit, daß es für das größte Wunder aller Zeiten gehalten werden müßte, wenn Werke, welche in jeder Hinsicht ein zusammengehöriges Ganzes bilden, durch Zusammenfügung unabhängig von einander abgefaßter Lieder hervorgebracht worden wären.

---

wo also ausdrücklich vom Singen und nicht vom Abfassen die Rede ist. Cicero de Orat. III, 24. Er sagt: Pisistratus primus Homeri libros, confusos antea, sic disposuisse dicitur, ut nunc habemus. Pausan. VII, 26. *Πεισίστρατος ἔπη τὰ Ὁμήρου διεσπασμένα τε καὶ ἀλλαχοῦ μνημονευόμενα ἠθροίζετο.* —

Josephus, cont. Apion. I, 2. ist der einzige Schriftsteller, welcher mit bestimmten Worten sagt, Homer's Epopöien wären aus zerstreueten Rhapsodieen entstanden. Allein seine Aussage begründet sich auf eine Volkssage. Vielleicht hatte diese ihm mitgetheilt, daß die Rhapsodieen früher einzeln gesungen worden wären; er wollte dieselbe deutlicher machen, und setzte hinzu, sie wären einzeln gedichtet. Zusätze der Art sind dem Josephus nicht ungewöhnlich, da er sich überall große Freiheiten in der Geschichte nimmt. — Sein Zeugniß über Homer wird in einem hohen Grade entkräftet, wenn man bedenkt, daß er von der Ansicht ausgeht, *τὰ μὲν παρὰ τοῖς Ἕλλησιν νέα.*

Wenn auch manche Gelehrte unserer Zeit, die durch eine ästhetisch-kritische Beurtheilung das Echte von dem Unechten zu scheiden versuchen, einzelne Stellen, ja selbst ganze Bücher als unhomerische verwerfen, so können sie doch bei der strengsten Kritik nicht leugnen, daß Sprache und Ausdruck, daß Denk- und Darstellungsweise, daß überhaupt ein Geist, welcher beide Epopöien durchdringt, denselben ein unverkennbares Gepräge der Einheit aufdrücke. Schwer ist es schon, daß ein Werk der Plastik oder der Malerei durch das Zusammenwirken verschiedener Künstler Einheit und Gleichförmigkeit erlange; wie viel schwerer muß es bei den Produkten des Geistes zu erreichen seyn, welche nicht mit den Augen beschauet, nicht mit den Händen betastet, nicht mit Zirkel und Winkelmaß gemessen werden können, sondern welche in einer höhern unbewußten Thätigkeit des Geistes geschaffen und vollendet werden, daß diese durch eine sie beherrschende Idee, durch einen bis an das Ende festgehaltenen Plan, durch Gleichheit der Lebensansichten und Begriffe, der Gefühle und Empfindungen eine vollendete Einheit erreichen. Daß eine solche Gleichmäßigkeit und Uebereinstimmung in den homerischen Epopöien angetroffen werde, zeigt eine prüfende Beurtheilung derselben gewiß überzeugend.

Daß die homerischen Gesänge, als echte National-Poesie der Griechen, in einzelnen Rhapsodieen bei öffentlichen Festen vorgetragen worden sind, ist ein historisch erwiesener Satz. Ein einzelner Rhapsode konnte jedoch unmöglich eine ganze Epopöie vortragen; daher wählte er sich eine einzelne Partie nach seinem Geschmacke aus, welche ihrem Inhalte nach so beschaffen war, daß sie für sich als Theil ein Ganzes bildete. Die Zeugnisse der Historiker, daß Homer's Gedichte zerstreut gesungen worden sind, beweisen daher nichts gegen ihre Abfassung als große Ganze. Wenn man sich darauf beruft, daß man noch jetzt die Iliade sehr leicht in einzelne Rhapsodieen zerlegen könne, so ist gegen diese Möglichkeit nichts einzuwenden. Man müßte es ja im

Gegentheil seltsam finden, wenn sich eine solche Trennung nicht vornehmen ließe. Ein großes Heldengedicht, welches in seinen Schilderungen mit der größten Ausführlichkeit in das Einzelne geht, muß sich leicht in größere und kleinere Partieen zerlegen lassen.

Um hier etwas zu erweisen, muß man die Frage vielmehr umkehren und untersuchen, wie die einzelnen Rhapsodieen erscheinen, wenn man sie als für sich bestehende Gesänge betrachtet. Denn daß nach Jahrhunderten Diaskeuasten aufstehen würden, welche gleich Baumeistern aus fertig gezimmerten Baustücken zwei vollständige Gebäude aufführen würden, konnten die Verfasser unmöglich wissen, und eben deswegen bei der Abfassung ihrer Gesänge keine Rücksicht darauf nehmen. Man muß also beurtheilen, ob die einzelnen Rhapsodieen, unabhängig von einander betrachtet, Anfang, Mittel und Schluß haben. Schwerlich wird sich dies für jede einzelne nachweisen lassen, wenn man auch einen Hauptgegenstand angeben kann, welchen der Dichter in jeder behandelt hat.

Wollte man aber annehmen, der Dichter habe nichts als rohe Anfänge in einzelnen Rhapsodieen geliefert, so daß die Vollendung in der Ausführung das Werk späterer Zeit sey, so wäre dies nicht allein das einzige Beispiel dieser Art, sondern es stritte auch gegen die allgemeine Erfahrung, daß ein vollendetes Geistesprodukt nicht durch die vereinigte Thätigkeit mehrer Menschen aus verschiedenen Zeitaltern hervorgebracht wird.

So wie aber die einzelnen Rhapsodieen in den beiden homerischen Epopöien nicht abgeschlossene Ganze sind, und auch nicht als fremdartige, durch äußere Verbindung zusammengefügte Partieen erscheinen, sondern sich gleichsam wie einzelne Gruppen eines Gemäldes zu einer großen zusammenhängenden und vollendeten Landschaft vereinigen, die durch ein inneres Band zusammengehalten werden, so läßt sich auch, wie Kap. 3 gezeigt worden ist, ein Hauptgedanke, eine das Ganze beherrschende Idee nachweisen.

Daß dies wirklich der Fall ist, läugnen die eifrigsten Verfechter der wolfischen Hypothesen nicht. Sie geben zu, daß in den homerischen Gesängen ein gewisser Zusammenhang im Großen gegründet ist, und daß dieselben, ohne zwar die künstliche Absicht zu verfolgen, zwei durch Einheit der Handlung geschlossene Ganze bilden. [1])

Wer nicht zusehr von dem Vorurtheile, daß beide Epopöien durch äußere Zusammenfügung entstanden seyen, befangen ist, wird die innere Einheit nicht ableugnen. In der Iliade, deren losen Zusammenhang man vorzugsweise zum Beweise anführt, — die Odyssee widersteht allen Versuchen einer Zerlegung in einzelne Rhapsodieen mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit, — ist eine Idee durchaus vorherrschend. Achill erscheint als der Mittelpunkt, um den sich alles drehet; er spielt die erste und Hauptrolle; mit ihm hebt der Dichter an, mit ihm wird im Fortgange der Erzählung die Verbindung stets unterhalten, so daß der Leser ihn nie ganz aus den Augen verliert; mit ihm endigt das große Gedicht, nachdem die Aufgabe desselben gelöset ist.

Was den vierten Punkt betrifft, daß die beiden Epopöien nicht so vollendet in Anlage und Ausführung aus dem Zeitalter des Homer hätten kommen können, so ist leicht einzusehen, daß diese Behauptung allein aus der Ansicht, der Dichter besinge die Gegenwart und er selbst sey ein so einfacher und ungebildeter Naturmensch als die Helden, welche er in seinen Werken denkend, redend und handelnd darstellt, hervorgeht. Wenn es aber wahrscheinlich ist, daß Homer eine untergegangene Zeit, ein zum Theil gedichtetes Menschengeschlecht besingt, so verliert dieser Beweisgrund, welcher gegen die ursprüngliche Einheit der homerischen Epopöien gerichtet ist, seine ganze Beweiskraft.

Ueberhaupt ist es sehr gewagt, bestimmen zu wollen, was ein

---

[1]) Homerische Vorschule von Müller, S. 111.

ausgezeichneter Geist eines uns unbekannten Zeitalters habe leisten können oder nicht.

Der fünfte Grund, die Iliade müsse aus einzelnen Rhapsodieen zusammengesetzt seyn, weil das Proömium weniger enthalte, als in dem Werke selbst behandelt werde, läßt sich aus der dem Homer als Dichter eigenen Schreibart widerlegen. Weitläuftige und trockene Inhaltsanzeigen zu geben, ist dem Charakter seines Vortrages gänzlich zuwider. Homer liebt überall eine bis in das Einzelne gehende Ausführlichkeit; nie giebt er allgemeine Uebersichten. Daher konnte er in der Ankündigung nur ein Einzelnes und Bestimmtes hervorheben. Achill und dessen Zorn gegen Agamemnon ist der Hauptgegenstand des ganzen Gedichtes. In dem einen Zuge, in der Hinweisung auf den Zorn des Peliden, so sehr in das Einzelne gehend die Wendung auch seyn mag, ist doch der Inhalt des ganzen Werkes erschöpfend angegeben. Das Proömium konnte nicht treffender und passender abgefaßt werden.

Daß es sich mit dem Proömium der Odyssee nicht anders verhalte, wird derjenige nicht in Zweifel ziehen, wer die dem ganzen Gedichte zum Grunde liegende Idee und die Absicht des Dichters gehörig in das Auge faßt.

Die Behauptung, daß Homer die einzelnen Helden, welche in einer Rhapsodie eine Hauptrolle spielen, so auftreten lasse, als wäre ihrer früher noch nie Erwähnung gethan, hat in sofern Grund, da sie durch einige Beispiele bestätiget wird.

Allein das Eigenthümliche der homerischen Sprache giebt auch hier den nöthigen Aufschluß.

Die Ausführlichkeit des Vortrages bringt es mit sich, daß bezeichnende Beiwörter, eigenthümliche Wendungen, ja selbst ganze Reden und Aufträge, so oft die Gelegenheit sich dazu darbietet, wiederholt werden. Homer verweiset den Leser nie auf etwas früher schon Gesagtes, sondern er sucht überall den Vorstellungen und Bildern, welche er in dem Gemüthe seiner Zuhörer erwecken

will, durch Ausführlichkeit im Vortrage und in der Darstellung eine möglichst lebhafte Anschaulichkeit zu geben. Soll also ein Held in seinem höchsten Glanze in irgend einem Theile des Ganzen auftreten, so muß er sich in seinem ganzen Wesen, in seiner ganzen Beschaffenheit und Umgebung den Blicken derer, denen er vergegenwärtiget werden soll, allmählig entfalten. Nur so kann der Dichter ein vollendetes Bild liefern.

Dabei ist nicht zu vergessen, daß, wenn die beiden Epopöien theilweise bei öffentlichen Zusammenkünften vorgetragen und zu diesem Zwecke in einzelne Rhapsodieen zerlegt wurden, in manchen Stellen, eines passenden Anfanges oder Schlusses wegen, einzelne Verse hinzugefügt seyn können, welche also ursprünglich nicht von Homer herrühren.

Wenn die Anhänger Wolf's gegen die ursprüngliche Einheit der Iliade anführen, daß eine natürliche Zeitfolge zu wenig beachtet sey, indem Begebenheiten in den Raum einzelner Tage zusammengedrängt wären, welche doch Wochen und Monate erforderten, so ist leicht zu zeigen, daß aus diesem Umstande gerade ein Argument für die ursprüngliche Einheit hergenommen werden könne.

Die ununterbrochene Zeitfolge, welche durch die ganze Erzählung der Iliade fortläuft, macht dieselbe zu einem zusammenhängenden Gedichte. Sie umfaßt einen Zeitraum von etwa funfzig Tagen; [1]) alle Begebenheiten der Iliade fallen in den Zeitraum vom Ausbruche des Zornes des Achilles bis zu dem Tode des Hektor.

Diese zusammenhängende Zeitfolge, welche nur einen so kurzen Raum umfaßt, so unwesentlich sie auch auf den ersten Blick erscheinen mag, verdient bei der Untersuchung über die Entstehung

---

1) Bossu giebt den Zeitraum der Iliade auf 47 Tagen, Wood auf 40, Heyne auf 52 bis 53, und Müller auf 51 an.

der Iliade sehr berücksichtiget zu werden. Denn gesetzt, es wäre unter den Homeriden die Aufgabe gewesen, die Thaten der Griechen vor Troja zu besingen, — an eine moralische Tendenz der Epopöien ließe sich in diesem Falle nicht denken — wie hätten dieselben darauf verfallen sollen, die Menge der in den einzelnen Rhapsodieen behandelten Begebenheiten in einen so engen Zeitraum einzuschließen? Viel natürlicher wäre es offenbar gewesen, daß sie den ganzen Hergang des Krieges, von dem ersten Entstehen bis zu dem Ende in seinen wichtigsten Ereignissen dargelegt hätten. Wir finden aber in der Iliade keine eigene Rhapsodie über die Entführung der Helena, über den ersten Ausbruch des Krieges und über die Zerstörung von Troja, sondern alles was darüber mitgetheilt wird, ist gelegentlich auf eine so geschickte Art in die Erzählung eingeflochten, daß darin die Anlage und Durchführung eines wohl berechneten Planes nicht zu verkennen ist.

Wenn nun die Iliade ursprünglich aus lauter getrennten und unabhängig von einander abgefaßten Rhapsodieen zusammengesetzt worden wäre, wie sollte in diesem Falle die ununterbrochene Zeitfolge eines so kurzen Raumes in dieselbe hineingekommen seyn. Man müßte annehmen, daß sie entweder zufällig bei der Zusammenfügung, oder nach einer absichtlichen Berechnung der Diaskeuasten hervorgegangen sey. Allein die eine Voraussetzung ist eben so unwahrscheinlich als die andere. Der Zufall giebt einem Gedichte keine ununterbrochene Zeitfolge von fünfzig Tagen. Ist dieselbe aber das Werk der Diaskeuasten, welche, um aus den zerstreueten Rhapsodieen ein Ganzes zu bilden, die Zeitfolge als das Band benutzten, um die einzelnen Begebenheiten an einander zu reihen, so muß es doch wahrlich seltsam erscheinen, daß, obgleich demnach die Zeitfolge eine so hohe Bedeutung hatte, indem sie das Bindungsmittel der heterogenen Bestandtheile seyn sollte, dieselbe so gar keine Spuren einer überlegten Berechnung zeigt.

Wäre die Zeitfolge in den Werken des Homer irgend etwas absichtlich Berechnetes, so würde ohne Zweifel eine gewisse Regel-

mäßigkeit darin wahrzunehmen seyn. Vor allen Dingen würde man zu der Summe aller Tage eine Zahl von besonderer Bedeutung gewählt haben, wie dies in den Gesängen namentlich mit der Zahl zehn der Fall ist. [1])

Wie man darauf gekommen ist, die Zeitfolge als Beweis gegen die Einheit der Iliade zu benutzen, ist leicht nachzuweisen.

Wer von der Ansicht ausgeht, Homer besinge sein eigenes Zeitalter, der muß auch die Frage aufwerfen, ob dasjenige auch an einem Tage habe geschehen können, was nach der Erzählung die Zeit eines Tages ausfüllt. Die Unmöglichkeit leuchtete ein, und somit war der einfache Schluß: Durch eine spätere Anordnung der einzelnen Gesänge sind Begebenheiten in den Raum einzelner Tage zusammengedrängt, welche in der Wirklichkeit Wochen, Monate, vielleicht Jahre auseinander liegen.

Wer dagegen in den Epopöien des Homer nicht Geschichte, sondern Dichtung erkennt, welche nach den Bruchstücken einer mangelhaften Volkssage frei entworfen ist, der wird sich nicht veranlaßt fühlen jene Frage aufzuwerfen. Einem Dichter ist die Zeitfolge in Begebenheiten, denen historische Wahrheit fehlt, Nebensache. Er berechnet nicht ängstlich, in welchem Verhältnisse das Geschehene mit den ihm zugeschriebenen Zeiträumen stehe. Es genügt ihm, wenn er Morgen, Mittag, Abend und Nacht so folgen läßt, wie es der Gang der Erzählung mit sich bringt.

Daß die ganze Zeitfolge in den Gedichten eine fingirte ist, sieht man leicht ein, wenn man die Zeiträume einzelner Begebenheiten schärfer in das Auge faßt. Die Griechen umgeben ihr

---

[1]) Man hat gelehrte Untersuchungen über die wahre und hohe Bedeutung der Zahl zehn. Am einfachsten läßt sich der häufige Gebrauch derselben daraus erklären; daß zehn die Grundzahl des dekadischen Systems, dessen Homer sich bedient, ist. Die Erfindung desselben ist aus der Zahl der Finger herzuleiten. Das einfachste Zählen ist an den Fingern der beiden Hände. Nach dem homerischen Sprachgebrauche heißt πεμπάζειν zählen.

Lager mit einem Walle, mit Thürmen und mit einem Graben in der Zeit eines einzigen Tages.[1]) Menelaus eilt von Troja in seine Vaterstadt. Ein Sturm verschlägt ihn. Erst nach sieben Jahren, obgleich er das mittelländische Meer nicht verläßt, erreicht er sein Vaterland.[2]) Telemach reiset des Abends von Ithaka ab; mit Anbruch des folgenden Tages landet er schon bei Pylos,[3]) Bei dem damaligen Zustande der Schiffahrt erscheint die Länge des zurückgelegten Weges bei nächtlicher Fahrt zu groß.

Wir wenden uns zu dem letzten Punkte. Aus dem Fehlerhaften der homerischen Sprache, aus dem Unbestimmten in der Folge und Verknüpfung der Sätze, aus den langen Einschaltungen, welche oft den Vordersatz um den Nachsatz bringen, aus den Anakoluthieen, Pleonasmen und Tautologieen will man beweisen, Homer könne seine Verse nicht geschrieben und nachgelesen haben. Allein wer sieht nicht ein, daß dieser Beweisgrund eben so sehr für die entgegengesetzte Meinung zu benutzen ist?

Wenn die Vertheidiger der wolfischen Hypothesen nöthig finden anzunehmen, daß die erste Erhaltung der Gesänge durch schaffende Dichter geschehen seyn müsse,[4]) wie ist es denkbar, daß die gerügten Nachlässigkeiten[5]) sich unverändert sollten erhalten haben? Mußten die schaffenden Dichter, die nicht durch einen genau mitgetheilten Text beschränkt waren, die auffallenden Härten und Verstöße nicht unwillkührlich mildern und verbessern? Das Beibehalten einer harten und anstößigen Ausdrucksweise läßt sich

---

[1]) Il. VII, 465. [2]) Od. III, 300. ff. [3]) Od. III, 1. ff.

[4]) Vorschule von Müller. S. 40.

[5]) Hinsichtlich der gerügten Nachlässigkeiten in der homerischen Sprache ist zu bemerken, daß die meisten nur dann darin anzutreffen sind, wenn man einen nach logischen Regeln streng geordneten Periodenbau eines kunstgerecht gebildeten Schriftstellers erwartet. Der einfache Naturdichter, welcher von Theorie nichts weiß, drückt sich nicht immer kunstgerecht aus. Die scheinbaren Nachlässigkeiten des Stils sind oft nichts als Wendungen einer natürlichen Einfachheit.

nicht anders erklären, als durch das Festhalten eines bestimmten Textes, wobei man den Rhapsoden ein gutes Gedächtniß, aber nicht schaffendes Dichtertalent zuzuschreiben hat.

Bei der Annahme vieler schaffenden Dichter werden die beiden Epopöien des Homer ein unerklärliches Gemeingut, welches alle mögliche Vorzüge eines guten Gedichtes, aber nie Einheit der Anlage und des Planes und einen strengen innern Zusammenhang erhalten konnte.

Doch wir können abbrechen. Wäre jene Beweisführung richtig, so müßte folgen, daß die Werke des Herodot und Thucydides auch nicht geschrieben und nachgelesen seyn könnten. Denn daß in diesen manche Verstöße gegen eine streng grammatisch-richtige Konstruktion und regelrechten Periodenbau vorkommen, wird Niemand ableugnen.

Die oben angestellten Erörterungen werden erweisen, daß die Meinung derer gewiß viel für sich hat, welche annehmen, daß jede der beiden Epopöien von **einem** Verfasser herrühre, welcher dieselben nach ihrem Plane und ihrer Anlage, wenn auch nicht ganz in ihrer jetzigen Gestalt, entworfen und durchgeführt habe.

Wenn die Einheit des Planes und der innere Zusammenhang dieser Werke diese Annahme nothwendig machen, so kann man freilich der Folgerung nicht ausweichen, es müsse gleich eine Aufzeichnung mit Buchstabenschrift oder ähnlichen Zeichen statt gefunden haben. Ohne diese ist das Festhalten einer bestimmten Form eines Gedichtes von so großem Umfange nicht wohl begreiflich. [1])

[1]) Zum Beweise kann hier das Beispiel des Dichters Delisle dienen. Dieser verfertigte lange Gedichte ohne sie aufzuschreiben. Doch konnte

Wollte man als Beweis dagegen anführen, daß nach dem Zeugnisse der Geschichte einzelne Menschen die ganze Iliade auswendig gewußt haben, [1]) so ist zu erwiedern, daß diese Aufgabe für ein ausgezeichnetes Gedächtniß, dessen Kraft unter Völkern, bei denen der Gebrauch der Buchstabenschrift wenig bekannt ist, sehr gesteigert wird, nicht sehr schwierig ist, wenn die nöthige Zeit zum auswendig Lernen gestattet wird. Doch wenn dem Gedächtnisse ein so langes Gedicht eingeprägt werden soll, so muß es in einer feststehenden Form für eine wiederholte Vergegenwärtigung vorhanden seyn.

Daß die Werke des Homer gleich vom Anfange an durch Abschreiben fortgepflanzt worden wären, soll damit keineswegs behauptet werden; vielmehr ist anzunehmen, daß die erste Ausbreitung durch die Rhapsoden in den Sängerschulen, denen Homer sie mittheilte, geschehen sey.

Eine solche Ausbreitung und Erhaltung war um so leichter erreichbar, wenn man annimmt, daß die beiden Epopöien in einzelnen Rhapsodieen eingeübt und vorgetragen wurden.

Dabei ist zu bemerken, daß es nicht die Meinung seyn kann, wir besäßen jetzt die beiden Epopöien ganz unverändert so, wie sie der Dichter einst abfaßte. Man muß nicht allein zugeben, daß in der Sprache und den Wortformen manches verändert und umgebildet wurde, sondern daß man auch beim Trennen und Wiedervereinen der einzelnen Rhapsodieen Verse einschaltete

---

er sie nur im Gedächtnisse aufbewahren, wenn er das Anfangswort eines jeden Verses niederschrieb. Ohne dies Hülfsmittel würde er bei jeder Wiederholung neue Verse gedichtet haben.

[1]) Xenoph. symp. V. — Auch beruft man sich auf die Dschangariade der Kalmücken. Dieses Gedicht soll aus 360 Gesängen bestehen, von denen einzelne Sänger gegen zwanzig auswendig wissen. — Allein wenn diese Gesänge keinen innern Zusammenhang haben, worüber die Reisebeschreiber keine genügende Auskunft geben, so beweiset dies Beispiel für die Iliade nichts.

oder wegliess. Es ist das Geschäft der Kritik solche Stellen nachzuweisen und zu beurtheilen.

Was man übrigens auch von der Abfassung und ersten Erhaltnng der homerischen Epopöien halten mag, ob sie nämlich in einzelnen unabhängigen Rhapsodieen entworfen, und später allmählig zusammengefügt und zu einem Ganzen verbunden, oder ob ursprünglich jede derselben als ein Ganzes nach einem Plane abgefaßt, und eine Zeitlang von Rhapsoden in Theile zerlegt und zerstreuet vorgetragen worden, so viel ist historisch erwiesen, daß beide eine geraume Zeit als National-Gesänge im Gedächtnisse der Volkssänger fortlebten. Ueber diese Sänger, Rhapsoden oder Homeriden, mag hier das Nöthige hinzugefügt werden.

Das Wort ῥαψῳδός ist herzuleiten von ῥάπτειν ᾠδήν, ein Lied zusammenfügen, carmen connectere oder pangere. Diese Rhapsoden bildeten eine eigene Klasse von Menschen, welche in Schulen, unter welchen die jonische auf Chios die bekannteste war, gebildet wurden. In den Schulen lernten sie Gesänge anderer Dichter auswendig, wobei vorzüglich auf einen ausdrucksvollen Vortrag gesehen wurde. Das Einüben der Gedichte nannte man διδάσκειν, welches Wort auch von dem Einüben der Rollen eines Schauspielers gebraucht wurde, διδάσκειν δράματα. Der Vortrag war mehr eine melodische Rezitation als eigentliches Singen, begleitet von den Akkorden der Leier, vorzüglich beim Präludiren. [1])

Außer dem Lernen fremder Gedichte übten die Sänger in den Schulen sich auch, Gedichte aus dem Stegereife vorzutragen.

---

[1]) Nach einer andern Ableitung soll ῥαψῳδός herkommen von ῥάβδος und ᾠδή, weil die alten Sänger beim Vortrage einen Stab in der Hand hielten. Vid. Heyne Exc. II. ad lib. XXIV. Wolf proleg. p. XCVI. Fabrib. bibl. gr. V. 1, p. 370.

In dieser Hinsicht waren sie den alten Barden, die ἀοιδοί genannt wurden, gleich. Daher nennt Pindar die Rhapsoden auch ἀοιδοὺς ῥαπτῶν ἐπέων. [1])

Daß die ältesten Rhapsoden auch selbst Dichter waren, wird von Kynäthus aus Chios berichtet, [2]) welcher zur Zeit der Perser-Kriege die Gesänge des Homer zu Syrakus vorgetragen haben soll. Dieser Kynäthus soll auch der Verfasser eines Hymnus auf Apoll gewesen seyn.

Im Laufe der Zeit sank das Ansehen der Rhapsoden. Da sie zu beschränkt waren, um selbst Gedichte zu verfertigen, so begnügten sie sich, die Gesänge anderer Dichter vorzutragen, am meisten die Epopöien des Homer, weswegen sie auch den Namen Homeriden führten. Gewöhnlich pflegten bei öffentlichen Festen mehre Rhapsoden nach dem Inhalte ihrer Rhapsodieen zu folgen. Der Scholiast bei Pindar sagt, sie hätten ἐκ διαδοχῆς gesungen.

Zuletzt wurde die Kunst der Rhapsoden als niedriges Gewerbe betrieben. Der Name derselben wurde verächtlich, wie Plato und Xenophon berichten. [3])

---

[1]) Schol. Pind. Nem. II, 1. [2]) Pind, N. 1. 1.

[3]) Plato in Jon. Xenoph. symp. III, 6.

Siebentes Kapitel.

Kurzer Abriß einer literärischen Geschichte der Werke des Homer.

Die älteste Nachricht über die beiden Epopöien des Homer stammt aus dem Zeitalter des spartanischen Gesetzgebers Lykurg, 884. a. Ch. [1]) Nach der Aussage des Plutarch soll Lykurg die Werke des Homer von dem Kreophylus erhalten haben. Er fügt hinzu, Lykurg habe sie, um sie seinen Landsleuten mitzutheilen, abschreiben lassen. Verdiente diese Nachricht Glauben, was freilich nicht der Fall ist, da sie auf einer ungegründeten Sage beruhet, so wären die Epopöien schon sehr früh schriftlich vorhanden gewesen. Die Unrichtigkeit der Sage leuchtet aber von selbst auf das klarste ein, denn wenn eine vollständige Sammlung der homerischen Gesänge schriftlich nach Griechenland gebracht worden wäre, so hätte Pisistratus nicht nöthig gehabt so viele Mühe auf die Sammlung und Aufzeichnung der zerstreueten Rhapsodieen zu verwenden.

In den folgenden drei Jahrhunderten, von Lykurg bis Pisistratus, schweigt die Geschichte gänzlich über die Werke des Homer. Von Pisistratus wird gesagt, daß er die einzelnen Rhapsodieen habe sammeln, ordnen und schriftlich aufzeichnen lassen. Bei diesem Geschäfte leistete Hipparch, nach der Aussage des Pausanias, entweder in eigener Person, oder durch die Hülfe verschiedener Gelehrten, des Orpheus aus Kroton, Onomakrit aus Athen, des Simonides und Anakreon, wichtige Dienste. [2]) Auch

[1]) Plutarch. vit. Lycurg. Aelian. var. hist. XIII, 14. Wolf proleg. p. CXXXIX.

[2]) Paus. VII, 26. Aelian. v. h. VIII, 2. Cic. de Orat. III, 34. Plato in Hipparch. p. 262. Bipont.

soll Hipparch, oder auch dessen Vater, oder wie Andere berichten, Solon ein Gesetz gegeben haben, daß die Gesänge des Homer an dem Feste der Panathenäen von den Rhapsoden vorgetragen werden sollten.

In das Zeitalter des Pisistratus fällt auch das der Diaskeuasten, die einen so großen Antheil an der gegenwärtigen Gestalt der Epopöien des Homer gehabt haben sollen, ohne daß man auf dem historischen Wege viel über ihr Daseyn und ihre Bemühungen für die Werke desselben herauszubringen im Stande gewesen ist. [1]) Von ihnen sind die χωρίζοντες verschieden, welche das Geordnete wieder trennten und zugleich die Einheit des Verfassers der Iliade und Odyssee leugneten.

Aus der Zwischenzeit von Pisistratus bis Aristoteles werden uns die Namen mancher Grammatiker genannt, welche sich mit der Auslegung der Epopöien des Homer beschäftiget haben sollen. Dahin gehören Hippias aus Thasos, Metrodorus aus Lampsakus, Stesimbrotus aus Thasos, Theagenes aus Rhegium und Antimachus aus Kolophon. [2]) So viel uns von ihren Auslegungen bekannt geworden ist, hatten die Forschungen dieser Männer eine eigenthümliche Richtung, bei der sie nichts Erhebliches für die Erklärung des Dichters thun konnten. Sie verwandten ihren Scharfsinn, gleich den Sophisten in der Philosophie, allein darauf, mancherlei spitzfindige Fragen, ἀπορήματα, ζητήσεις, aufzuwerfen, auf welche von Andern die Antworten, λύσεις, gegeben wurden.

Mit dem Aristoteles beginnt gleichsam eine neue Epoche für die Werke des Homer. Seine Poetik hatte einen wichtigen Einfluß auf die Beurtheilung und Würdigung der beiden Epopöien. Er entwickelte die Theorie des Geschmackes für die Beurtheilung dichterischer Werke überhaupt, und suchte zu beweisen, wie die

---

[1]) Schol. brev. ad Odys. λ, 583.

[2]) Fabr. bibl. gr. ed. Harl. p. 357.

beiden Werke durch die Einheit der Idee beherrscht würden. Er stellte die Iliade und Odyssee als die Muster der Epopöie auf, und erklärte beide Gesänge für Tragödien, indem Andere die Iliade für eine Tragödie und die Odyssee für eine Komödie hielten.

Aristoteles besorgte auch eine neue Ausgabe der Werke des Homer für seinen großen Schüler Alexander, die den Namen ἐκ τῆς νάρθηκος erhielt, indem dieser sie auf seinen Feldzügen in einer Kapsel bei sich trug. [1])

Solche Ausgaben wurden διορθώσεις, Rezensionen, genannt, und man hatte deren, außer denen von bekannten Verfassern, auch öffentliche, διορθώσεις κατὰ πόλεις. [2]) Die beiden ältesten der Art sind die massiliotische und sinopische. Es kamen bald noch vier hinzu, die chiische, argische, cyprische und kretische.

Doch mit Sorgfalt und Gelehrsamkeit gearbeitete Ausgaben des Homer wurden erst durch die alexandrinischen Gelehrten veranstaltet. Sie setzten die Untersuchungen der früheren Grammatiker fort, und unterwarfen nicht allein einzelne Wörter, sondern ganze Stellen einer strengern Kritik. Vorzüglich richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Form der Wörter und auf die Ableitungen derselben. Alles was sie für fremde Einmischung hielten, suchten sie aus dem Texte zu entfernen. Als Wortkritiker haben sie sich allerdings Verdienste um die Werke des Dichters erworben; doch bei aller Sorgfalt, allem Scharfsinne und aller Gelehrsamkeit verdienen ihre Erklärungen nur selten berücksichtigt zu werden, da sie in ihnen nur zu oft Mangel an richtiger Urtheilskraft und einem geläuterten Geschmacke verrathen. Sie dringen nicht genug ein in den Geist des großen Dichters und beschäftigen sich gern mit gleichgültigen Nebendingen. Die berühmtesten unter ihnen sind Zenodot und Aristarch.

---

[1]) Plutarch. Alex. 668. u. Plin. VII, 30.

[2]) Vid. Heyne Hom car. T. III.

Zenodot aus Ephesus war Bibliothekar zu Alexandrien unter der Regierung des Ptolemäus Lagi 323 a. Ch. Er war ein Schüler des Grammatikers Philetas, und besorgte zu Alexandrien eine Rezension des Textes, auf welche Eustathius sich oft beruft.

Ihm folgte sein Schüler Aristophanes aus Byzanz, Bibliothekar unter Ptolemäus Philadelphus, der gleichfalls eine später berühmt gewordene Rezension herausgab.

Berühmter als beide wurde Aristarch, ein Samothrazier, Bibliothekar unter Ptolemäus Philometor, 170 a. Ch. Er lieferte eine Rezension mit einem Kommentar, wodurch er sich einen großen Namen erwarb. [1]) Seine Kritik ist sehr strenge; jedes Wort und jeden Vers, welche ihm verdächtig erschienen, verwarf er und bezeichnete sie mit einem liegendem Spieße, ὀβελός. Der Name „Aristarch" wurde bei den Alten sprichwörtlich der Ausdruck für einen strengen Kritiker. [2])

Doch tadelte er nicht immer, sondern lobte auch, was ihm gefiel. Stellen der Art bezeichnete er mit einem Sternchen, ἀστερίσκος. Die Eintheilung der beiden Epopöien in vier und zwanzig Bücher ist sein Werk.

Ein Zeitgenosse des Aristarch war Krates Mallotes. Diese beiden erklärt Strabo [3]) für die Koryphäen unter den Kritikern. Weniger berühmt waren Tyrannion, Nikanor und Kometas.

Unter den Scholiasten, welche erklärende Anmerkungen zum Homer schrieben, verdient zuerst Didymus genannt zu werden, der Verfasser der Scholiorum brevium oder minorum. Er lebte in dem Zeitalter des Augustus zu Alexandrien, und führte wegen seines anhaltenden Fleißes den Beinamen χαλκέντερος. [4]) Die noch jetzt unter seinem Namen vorhandenen Scholien sind

---

[1]) Athenaeus XIV, 35. [2]) Horat. epist. ad. Pis.

[3]) Strabo lib. I, c. 2.

[4]) Eigentlich mit ehernen Eingeweiden.

wahrscheinlich nicht von ihm, sondern von verschiedenen Verfassern späterer Zeit. [1])

Wichtiger als die Schol. br. sind die des Eustathius, welcher im zwölften Jahrhunderte Erzbischof zu Thessalonich war. Er schrieb einen Kommentar zu den Werken des Homer unter dem Titel: παρεκβολαὶ εἰς τὴν Ὁμήρου Ἰλιάδα καὶ Ὀδυσσείαν. Diese Auszüge sind nicht ohne Werth; sie enthalten manche grammatische Bemerkungen und Erklärungen früherer Gelehrten.

Wir besitzen außer diesen noch verschiedene Scholien, welche man jetzt nicht mehr im Stande ist zu ordnen, da in den ältesten Handschriften weder die Verfasser dieser Randbemerkungen, noch die Zeit aus welcher dieselben herrühren, angegeben werden. In neuern Zeiten sind verschiedene gesammelt und herausgegeben. Schätzbar sind die von Caspar d'Ansse de Villoison, 1788, aus venetianischen Handschriften. Eine andere Sammlung ist von Valckenaer, welche die Scholien des Porphyrius nach einer Leidener Handschrift enthält vom Jahre 1747.

Ein Zeitgenosse des Eustathius war Johannes Tzetzes, 1180. Er schrieb eine ἐξήγησις oder Metaphrasis homerica, und homerische Allegorieen in Jamben. Ein Paar andere byzantinische Gelehrte, was auch Tzetzes war, des funfzehnten Jahrhunderts, Georg Chrysokokka und Emanuel Moschopulus schrieben Paraphrasen über Homer.

Ueber das Alter der Codices des Homer, deren es viele in den öffentlichen Bibliotheken giebt, fehlt es durchaus an sichern Nachrichten. Der Text ist in allen mehr oder weniger korrumpirt, so daß sie zur Wiederherstellung der echten Lesart wenig leisten können. Zu den bekanntesten gehören, die Wiener, die Leidener, der Amsterdamer, der Vatikaner, Medizeer u. a.

Sicherer ist die Kunde von den gedruckten Ausgaben. Ein Verzeichniß der berühmtesten mag hier der Zeit nach folgen.

---

[1]) Fabricii bibl. gr. ed. Harl. p. 387.

Die Florentiner vom Jahre 1488. Demetrius Chalkondyles aus Athen besorgte die Rezension des Textes, und Demetrius Cretensis den Druck. Die Kosten desselben bestritten zwei Brüder, Bernhard und Nerius, Söhne eines Florentiners Nerilius oder Nerlius. Diese hat das größte Ansehen unter allen, und es folgen ihren Lesarten die übrigen dieses Zeitalters, namentlich die Aldiner.

Aldiner giebt es drei. Die älteste ist vom Jahre 1504, die zweite von 1517 und die dritte von 1524. Alle drei erschienen zu Venedig, die erste bei Aldus allein, die zweite und dritte bei Aldus und Andreas Asulanus.

Ein Abdruck der zweiten Aldina ist die Juntina von 1519, besorgt von Philipp Junta in Florenz. Eine zweite Juntina erschien 1537, besorgt von Francinus.

Straßburger. Die erste ist von 1525 bei Wolf Cephaläus, besorgt von Lonicerus. Die folgenden von 1534, 1542 und 1550.

Alle folgen der Florentina und der zweiten und dritten Aldina.

Baseler. Die erste von 1535 bei J. Hervagius, die zweite von 1541 und die dritte von 1551, beide besorgt von Micylus und Camerarius. Spätere sind von 1551 bei Brylinger und Calybäus, von 1558 und 1559 bei Froben, von 1561 und 1567 bei Brylinger.

Wichtig ist die Romana von 1542 bis 1550 mit dem Kommentar des Eustatius, herausgegeben von Majoranus mit einem Index von Devarius.

Die Pariser von 1554 ist von Andreas Turnebus nach der Aldine besorgt; sie enthält nur die Iliade.

Zwei Genfer erschienen von 1559 bis 67 und von 1560 bis 67 bei Chrispinus Atrebatius.

Heinrich Stephani in seinen poetis graecis 1566 lieferte zuerst einen Text nach festen Grundsätzen in Partikeln und Präpositionen.

Eine Straßburger, von 1572 bei Rihel, besorgt von Obertus Gifanius mit Scholien und Inder.

Eine Baseler von 1583 besorgt von Eusebius Episcopius mit einem Kommentar von Spondanus.

Eine Amsterdamer von 1656 bei Elzevir, besorgt von Schrevelius mit den Scholien des Didymus, und eine zweite von 1707 bei Wetstein, besorgt von Lederlin und Bergler.

Viele Anmerkungen enthält die Ausgabe von Josua Barnes. Cambridge 1711. Er verbesserte den Text nach den Grundsätzen der Prosodie.

Ihr folgte die Ausgabe von Samuel Clarke. Von 1729 — 32 erschien die Iliade bis zum sechszehnten Buche. Der Sohn desselben vollendete die Iliade und zugleich die Odyssee nach dem Manuscripte des Vaters. 1740.

Nach der Ausgabe von Clarke wurde die von Ernesti bearbeitet von 1759 — 64 in fünf Bänden bei Georgi in Leipzig.

Mit Ernesti brach eine neue Epoche für die Auslegung des Homer an. Der Text erfuhr eine echt-kritische Behandlung. Korrumpirte Stellen wurden durch Vergleichung alter Handschriften und Ausgaben mit gründlicher Sprachkenntniß wieder hergestellt. Man begnügte sich nicht mehr mit bloß philologischen Untersuchungen und Forschungen. Der neu erwachte Geist, mit welchem die philosophischen Studien betrieben wurden, erhob die Sprachkunde auf einen höhern Standpunkt. Man suchte den Geist der homerischen Dichtung in seinem wahren Wesen und in seiner Bedeutung für unsere Zeit aufzufassen. Man prüfte die Echtheit der Gedichte nach ästhetisch-kritischen Grundsätzen. Das historisch-kritische Verfahren führte zu neuen Ansichten über die Entstehung und Erhaltung der Epopöien des Homer.

Unter den neuern Ausgaben verdienen genannt zu werden:

Die Oxforder in vier Bänden von 1809. 4. Sie ist besorgt von einer Gesellschaft von Gelehrten, Grenville, Randolph, Cleaver, Rogers und Porson.

Die Pariser von Gail in sieben Bänden. 1801.

Die wolfischen. Die erste, zum Schulgebrauche bestimmte, ist von 1784 und 85. Dem Text ist eine Glasgower Ausgabe zum Grunde gelegt. Sie wurde 1794 neu aufgelegt. — Die zweite erschien 1794. Der erste Band enthält die Prolegomena ad Homerum und die Iliade. — Die dritte in vier Bänden ist von 1804—7. Zu dieser gehören 32 Darstellungen von Flaxmann.

Die heynischen. Die große in acht Bänden von 1802 enthält nur die Iliade. Eine Handausgabe in zwei Bänden folgte 1804.

Unter den neuesten sind zu merken:

Die Glasgower von 1814 in fünf Bänden; die Oxforder in vier Bänden mit den Scholien des Didymus 1816 und 17; die von Aug. May 1819 unter dem Titel: Homeri fragmenta antiquissima cum picturis. Item scholia vetera ad Odysseam.

Zum Schulgebrauche ist die Tauchnitzer Ausgabe in vier Bänden zu empfehlen.

Groß ist die Menge der Uebersetzungen und Erläuterungsschriften der Werke des Homer. Die wichtigsten sind:

2. Uebersetzungen. Lateinische. Eine von Raymund Cunichius und eine von Fr. Xav. Alegrius. Beide von 1776. Französische. Von Mad. Dacier. 1711 — 16. Sechs Bände. Von Banier, 1731, von Rochefort, 1772 — 77, von P. Jer. Bitaube, 1787, von L. El. Gin, 1786, von El. Aignan, 1812. Englische. Von Th. Hobbes, 1675, von Alex. Pope, 1715 — 26, von W. Cowper, 1791, von Jam. Morrice, 1809. Deutsche. Von Damm, 1769 — 71, von

C. W. von Wobeser, 1781—87, von Fr. Graf zu Stollberg, 1793, von J. H. Voß. Dritte Ausgabe von 1806.

2. Erläuterungsschriften.

Th. Blackwell: Inquiry into the life and writings of Homer, 1735. Wood: Essay on the original genius and writings of Homer, 1769. Deutsch von Michaelis, 1778. Bogan: Homerus ἑβραΐζων s. comparatio Homeri cum script. sacris, 1658. Naſt: Ueber Homer's Sprache analog mit der allgemeinen Volkssprache, 1801. Günther: De usu praepositionum apud Homerum, 1814. Egen: Ueber die homerischen Gleichnisse, 1790. Schönemann: Commentatio de geographia homerica, 1787. Schlegel: De geographia homerica commentatio, 1788. Ukert's Bemerkungen über Homer's Geographie, 1815. Spohn: Commentatio de agro Trojano in carminibus Homeri descripto, 1814. Lechevalier: Beschreibung der Ebene von Troja, mit Anmerkungen von Dalzel, 1792. Franceson: Essai sur la question, si Homère a connu l'usage de l'écriture, 1818. Wiedeburg: An Homerus literas noverit iisque carmina sua consignaverit? 1785. Knight: Prolegomena ad Homerum, in quibus de carminum Hom. origine, auctore et aetate inquiritur. Ed. Ruhkopf, 1816. St. Croix: Refutation d'un paradoxe litéraire de Mr. Wolf sur les poésies d'Homère, 1798. Hardouin: Apologie d'Homère ou le véritable dessein de son Iliade et sa théomythologie, 1716. Köppen: Erklärende Anmerkungen zum Homer nebst Einleitung, 1787—92. Neu herausgegeben von Krause, 1820. Nitzsch: Erklärende Anmerkungen zu Homer's Odyssee, 1826. Vorfragen über Homer, seine Zeit und Gesänge von F. Creuser. 1828.

Zweiter Theil.

Die homerische Welt

in ihren

Eigenthümlichkeiten, Verhältnissen und Einrichtungen.

Erste Abtheilung.

Charakteristik der homerischen Götter und der wichtigsten in den beiden Epopöien vorkommenden Menschen.

Erstes Kapitel.

Homer's Götterlehre.

Die homerischen Epopöien haben einen eigenthümlichen Charakter durch das Verhältniß, in welchem das Wesen und Wirken der Götter zu den menschlichen Angelegenheiten steht. Es liegen der Götterlehre derselben ganz eigene Vorstellungen und Begriffe zum Grunde, deren richtige Würdigung einen Hinblick in das Zeitalter der ältesten uns bekannten Griechen, so wie einige allgemeine Betrachtungen über Religion und deren Entstehung nothwendig macht.

Homer hat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, das was bei den Griechen nichts als Ahnung und dunkle Vorstellung war, in Formen mit bestimmten Umrissen darzustellen und diesen ein eigenes Gepräge für das Leben zu geben. Doch hieße es offenbar zu weit gehen, wenn man ihn den Schöpfer der ganzen griechischen Götterlehre nennen wollte. Das Wesen und der innere Zustand der Religion eines Volkes ist nicht das Werk

der Erfindung oder Schöpfung eines Kopfes; es ist vielmehr Eigenthum des gesammten Volkes, hervorgegangen aus dem Innersten seines geistigen Lebens. Die eigentlichen Grundzüge einer Religionslehre, oder, wie bei den Griechen, eines noch ungeordneten Aggregats von Religionsvorstellungen, entwickeln sich unmittelbar, gleichwie die Blätter und Blüthen an einem Baume, mit dem Volksleben und dessen Eigenthümlichkeiten. Das Individuum greift nur fördernd, bildend, vervollständigend und vollendend ein in das von den Vorfahren und den Zeitgenossen Ueberlieferte und Mitgetheilte.

Ein solcher Gang der Entwickelung und Ausbildung religiöser Ahnungen, Ansichten, Begriffe und Meinungen liegt tief begründet in der Entwickelungsart der Fähigkeiten des menschlichen Geistes. Wer die verschiedenen Richtungen, welche einzelne Menschen und ganze Völker in ihrer geistigen Thätigkeit überhaupt, und namentlich in einzelnen Fächern des Wissens, genommen haben, genau und so weit wie möglich in ihrem Entstehen zu verfolgen und nachzuweisen sucht, der wird für jede auffallende Erscheinung den ersten Anstoß, welcher der geistigen Thätigkeit und der eigenthümlichen Richtung derselben durch äußere Umstände, oder ein Einwirken von außen her, gegeben wurde, gewöhnlich leicht aufzufinden im Stande seyn.

Oft ist zu allen Zeiten die Frage über den Ursprung der Vorstellungen und Begriffe von göttlichen Wesen in Untersuchung gezogen. Die Beantwortung fiel jedoch nach dem Standpunkte der Geistes-Kultur derer, die sie abgaben, sehr verschieden aus. Es ist jedoch über diese Frage eigentlich nicht zu streiten; denn fragen, warum glauben wir an Götter? heißt nichts Anderes, als fragen: Warum ist der Mensch Mensch? Religion ist nothwendiges Bedürfniß bei den höheren Regungen des geistigen Lebens, sie liegt begründet in der Vernunft, oder der Fähigkeit des Geistes das Absolute in der Erkenntniß und im Handeln aufzusuchen. Der Mensch hat eine Anlage für Religion. Die

einwirkenden Veranlassungen, die ihn ermuntern und bestimmen, dem innern Drange sich hinzugeben, können verschieden seyn. Das Resultat bleibt bei der Verschiedenheit der ersten Veranlassungen dasselbe: der Mensch glaubt an höhere, ihn an Einsicht, Macht und Wirksamkeit übertreffende Wesen. Der Inhalt dieses Glaubens ist die Frucht der von ihm erreichten Stufe geistiger Aufklärung. Ist sie das nicht, so ist der Religionsglaube todtes Formelnwesen, ohne Kraft, Gehalt und wirksamen Einfluß auf das Leben und die Sittlichkeit.

Sucht man die Entwickelungsstufen auf, welche die Menschheit im Großen in dem Gange ihrer Religionsbildung genommen hat, und wie derselbe genau bestimmt wurde durch den Einfluß des Bodens, des Klimas, der Lebensart, der Sitten und des Volksthums, so lassen sich leicht einige Haupt-Epochen in der Gestaltung des religiösen Glaubens nachweisen.

Ohne hier in eine ausführliche Entwickelung dieses Gegenstandes eingehen zu können, mag es hier genug seyn, aufmerksam zu machen auf die Periode einer Religion in Symbolen, einer in Mythen und einer in Begriffen. Die erste findet man bei den ältesten Völkern des Orients, die zweite bei den Griechen und Römern, die letzte bei den Christen.

Der Orient ist, nach dem was wir von dem Gange einer allmählig fortschreitenden Kultur des Menschengeschlechtes wissen, die Wiege menschlicher Bildung. Im Orient entstanden die ersten Vereine der Gesellschaft; dort zeigten sich die ersten rohen Formen von Staatsverbindungen. Im Orient entwickelte sich der religiöse Sinn in seiner ersten Periode. So wie aber das Abendland, und in diesem zuerst Griechenland eine höhere Stufe der Bildung in allen Lebensverhältnissen erreichte, so zeigte sich dieser Fortschritt zum Höheren auch bald in der eigenthümlichen Gestaltung der Religionsbegriffe. Das Unterscheidende zwischen beiden lag darin, daß der Morgenländer seinen Religionsglauben in Symbolen, und der Grieche ihn in Mythen aussprach.

Das Eigenthümliche der symbolischen Religion besteht darin, daß der Mensch die Kräfte der Natur, deren Wirkungen sich ihm entweder zeugend und erhaltend, oder zerstörend und vernichtend bemerklich und fühlbar machen, göttlich verehrt, indem er nämlich gewissen körperlichen Gegenständen der Natur, welche ihm in einer besonders nahen Verbindung mit den Kräften zu stehen scheinen, entweder ein höheres Wesen beilegt, oder sie auch so umgestaltet, wie sie den wahrgenommenen Aeußerungen von Kräften für angemessen und entsprechend gehalten werden können.

Durch ein solches Symbolisiren entstanden die seltsamen Göttergestalten, wie man sie unter den Völkern des Orients, so wie auch in Aegypten, welches mit jenem früh auf derselben Stufe der Ausbildung stand, antraf. Diese Völker gaben ihren Göttern diejenigen Gestalten und Attribute, durch welche sie die ihnen beigelegten Kräfte am sinnreichsten ausdrücken zu können glaubten. Ihre Religion war nichts als Naturdienst, in welcher man von einer moralischen Vollkommenheit der Götter keine Spur wahrnimmt.

Die Religion der Griechen ist in ihrem Anfange der des Orients verwandt, was bei der nahen Berührung und dem gegenseitigen Verkehr, worin sie mit dem Orient standen, nicht anders seyn konnte. Auffallende Naturkräfte waren es auch hier, welche die Aufmerksamkeit auf sich zogen und dem Bedürfnisse für Religion eine äußere Gestaltung gaben. Doch diese Gestaltung erhob sich allmählig über diejenige, welche der Morgenländer in seinem rohen Naturdienste versucht hatte. Der Grieche ließ das Symbolische in der Götterbildung fallen; er dachte sich seine Götter als moralische Wesen nach dem Ideale der menschlichen Natur, indem er die körperlichen Eigenschaften eben so sehr und fast mehr als die geistigen in das Auge faßte. Er fand in der ganzen sichtbaren Natur nichts Höheres und Vollkommneres als den Menschen; daher rüstete er seine Götter mit den Vorzügen, Fähigkeiten und Eigenschaften desselben aus. Diese Götterbildung

bestimmte die Richtung des Religionsglaubens der Griechen. Die Götter derselben wurden moralische Wesen im Gegensatz gegen die symbolischen Naturgötter der Völker des Orients, ohne daß jene jedoch eigentliche sittliche Vollkommenheit in das Götter-Ideal aufnahmen.

Der Kern des griechischen Religionsglaubens ist umhüllet von dem reich ausgeschmückten Gewande der Mythologie. [1]) Diese Mythologie der Griechen ist in unsern Tagen der Gegenstand der tiefsten Forschungen und scharfsinnigsten Vermuthungen geworden, indem man dahin strebte, den eigentlichen Sinn und die wahre Bedeutung derselben nach Abstreifung der sie umkleidenden Hülle herauszubringen. Die Abweichung und der Widerstreit der Meinungen ist nicht leicht in einer Sache größer geworden als in dieser. Es konnte dies auch nicht gut anders seyn, da man von ganz verschiedenen Prinzipien in diesen Untersuchungen und Deutungen ausging. Dazu kam noch der Umstand, wodurch das Verfahren gezwungen werden und viel von seiner Unbefangenheit verlieren mußte, daß jeder Ausleger es für nöthig hielt, um sich das Zeugniß der Konsequenz geben zu können, eine Art der Deutung bei allen noch vorhandenen mythischen Sagen durchzuführen.

Freilich hat Konsequenz im Verfahren im Allgemeinen viel Empfehlendes, denn sie ist echt-wissenschaftlich. Allein wenn man den Ursprung und die Entstehung der Mythen berücksichtiget, so muß die streng durchgeführte Konsequenz der Deutung derselben als zu Irrthümern führend erscheinen.

Ließe sich nämlich erweisen, daß die griechische Mythologie hervorgegangen sey aus dem Kopfe eines ausgezeichneten Mannes, oder einer philosophischen Schule, oder wenigstens aus einem

---

[1]) Μῦθος ist bei Homer Wort, Rede, Auftrag und Erzählung. Bei spätern Schriftstellern ist es erdichtete Sage aus dem Götter- und Heldenleben.

Völkerstamme und einem bestimmten Zeitalter, so wäre das Verfahren, die Deutung nach einem einzigen Prinzipe durchzuführen, die allein richtige. Doch wenn man bedenkt, wie Verschiedenartiges in derselben zusammengemischt ist, wie die Mythen bei ganz verschiedenartigen Veranlassungen und zu verschiedenen Zeiten entstanden sind, so kann man das Verfahren, eine Art der Deutung allgemein durchzuführen, nicht billigen.

Daß die griechische Mythologie aus verschiedenartigen Theilen besteht, ist nicht schwer zu erweisen. Griechenland stand früh mit dem Orient in Berührung und Verkehr. Natürlich mußten die Religionsbegriffe des Orients den Griechen auf verschiedenen Wegen, vorzüglich aus Phönizien, welches seine Handelsverbindungen über alle Küsten und Inseln des Mittelmeeres ausgebreitet hatte, zugeführt werden. Die ältesten Bewohner der griechischen Küsten, namentlich die Pelasger, nahmen die Verehrung der phönizischen Götter wahrscheinlich ohne weitere Veränderung an, oder wenn sie sie nicht aus der Fremde empfingen, so hatte sich ihr Religionsglaube und Cultus auf dieselbe Weise ausgebildet, wie unter den ältesten Völkern des Orients. Als aber die Griechen in ihrem National-Charakter selbstständiger hervortraten, da wurde das Fremdartige im Religions-Cultus entweder ausgestoßen, oder nach der Denkweise der Griechen umgebildet, so daß allmählig echte National-Gottheiten daraus hervorgingen.

Wenn der Ursprung der griechischen Mythologie so beschaffen war, so ergiebt sich für uns die Nothwendigkeit, verschiedene Deutungsarten der vorhandenen Mythen anzuwenden. [1])

---

[1]) Die Hauptarten, einen Mythus zu deuten, sind die historische und die allegorische. Bei der historischen Auslegung sucht man einen Mythus auf bestimmte Menschen, oder merkwürdige Begebenheiten und Ereignisse zurückzuführen. Unter den ältern Auslegern ist Euhemerus der erste, der diesen Weg einschlug. Dieser suchte z. B. zu erweisen, daß Zeus und die übrigen olympischen Götter nichts als eine Herrscherfamilie auf der Insel Panchäa gewesen wären.

Die allegorische Deutung eröffnet ein weites Feld für Vermuthungen. An Uebereinstimmung ist bei ihr nicht zu denken. Jeder trägt dabei leicht in die Mythen hinein, was er in ihnen sehen will. Doch ist sie nicht ganz zu verwerfen, sondern vielmehr mit der historischen zu verbinden. Um einen festen Grund und Boden zu gewinnen, muß man jeden Mythus historisch so weit als möglich verfolgen, und dann nach Beschaffenheit seiner Entstehung und seinem Inhalte die passende allegorische Deutung in Anwendung bringen, da Geschichte selten allein das volle Licht zu geben im Stande ist. —

Die Religion der Christen hat eine höhere Stufe erreicht als die der Griechen; sie ist die Religion der Begriffe im engern Sinne des Wortes. Die menschliche Natur erscheint auch hier idealisirt, doch nicht in körperlicher, sondern allein in geistiger Hinsicht. Der Grieche machte den Menschen und die Erde zum Mittelpunkte des Weltalls; seine Götter sind nur für diese Erde und für die Bewohner derselben da. Der Christ sieht in seinem einen, höchsten, vollkommsten Gotte ein von der Welt des Sinnlichen unabhängiges und getrenntes Wesen. Es ist die höchste Intelligenz und zugleich von höchster sittlicher Vollkommenheit. Gott kann für ihn nie Gegenstand der Sinnen-

---

Die allegorische Erklärung legt den Mythen einen höhern Sinn unter. Es giebt vier Arten derselben:

1. Die theologische, wenn man die Mythologie auf eine höhere Geisterwelt zurückführt oder dämonisirt. Plato und nach ihm die Neu-Platoniker, Porphyr, Plotin und Jamblich verfolgten diese Ansicht.

2. Die moralische, wenn man aus den Mythen Vorschriften der Sittenlehre entwickelt.

3. Die physische, nach welcher die Mythen sich auf Gegenstände der Kosmogonie und Astronomie beziehen.

4. Die alchemistische, nach welcher in den Mythen die Geheimnisse der Alchemie enthalten seyn sollen. B. Ideen zur Kunst-Mythologie von Böttiger. S. 147.

darstellung werden. Die Natur und das Wesen desselben bleibt der Einsicht der Sterblichen unerreichbar.

Von der Regierung und der Einwirkung Gottes auf die Welt und auf menschliche Verhältnisse hat der Christ andere Vorstellungen als die heidnischen Völker des Alterthumes. Hiedurch unterscheidet sich der Religionsglaube beider in einem hohen Grade. Die Ansicht des Alterthumes von einem beständigen unmittelbaren Eingreifen der Götter in die Erscheinungen der Natur, so wie in die Vorstellungen und Handlungen der Menschen, erklärt sich im Allgemeinen aus der mangelhaften Kenntniß, welche jene Völker auf einer niedern Stufe der Geistesaufklärung von den Kräften und Gesetzen der Natur hatten. Jedes große und auffallende Naturereigniß, jede plötzliche Veränderung in der geistigen Thätigkeit des Menschen wurde nach ihrer Ansicht durch ein unmittelbares Einwirken höherer Wesen hervorgebracht; die Götter sollten überall die unmittelbare Ursache, das allein Bewegende in allen irgend erheblichen Erscheinungen des Lebens seyn. Der Mensch erschien ihnen als ein belebtes Werkzeug des göttlichen Willens, welcher nichts aus eigenem Entschlusse und eigener Kraft zu unternehmen und zu vollführen im Stande wäre.

Bei einer solchen Welt- und Lebensansicht war es natürlich und nothwendig, die ganze Natur mit göttlichen Wesen zu beleben; denn von einem Wesen konnten unmöglich sich so oft widerstreitende Kräfte ausgehen. Auch war der Gedanke, daß ein Wesen das ganze Weltall überschaue, leite und regiere, zu groß für ein in seiner geistigen Ausbildung beschränktes Zeitalter. Eine zahllose Menge von göttlichen Wesen mußte vorausgesetzt werden. Wo sich eine Kraft, eine Thätigkeit, wo sich Veränderung, Leben oder Tod zeigte, da mußte ein göttliches Wesen gegenwärtig und wirksam seyn. Jeder Baum, jeder Berg, jede Quelle, jeder Fluß, jedes Land, jedes Volk, jede Eigenschaft, jedes Geschäft, jede Kunst, jede Tugend, mit einem Worte, jedes

wichtige Verhältniß, jede Veränderung und Erscheinung des Lebens mußte einen eigenen Gott haben. Ja selbst plötzlich entstandene Gedanken, Einfälle, Vorsätze, Sinnesänderungen und Entschlüsse wurden als unmittelbare Eingebungen höherer Wesen angesehen. Jedes Gelingen eines Unternehmens hatte ein Gott verliehen; jedes Mißlingen war die Folge von dem Unwillen, Zorne oder Neide eines Gottes.

Die Erde mit allen ihren Erscheinungen, der Mensch in seinem Denken, Wünschen, Entschließen und Handeln war nach der Vorstellung Homer's das Gebiet, auf welches sich vorzugsweise die Thätigkeit des göttlichen Wirkens bezog. Daher der Sprachgebrauch, allen denjenigen Dingen, die in ihrer Art ausgezeichnet waren, den Beinamen des Göttlichen zu geben. Denn nicht allein wurden diejenigen Menschen, welche sich durch besondere Fähigkeiten, Kräfte und Eigenschaften auszeichneten, namentlich Herrscher und Könige, sondern selbst dasjenige in der Natur, was durch Größe, Schönheit, Erhabenheit oder sonst eine Eigenschaft einen tiefen und bleibenden Eindruck auf das Gemüth machte, göttlich genannt, sie hatten die Beinamen δῖος, θεῖος, θεσπέσιος, z. B. das Meer, der Himmel, die Erde, die Nacht und viele andere Dinge. Selbst menschliche Anlagen und Werke, die sich über das Gewöhnliche erhoben, erhielten denselben Beinamen, z. B. Städte, hohe Thürme [1]) u. s. w.

Die homerischen Götter erhoben sich in moralischer Hinsicht nicht sehr über die Menschen; sie hatten die Neigungen, Wünsche, Begierden und Leidenschaften, ja sogar Fehler und Schwachheiten der Menschen. Größer, edler, schöner an Gestalt und Kräften des Körpers ermangelten sie durchaus der Würde einer moralischen Vollkommenheit, weßwegen sie den Menschen auch nicht als Vorbilder eines moralisch reinen Wandels dienen konnten.

[1]) Il. XXI, 536.

Die von Homer dargestellten Götter sind nach dem allgemeinen Religionsglauben der Griechen gezeichnet. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß diese Götter in ihrer ganzen Handlungsweise, wie wir sie in den Gesängen des Dichters antreffen, schwerlich ganz in dieser Gestalt Eigenthum des Volksglaubens seyn konnten, sondern daß die reiche Phantasie des Dichters sich manche Zusätze und Ausschmückungen erlaubte, wie es der Oekonomie seiner Werke angemessen war. Allgemeiner Volksglaube, wenigstens des gebildeteren Theils der Nation, konnte die homerische Götterwelt nicht seyn. Herodot sagt mit ausdrücklichen Worten, [1]) daß Homer in seiner Götterlehre als Dichter beurtheilt werden müsse.

Es ist daher gewiß nicht zu billigen, wenn man den Religionsglauben der Griechen ganz nach den buchstäblichen Schilderungen, wie Homer sie giebt, aufstellen und bestimmen will. [2])

Aus der Ueberzeugung, daß die homerische Götterwelt nicht das Ergebniß philosophischer Forschungen und eines sorgfältig prüfenden und scharf beurtheilenden Nachdenkens, sondern der Eingebungen einer fruchtbaren Phantasie ist, folgt eine wichtige Regel für die Auslegung der Stellen, in welchen Homer die Götter handelnd einführt. Man darf nämlich daran keinen Anstoß nehmen, wenn der Dichter sich in seinen Darstellungen Abweichungen erlaubt, oder wenn man Ausdrücke und Wendungen findet, welche nach einer buchstäblichen Erklärung sich nicht klar und deutlich veranschaulichen lassen. Denn konnte der Dichter selbst so ganz klare und bestimmte Vorstellungen haben von dem, was seine Götter waren, vornahmen und vollführten?

---

[1]) Herod. II, 53.

[2]) Die Ansicht, daß Homer den Sinn der griechischen Mythologie nicht gefaßt gehabt habe, welche Hermann und Parker aufstellen, zeugt von dem Streben, der Mythologie der Griechen eine höhere Deutung zu geben, als sie nach der damals erreichten Bildungsstufe haben konnte.

unmöglich; er sang die Götterwelt nach den allgemeinsten Umrissen des Volksglaubens. Die Grundzüge desselben schmückte er aus mit den Bildern seiner Phantasie. Die Schöpfungen dieser Phantasie kleidete er in das Gewand der Dichtersprache. Die Frage aufwerfen, wie verhalten sich diese Schöpfungen zu eigentlichen Glaubenssätzen, welche sich auf bestimmte Begriffe zurückführen lassen, und was für Folgerungen lassen sich aus dem, was der Dichter von den Göttern sagt, wenn man sich an eine strenge Worterklärung hält, für die Natur und das Wesen derselben ziehen, hieße den Sinn und die Bedeutung solcher Dichtergemälde verkennen. Ein solches Verfahren wäre dasselbe, als wenn Jemand, um ein Werk der Malerei zu beurtheilen, die Bestandtheile desselben durch Hülfe der Scheidekunst auflösen und in die Grundstoffe zerlegen wollte.

Unter den vielen Beispielen, welche sich hier als Belege anführen ließen, wollen wir nur eines anführen. Als Achill den Leichnam des Hektor an seinem Wagen schleift, bleibt derselbe ganz unversehrt, denn Apoll umhüllet den Körper mit seinem Schilde. Nichts weiter als den Begriff des Schützens will der Dichter durch diese Wendung ausdrücken. Untersuchungen, wie er dies mit dem Schilde gekonnt habe, würden hier durchaus unstatthaft seyn.

Doch damit ist nicht gesagt, daß man in den Ausdrücken des Dichters, so weit sie sich nämlich auf die Götterwelt beziehen, nichts Bestimmtes, Feststehendes und deutlich Gesagtes suchen dürfe; daß man also mit allgemeinen Andeutungen, mit dunklen und verwirrten Vorstellungen zufrieden seyn müsse, und daß man den Dichter ohne klare Einsicht hinreichend verstanden zu haben glauben könne. Nein, der Vortrag des Homer hat im Ganzen eine anschauliche Klarheit; man kann die Darstellungen von den Göttern, deren Wesen und Wirken gewöhnlich in recht bestimmt gezeichnete Bilder zusammenfassen.

Es mag jetzt versucht werden, das Wesen der homerischen Götter in allgemeinen Umrissen darzustellen.

Die Götter des Homer haben Körper mit Blut, ἰχώρ, welche denen der Menschen sehr ähnlich sind. Sie sind größer und vollkommner gebildet, und sie haben in ihrem Wesen und ihrer Haltung etwas Erhabenes und Würdevolles, so daß der Mensch sie leicht bei ihrem Erscheinen erkennen kann. Ihre höhere Natur spricht sich schon aus in ihrem Blicke und Gange.

An Kräften sind sie den Menschen weit überlegen. Die größten Anlagen und Werke der Menschen vernichten sie wie Kinderspiel. [1]) Furchtbar lassen sie ihre Stimme erschallen, wenn sie zornig werden, oder wenn eine Noth drängt. Mars, [2]) verwundet von Diomed, und Poseidon, [3]) wenn er die weichenden Griechen zur Tapferkeit ermuntern will, schreien wie neun bis zehn tausend Mann.

Von Krankheiten und menschlichen Gebrechen wissen sie nach der allgemeinsten Vorstellung nichts. Den Tod können sie nicht erleiden; doch sind sie nicht vor allen Unfällen und Kränkungen gesichert, denn Menschen können sie sogar verwunden. [4]) Vulkan hinkt; Zeus hat ihn vom hohen Himmel auf die Erde geschleudert. Mehr als an Körper übertreffen sie die Menschen durch die Fähigkeiten des Geistes. Sie haben höhere Einsichten und Kenntnisse. [5]) Sie wissen Dinge, die dem Menschen verborgen bleiben, und hören es, wenn der Mensch sie in der Noth anruft. Doch Allwissenheit, wie wir als Christen sie dem höchsten Wesen beilegen, haben die homerischen Götter nicht. Sie können sich einander nicht durchschauen, vielmehr täuschen sie sich gegenseitig auf mannigfaltige Weise, und Jupiter selbst ist vor hinterlistigen Täuschungen der übrigen nicht einmal gesichert.

---

[1]) Il. XV, 361. 362. [2]) Il. V, 860. [3]) Il. XIV, 147.
[4]) Il. V, 858. [5]) Il. V, 441. Il. II, 485.

Ihre Handlungsweise entspricht den Vorschriften einer strengen Sittlichkeit durchaus nicht. Nichts destoweniger sind sie dem Menschen die Richter der Sittlichkeit. Guten Gesinnungen und Thaten zeigen sie ihren Beifall und ihre Billigung; sie loben das Gute an den Menschen und belohnen es. [1]) Dagegen sind sie der Bosheit, Hinterlist, Falschheit und Treulosigkeit in einem hohen Grade feind. Sie sehen böse Gesinnungen und Handlungen mit Mißfallen; sie verhängen unausbleibliche Strafen über, alle diejenigen, welche Verbrechen begangen haben. [2]) So wird z. B. schwerer Regen und unfruchtbares Wetter als eine von den Strafen angegeben, mit welchen die Götter ganze Gegenden für ihre Vergehungen belegen. [3]) Andere Strafen sind Krankheit, Verstümmelung der Glieder des Körpers, oder Beraubung ihres Gebrauches, und der Tod.

Zu den schwersten Vergehungen der Menschen gegen die Götter gehört es, wenn Jemand einen feierlich bei der Heiligkeit derselben abgelegten Eid vorsätzlich bricht, oder Flehende, die sich in den Schutz eines Gottes begeben haben, verletzt, oder gar tödtet. Außerdem Blutschande.

Die Götter regieren das Weltall, die ganze Natur mit ihren Erscheinungen, so wie auch besonders die Angelegenheiten und Schicksale der Menschen. Sie sind es, welche einem Jeden Freude und Leid zutheilen. Doch nicht jedes Uebel, welches der Mensch zu erleiden hat, ist unmittelbare Schickung der Götter. Durch seine eigene Verkehrtheit zieht der Mensch sich manche Leiden zu. [4]) Doch in so fern die Leiden Strafen der Vergehungen sind, müssen sie als Verhängnisse des ewigen Schicksals betrachtet werden.

Höher als der Wille und Beschluß der Götter ist das ewige Verhängniß, das unabänderliche Schicksal. Was dem Menschen

---

[1]) Od. XIV, 84. [2]) Od. II, 66. 67. 134.
[3]) Il. XVI, 384. [4]) Od. I, 33. 34.

nach diesem bevorsteht, das können selbst die Götter nicht abwenden. [1] Als allgemeines Naturgesetz ist der Tod eine unvermeidliche Schickung des Schicksals; als Ereigniß des Lebens trifft er nur ein in der von den Göttern bestimmten Stunde. [2])

Der Begriff einer göttlichen Vorsehung ist dem Homer nicht fremd. Die Götter wachen über die Menschen, vorzüglich über ihre Lieblinge. Sie sind ihnen nahe, wenn Gefahren drohen, und eilen herbei zu ihrer Hülfe und Rettung, sowohl gerufen, als auch ungerufen. Da sie, selbst bei großen Entfernungen, in einem Augenblicke da sind, wo sie seyn wollen, so kann man ihnen eine gewisse Art von Allgegenwart beilegen. Der christliche Begriff der Allgegenwart, als ob sie an allen Orten, ohne körperlich gegenwärtig zu seyn, wirksam wären, kommt den homerischen Göttern nicht zu. Ohne gegenwärtig zu seyn wirken die Götter nie. [3]) Dieselbe Ansicht hatten auch die Römer; daher auch praesens im Lateinischen so viel heißt als hülfreich.

Wenn die Götter den Menschen erscheinen wollen, so pflegen sie sich gewöhnlich zu verwandeln; denn der Sterbliche vermag den Anblick eines Gottes in seiner wahren Gestalt nicht zu ertragen. [4]) Bei der Verwandlung nehmen sie in der Regel die Gestalt eines Freundes oder Verwandten desjenigen an, dem sie sich zeigen wollen. Stets verräth etwas in ihrem Wesen eine höhere Natur. [5])

Wollen die Götter sich den Menschen nähern ohne sich in einen Menschen zu verwandeln, so umhüllen sie sich mit einer Nebelwolke. [6])

---

[1]) Od. III, 237. Jl. VI, 488. [2]) Jl. VI, 487.

[3]) Od. III, 231. Diese Stelle streitet nicht gegen die Ansicht, daß die Götter nicht aus der Ferne wirken, denn τηλόθεν ist nicht auf die Götter, sondern auf die Menschen zu beziehen. Die Götter retten den Menschen, wenn er auch fern ist.

[4]) Jl. XX, 131. [5]) Jl. XVII, 334. [6]) Jl. XX, 150.

Die Annäherung eines Gottes zu einem Menschen, oder überhaupt zu einem Orte, geschiehet stets in wenig Augenblicken. Bei langen Wegen, oder wenn er mit Glanz und Majestät auftreten, oder wenn er eine Gefahr bestehen will, bedient er sich eines Wagens. Er fährt entweder mitten zwischen Himmel und Erde durch die Luft, oder über das Meer, und zwar mit einer solchen Schnelle und Leichtigkeit, daß die Räder des Wagens die Oberfläche des Wassers kaum berühren. Doch gehen die Götter auch zu Fuße, indem sie die längsten Wege mit ein Paar Schritten zurücklegen. Poseidon geht von Samothrake nach Aegä mit drei Schritten. [1]) Die Schnelligkeit des Ganges der Götter vergleicht Homer mit dem leichten Versetzen in Gedanken, [2]) oder mit dem dahinschwebenden Fluge der Tauben, [3]) oder mit dem Hauche des Windes. [4]) Die Erde berühren sie beim Gehen nicht, sondern nur einzelne hervorragende Bergspitzen. [5])

Welchen Gott ein Nothleidender zu Hülfe rufe, wird durch Umstände bestimmt. In der Regel wendet der Leidende sich mit seinem Flehen an denjenigen, dessen Schutzes er sich erfreuen zu können hofft. Wer irgend eine Kunst oder ein Gewerbe treibt, das einem Gotte geweihet ist, wendet sich an den Vorsteher desselben. Steht ein Land unter dem besondern Schutze eines Gottes, so wendet der Bittende sich an diesen. Doch in manchen Fällen werden Götter zu Hülfe aufgerufen, die zu dem Flehenden in keinem nähern Verhältnisse stehen; denn obgleich jeder Gott seinen bestimmten Wirkungskreis hat, so besorgt er doch unter Umständen auch die Geschäfte anderer, z. B. Athene giebt guten Wind; [6]) Latona und Artemis heilen den verwundeten Aeneas in dem Tempel zu Pergamus; [7]) Jupiter richtet die Pfeile; [8]) Themis ruft die Götter zu einer allgemeinen Versammlung. [9])

---

[1]) Il. XIII, 20. [2]) Il. XV, 80. [3]) Il. V, 778.
[4]) Od. VI, 20. [5]) Il. XIV, 227. 285. [6]) Od. II, 420.
[7]) Il. V, 448, [8]) Il. XVII, 632. [9]) Il. XX, 4.

Die Hülfe, welche die Götter den Menschen bringen, ist verschieden nach den Bedürfnissen derer, welcher sie sich annehmen. Oft flößen sie einem Ermatteten neue Kräfte ein, was gewöhnlich schon durch ihre bloße Nähe geschieht. [1]) Oft ermuthigen sie den Zagenden, oder stärken den Schwachen durch Ermunterungen und Zureden; [2]) oder sie verwahren ihn vor Fehltritten durch Warnungen und geben Rathschläge. [3]) Ist die Gefahr groß, und schleunige Hülfe nöthig, so legen sie persönlich Hand an, um den Liebling zu retten. [4]) Nicht selten retten sie ihn aus einer gefährlichen Lage, indem sie ihn durch die Luft entführen. [5]) Oft, um ihren Schützlingen zu helfen, legen sie den Gegnern derselben Hindernisse in den Weg. Jupiter z. B. zerbricht den Bogen des Teucer; [6]) Apoll reißt dem Diomed die Peitsche aus der Hand. [7])

Ein besonders wichtiger Dienst, durch welchen die Götter den Menschen nützlich werden, ist das Warnen, Ermuntern und Belehren durch Vorbedeutungen. Ein solcher Glaube an Zeichen und Vorbedeutungen findet sich bei allen Völkern des Alterthumes. Er steht in inniger Verbindung mit dem Glauben an das unmittelbare Einwirken der Götter in die Unternehmungen und Schicksale der Menschen.

Für göttliche Zeichen und Vorbedeutungen hielt man jede auffallende, oder sich unerwartet zutragende Naturerscheinung. Alles Außerordentliche, alles, was nicht zur gewöhnlichen Zeit geschah, alle Abweichungen von den bekannten Naturgesetzen, alle Mißgeburten; mit einem Worte, alles, was auf irgend eine Weise die Aufmerksamkeit erregte, sahen die Alten für einen Wink der Götter an, um die Aufmerksamkeit der Menschen zu erwecken, um sie vorsichtig in ihren Handlungen zu machen, um sie bei

---

[1]) Jl. XIX, 37. [2]) Jl. V, 120. [3]) Jl. I, 194.
[4]) Jl. XIV, 384. Od. XIX, 34. [5]) Jl. XX, 325. 440.
[6]) Jl. XV, 464. [7]) Jl. XXIII, 384.

Unternehmungen entweder zu ermuntern, oder sie davon abzuhalten.

Die Lebensweise der Götter wird ganz nach dem Bilde eines königlichen Haushaltes der frühesten Zeit geschildert. Der allgemeine Wohnsitz derselben ist der Olymp, ein Gebirge an der Grenze von Macedonien und Thessalien in der Nähe des Meeres. Mit seinem Gipfel ragt er über den Dunstkreis in den reinen Aether; frei ist er von Regen, Wind- und Schnee; ja es umstrahlt ihn der reinste Glanz.[1])

Beiwörter sind: νιφόεις, schneeig, ἀγάννιφος, sehr beschneiet, πολύπτυχος, mit vielen Schluchten oder Thälern, πολυδειράς, mit vielen Gipfeln.

Die Entstehung des Glaubens, daß die Götter hohe, mit ihren Gipfeln sich bis zu den Wolken erhebende Berge bewohnten, ist nicht schwer nachzuweisen. Wenn im Allgemeinen der Himmel mit seinem unzählbaren Sternenheere als der den Göttern angemessenste Wohnsitz erscheint, und dieselben mitunter auf der Erde unter den Menschen verweilen sollen, so bilden die Spitzen der höchsten Berge eine natürliche Leiter und einen bequemen Uebergang zu den Sitzen des Himmels. Die Berge scheinen den Bewohnern der Thäler mit dem Himmel in unmittelbarer Verbindung zu stehen, denn nicht selten umlagern die Wolken ihre Gipfel und entziehen ihren Anblick dem Auge.

Wenn man die vielen Stellen, in welchen Homer von dem Olymp und den Wohnungen der Götter redet, mit einander vergleicht, so sieht man sehr bald, wie in den Schilderungen einer Sache, welche doch eigentlich nichts als ein Gebilde der Phantasie ist, des Unbestimmten und Schwankenden recht viel anzutreffen ist. Im Allgemeinen ist freilich die Spitze des Olymp der eigentliche und bestimmte Wohnsitz der Götter; doch finden

---

[1]) Od. VI, 42. ff.

sich auch einzelne Stellen, in welchen der unmeßliche Himmel ihnen zur Behausung dient, oder in welchen sie auf den Wolken thronen, [1]) indem der Uebergang von dem Olymp zu den Wolken und von diesen zum Himmel sehr nahe ist. [2])

Auf dem Olymp haben die Götter die ewigen Wohnungen, das unzerstörbare Haus, δῶμα χαλκοβατές. Jupiter bewohnt hier den größten Pallast; die übrigen Götter haben ihre Wohnungen um denselben. [3])

Die Götter verleben ihre Tage in Pracht und Herrlichkeit, und unter mannigfaltigen Zerstreuungen. Ueberall erblickt man beim Dichter rein menschliche Verhältnisse. Des Tages widmen sie sich ihren Geschäften und sinnlichen Ergötzlichkeiten; des Nachts schlafen sie in ihren Betten. Um sich über die Angelegenheiten der Weltregierung zu berathen, halten sie Versammlungen, in welchen Reden gehalten werden. Jeder, wer etwas durchführen will, muß seine Vorschläge mit Gründen unterstützen. Können sie in ihren Berathungen nicht einig werden, so giebt Jupiter gewöhnlich den Ausschlag.

Nach den Geschäften des Tages begeben sie sich in den gemeinschaftlichen Speisesaal, wo sie sich an den Freuden des Mahles ergötzen. Ihre Speise nennt Homer Ambrosia. Die-

---

1) Od. XVI, 264.

2) Völker in der Lit. Bibl. N. F. Band 1. № 20. stellt den Satz auf: „die Götter des Homer wohnen immer nur auf dem Berge Olympus, und zwar in sofern, als dieser auch in die Wolken und in den Himmel ragt.“ — In den meisten Stellen herrscht diese Ansicht vor, doch darf man den Dichter nicht zu wörtlich erklären. Die Begriffe von Olymp und Himmel fließen ihm in einander. Zum Beweise nur ein Beispiel. Wenn Hephästus vom Himmel geworfen wird, und auf Lemnos niederfällt, so kann der Dichter hier unmöglich an den Berg Olympus gedacht haben. — Ferner, wenn Jl. VIII, 19. Erde und Meer an einer Kette an dem Olymp hängen sollen, so kann der Berg nicht als Theil der Erde gedacht werden.

3) Jl. I, 608.

ses Wort hat bei ihm eine vielumfassende Bedeutung. Ἀμβρόσιος ist gleichbedeutend mit ἄμβροτος, es heißt unsterblich, göttlich, göttlicher Natur. [1]) Daher ist Ambrosia die unsterbliche Götterspeise von einem erquickenden und aromatischen Dufte. Das Getränk ist Nektar, der edelste Wein von rother Farbe. [2])

Ambrosia und Nektar dienen nicht allein zur Götterspeise, sondern sie werden auch zu andern Zwecken gebraucht, da ihnen eine höhere Kraft eigen ist. Um den Körper des Patroklus vor Fäulniß zu verwahren, gießt Thetis Ambrosia und Nektar in die Nase desselben. [3]) Juno wäscht sich mit Ambrosia. [4]) Es erhellet, daß Ambrosia unserm Brote nicht gleich seyn kann.

Während der Mahlzeit finden die Götter Unterhaltung an frohen Gesprächen und muntern Scherzen; auch Gesang und Musik dienen zur Erheiterung. Apoll und die Musen singen bei der Tafel.

Wie sehr ihr Treiben dem menschlichen ähnlich sey, beweisen die bei ihnen eingeführten Sitten und Gebräuche. Sie geben sich Geschenke und Gaben der Gastfreundschaft. Vulkan nöthiget die Thetis in das Haus und setzt ihr Speisen vor. [5]) Ja, sie geben sich beim Heirathen Brautgeschenke. Als Vulkan seine Gemahlin des Ehebruches überführt hat, will er vom Vater derselben alle Geschenke, ἔεδνα, zurück haben. [6])

Fehlerfrei sind die homerischen Götter überhaupt nicht. Sie fröhnen ihren Leidenschaften und Begierden; sie machen nicht selten hinterlistige und böse Anschläge gegen einander; ja, sie

---

[1]) Die ambrosische Nacht bei Homer könnte allgemein die heilige, göttliche Nacht seyn. Richtiger ist es die erquickende, balsamisch duftende. Diese Benennung der Nacht ist aus dem Einflusse, welchen sie auf die Natur äußert, zu erklären. In gewissen Jahrszeiten zeigt das Pflanzenreich des Nachts Lebenskraft und Wachsthum. Es verbreitet einen balsamischen Duft.

[2]) Jl. XIX, 38. [3]) Jl. XIX, 38. [4]) Jl. XIV, 170.

[5]) Jl. XVIII, 387. [6]) Od. VIII, 318.

zanken sich mitunter auf eine sehr unanständige Weise. Es würde daher oft zu unangenehmen Auftritten kommen, wenn Zeus, der höchste und mächtigste unter ihnen, vor dem sie alle Ehrfurcht haben, sie nicht in Zucht und Ordnung hielte. Er droht mit heftigen Worten, sobald er merkt, daß einer oder der andere etwas Böses im Sinne hat. Es bleibt auch nicht immer bei bloßen Drohungen, sondern, wenn sie sich gegen ihn vergangen haben, vollzieht er sehr harte und schmerzhafte Strafen an ihnen. Bald schickt er sie in das Exil, entweder auf die Erde, oder auch wohl gar in die Unterwelt;[1]) bald schleudert er sie mit Gewalt vom Himmel auf die Erde. Wenn sie verwegen gegen ihn werden, und sanftere Zurechtweisungen nicht fruchten, so hängt er sie auf, mit Gewichten an den Füßen, wie dies sogar Juno, die Königin der Götter, erfahren mußte.[2]) Nicht weniger schimpflich ist die Züchtigung, welche Juno mit der Artemis vornimmt, als diese gegen das Verbot den Trojanern zu Hülfe geeilt ist. Juno ergreift sie mit der einen Hand, nimmt ihr ihren Bogen mit der andern, und giebt ihr dann einige Schläge über den Rücken. Artemis entfernt sich weinend, ohne sich um ihren Bogen und ihre Pfeile zu bekümmern.[3])

Doch die Widerwärtigkeiten, welche die Götter sich unter einander zufügen, sind nicht die einzigen, welche sie zu erleiden haben; sogar von den Menschen müssen sie manche bittere Kränkung hinnehmen.[4]) Sie werden von Menschen verwundet und gefesselt.

Daraus erklärt es sich leicht, warum die Götter so oft in ein feindseliges Verhältniß gegen die Menschen treten. Am leichtesten wird ihr Zorn gereizt, wenn die Menschen die ihnen gebührende Ehrfurcht und ihre Ehrenbezeugungen nicht erweisen. Sie

---

[1]) Jl. V, 898. [2]) Jl. XV, 18. ff.
[3]) Jl. XXI, 489. [4]) Jl. V, 381.

können es nicht einmal ohne Neid ansehen, wenn der Sterbliche eine ungetrübte Glückseligkeit genießt; sie wollen die allein glücklichen, μάκαρες, seyn. Daher darf dem Menschen nicht jedes Unternehmen gelingen. Aus Neid veranlassen sie Hindernisse. Damit Diomed im Wagenrennen nicht siege, reißt Apoll ihm die Peitsche aus der Hand. [1]) Derselbe Gott gönnt es dem Menelaus nicht, daß er die Waffen des Euphorbus erbeute. [2])

Die Götter schicken den Menschen nicht bloß Unglück, sie sind es auch, welche ihnen verkehrte Dinge in den Sinn geben. Agamemnon entschuldigt sich dadurch bei Achill, daß er die Schuld seines unbesonnenen und beleidigenden Betragens ganz der Ate beilegt, indem er den Zeus, die Moira und die Erinnyen als letzte Urheber der Verkehrtheit anklagt. Dieser Umstand, daß die Menschen in moralischer Hinsicht in den Göttern nur ihres Gleichen erkennen, macht es erklärlich, wie sie es wagen können, ihnen mitunter in sehr derben Ausdrücken Vorwürfe zu machen über ihre Handlungsweise und sie sogar feindselig anzugreifen.

Nach dieser Darstellung der homerischen Götterlehre im Allgemeinen mag eine Charakteristik jedes einzelnen Gottes, welcher in den Epopöien eine Rolle von Erheblichkeit spielt, folgen.

---

[1]) Jl. XXIII, 384. [2]) Jl. XVII, 71.

Zweites Kapitel.

Götter.

Eine systematische Götterlehre, d. h. eine bestimmte und ausführliche Nachweisung über die Entstehung sämmtlicher Götter, über ihre Verwandschaft unter einander, so wie endlich eine wohl geordnete Klassifikation derselben nach ihrem Range findet man in den Gesängen des Homer nicht. Dasjenige was über einzelne hin und wieder gelegentlich gesagt wird, reicht nicht hin, ein vollständiges Lehrgebäude der homerischen Götter aufzustellen. Nichts destoweniger ist eine allgemeine Uebersicht der ganzen Götterwelt erforderlich, weil viele einzelne Andeutungen in den Gesängen nicht verständlich sind, wofern man die Abstammung und Verwandschaft derselben nicht kennt. Gleichzeitige Schriftsteller, welche hier als Quelle für die Aufstellung einer systematischen Theogonie dienen könnten, fehlen gänzlich. Der nächste, zu dem wir uns hier wenden müssen, ist Hesiodus, welcher, wenn auch aus späterer Zeit, doch eine nahe Verwandschaft mit der homerischen Götterlehre in seiner Theogonie zeigt. Es möchte daher nicht unzweckmäßig seyn, hier einen kurzen Abriß derselben vorauszuschicken.

Dieses Gedicht, obgleich didaktisch abgefaßt, ermangelt durchaus einer eigentlich wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes. Ein nach festen Grundsätzen ausgearbeitetes System darf man in demselben nicht suchen. Lücken, Abkürzungen, Wiederholungen und Abweichungen zeigen deutlich, daß dieses Werk seine ursprüngliche Gestalt nicht mehr hat. Es ist entweder ein korrumpirter Auszug eines größeren Werkes, oder ein aus verschiedenartigen Theilen zusammengefügtes Machwerk. In der

Charakteristik der homerischen Götter wird daher Hesiodus nicht weiter berücksichtiget werden, um die homerische Götterlehre nicht durch fremde Zusätze zu entstellen.

Als etwas dem Hesiodus Eigenthümliches verdient bemerkt zu werden, daß er die Kosmogonie auf das innigste mit der Theogonie verbindet, und daß jene sich in diese auflöset. Homer spricht sich über diesen Punkt nicht so deutlich aus; wahrscheinlich hatte er dieselbe Ansicht, denn manche seiner Gottheiten sind nichts als personifizirte Naturerscheinungen. Ohne Zweifel ist Homer's Theogonie gleichfalls kosmogonisch. —

Das erste Vorhandene, woraus alles entstanden ist, war das Chaos. Aus diesem gingen zuerst die Erde und der Tartarus hervor. Das Bewegende, die Entwickelung Fördernde, war Eros. Ferner erzeugete das Chaos den Erebus und die Nacht. Erebus und die Nacht gaben dem Aether und dem Tage das Daseyn. Die Erde schuf den Himmel, die Berge und das Meer, den Pontus.

Erde und Himmel, Gä und Uranus, zeugeten sechs Söhne, Okeanus, Koeos, Kreios, Hyperion, Japetus und Kronus, und sechs Töchter, Theia, Rheia, Themis, Mnemosyne, Phöbe und Tethys. Außerdem gebar die Erde die Cyklopen, Brontes, Steropes und Arges, so wie auch die Hekatyncheiren, Kottos, Briareus und Gyges. Diese hatten hundert Hände und funfzig Köpfe.

Uranus verstieß seine Kinder aus Haß unter die Erde. Die Mutter, welche sie zu retten suchte, verfertigte eine Sichel, welche sie ihrem Sohne Kronus gab, damit er sich rächte an dem harten Vater. Kronus legt sich in einen Hinterhalt, und mit seiner Sichel hervorstürzend reißt er dem Uranus die Genitalien ab. Aus den auf die Erde fallenden Blutstropfen entstehen die Erinnyen, die Giganten und die melischen Nymphen. Die in das Meer fallenden Genitalien geben der Aphrodite, auch

Aphrogeneia, Kythereia und Kyprogeneia genannt, ihr Daseyn.

Die Nacht gebar ferner die Schicksalsgöttinnen, *Μόρος* und *Κήρ*, den Tod, den Schlaf, die Träume, und eine Menge göttlicher Wesen, die ihrer unangenehmen und verhaßten Bedeutung wegen als Geburten der Finsterniß angesehen werden, nämlich Alter, Mühe, Arbeit, Sorge, Kummer, Zwietracht, Zank, Streit, Lüge, Seuche, Pest, Verderben u. s. w.

Pontus zeugete den Nereus, welcher funfzig Töchter, die Nereiden, hatte, den Thaumas, Phorkys, die Keto und Eurybia.

Thaumas zeugete mit der Elektra, die Iris und die Harpyien, Aello und Okypete.

Chrysaor, welcher hervorsprang aus der vom Perseus getödteten Medusa, zeugte mit Kallirrhoe, der Tochter der Okeanus, den Geryoneus und die Echidna, halb eine Jungfrau und halb eine Schlange, welche unter der Erde bei den Arimern lag. Typhaon zeugete mit Echidna den Orthos, Cerberus und die lernäische Hydra.

Außerdem gebar die Echidna die Chimära, welche drei Köpfe, den eines Löwen, den einer Ziege und den einer Schlange hatte.

Okeanus und Tethys hatten dreitausend Söhne und eben so viele Töchter; die sämmtlichen Flüsse der Erde bilden ihre Nachkommenschaft.

Helios, Selene und Eos, die Morgenröthe, sind die Kinder des Hyperion und der Theia. Die Winde und die Sterne stammen von der Aurora und dem Asträus ab.

Ein neues Geschlecht beginnt mit Kronus. Mit Rheia zeugt er Histia, Demeter, Here, Hades, Poseidon und Zeus. So wie eines dieser Kinder geboren wird, verschlingt Kronus es, damit es ihm die Herrschaft nicht entreiße. Als

Zeus geboren werden soll, berathschlagt Rhea mit dem Uranus und der Erde, wie sie das Kind rette. Sie verabreden sich, den neugebornen Sohn nach Kreta zu schicken, und dem Kronus einen umwickelten Stein zum Verschlingen zu geben. Der Plan gelingt; Kronus giebt den Stein, und nach diesem auch die übrigen Kinder wieder von sich.

Eine besondere Erwähnung verdient noch der Kampf der Titanen und Kroniden, der Söhne des Uranus und der Anhänger des Zeus.

Dieser Kampf wird zehn Jahre lang mit der größten Heftigkeit geführt, indem die Titanen den Othrys, und die Kroniden den Olympus besetzt haben. Endlich verbinden sich die Kroniden mit den Hekatoncheiren. Diese hatte Zeus, als sie von ihrem Vater gefesselt unter die Erde verbannt waren, wo sie schwere Leiden erduldeten, wieder an das Tageslicht gezogen. Eine Erinnerung an diese Wohlthat macht sie zum Bündnisse mit den Kroniden geneigt.

Darauf beginnt der fürchterlichste Kampf. Die Hekatoncheiren schleudern Felsmassen; Jupiter vernichtet die Feinde mit seinem Blitze. Die Erde brennt, das Meer kocht vor Hitze, das ganze Weltall steht in Flammen.

Die Kroniden siegen. Die Titanen werden in schweren Ketten tief unter die Erde in den Tartarus geworfen. Die Hekatoncheiren werden ihre Wächter.

Nach der Vertreibung der Titanen gebiert die Erde den Typhoeus, welcher hundert Köpfe hat. Die seltsamsten Töne giebt er von sich. Zeus trifft ihn mit dem Blitze, und schleudert ihn dann in den Tartarus.

Mit der Weltregierung des Zeus beginnt zugleich ein neuer Götterstamm. Zeus erscheint als der Stammvater. Mit der Metis zeugt er die Athene, mit der Themis die Horen und Parzen, mit der Eurynome die Grazien, mit der

Mnemosyne die neun Musen, mit der Latona den Apoll und die Diana, mit Juno die Hebe, den Mars, die Ilithyia und den Hephästus, mit der Maja den Merkur, mit Semele den Bacchus.

Die kosmogonischen Beziehungen sind in dieser Theogonie nicht zu verkennen. Streitig bleibt die Frage über die Bedeutung des Titanen-Kampfes. Manche sehen in ihm elementarische Revolutionen, welche der gegenwärtigen Erdperiode vorangegangen seyn sollen. Andere finden in ihm Begebenheiten der ältesten griechischen Geschichte. Titan soll der phönizische Sonnengott seyn, dessen Verehrung sich gleichfalls über Griechenland verbreitet habe. Durch die Vertreibung der Titanen soll das Reich des olympischen Zeus in Griechenland allgemein geworden seyn.

Ohne hier in eine tiefere Entwickelung dieser Frage einzugehen, mag die Bemerkung hinzugefügt werden, daß es dem Geiste dieser Theogonie angemessener ist, in der Titanomachie tellurische Erschütterungen und Gestaltungen zu finden, da fast alle Erzeugungen, welche in derselben vorkommen, auf Naturbildungen hindeuten. Doch bei einer verschiedenartigen Zusammensetzung dieses Gedichtes kann ein Schluß von dem das Uebrige durchdringenden Geist nicht für einzelne Theile gelten. Denn soll der Titanen-Kampf sich auf eine frühere Bildungs-Periode der Erde beziehen, so ist es doch seltsam, daß dieser große Akt auf einen so kleinen Raum beschränkt wird, indem die beiden streitenden Partheien den Othrys und Olympus besetzt haben. Richtiger ist die Deutung von verschiedenen Religions-Kulten, von dem orientalischen Sonnendienste und der kretischen Zeus-Verehrung. Unter den Hekatoncheiren würde man pelasgische Ureinwohner Griechenlands zu verstehen haben, und unter den Zeus-Verehrern die Stämme der Hellenen. —

Ζεύς. Jupiter.

Als den Sohn des Kronus [1]) nennt der Dichter ihn gewöhnlich *Κρονίων* oder *Κρονίδης*.

Er ist unter allen Göttern der mächtigste, der Vater der Götter und Menschen, der das ganze Weltall nach seinem Willen und seinen Absichten lenket und regieret. Man erkennt in ihm einen unbeschränkten Herrscher, dessen Handlungsweise nach dem Vorbilde eines orientalischen Familienoberhauptes oder Herrschers dargestellt ist.

Als der Gott des Himmels ist er nicht allein der Oberherr der Götter, sondern auch zugleich der Regierer aller Naturerscheinungen, welche sich am Himmel zutragen, so wie auch des Wetters. Er sammelt die Wolken, daher *νεφεληγερέτης*, er schwärzet sie, *κελαινεφής*, er giebt Regen und Sonnenschein. Als höchster Gott hat er seinen Sitz über dem Dunstkreise, in der obern Luft, dem Aether, daher *αἰθέρι ναίων*, oder *ὑψίζυγος*, der Hochthronende. Unter seiner besonderen Aufsicht steht das Gewitter, der Ausdruck seiner Macht und Majestät. Durch Donner und Blitz läßt er seinen Zorn aus; durch ihn schreckt er die Menschen. Mit dem Blitze züchtiget er den Frevler; durch ihn giebt er auch günstige Vorbedeutungen. Groß ist die Zahl der Beinamen, welche er von den Erscheinungen des Gewitters hat.

Der gewöhnlichste ist *τερπικέραυνος*, denn er ergötzt sich am Blitze, da er das Werkzeug seiner Macht ist und er durch ihn alles zu schrecken vermag. Außerdem *ἀστεροπητής*, Blitzschleuderer, oder *στεροπηγερέτης*, der den Blitz zusammenbringt, oder erweckt, *αργικέραυνος*, der weiße Blitze schleudert. Vom Donner hat er die Beinamen: *ἐρίγδουπος*, laut tönend, laut krachend, *ἐριβρεμέτης*,

[1]) Il. XV, 187.

stark donnernd, ὑψιβρεμέτης, hoch donnernd, εὐρύοψ und εὐρύοπα, laut tosend, welches letztere auch weit sehend bedeutet.

Außer den Angelegenheiten der Götter und des Himmels hat Jupiter auch die der Menschen als oberster Leiter und Regent zu besorgen. Als solcher heißt er ταμίας, der Verwalter, Besorger. Daß ihm die Einsicht, Ueberlegung und der Rath nicht fehlt, beweiset der Beiname μητιέτης, Urheber alles Rathes und aller Klugheit. Er theilt dem Sterblichen sein Loos zu, [1]) ohne jedoch die Bestimmungen und Gesetze des ewigwaltenden Schicksals und der Nothwendigkeit abändern zu können; den Parzen oder Schicksalsgöttinnen muß er sich unterwerfen. Obgleich er dies selbst weiß und anerkennt, so ist er doch mitunter geneigt, eine Abänderung in den Rathschlüssen derselben zu machen. [2])

Die übrigen Götter stehen alle sehr tief unter ihm an Ansehen, Macht und Würde. Dies erkennen sie willig an. Daher bezeugen sie ihm stets hohe Ehrerbietung und Ergebenheit. Sobald er in die Versammlung der Götter tritt, erheben sie sich alle von ihren Sitzen, um ihn feierlich zu begrüßen. Eine geheime Scheu erfüllt ihr Inneres bei seinem Drohen. Sobald sie unter einander uneins sind und sich streiten, so reicht ein einziger Blick von ihm hin, die Ordnung und Einigkeit sogleich wieder herzustellen. Seinen Befehlen darf sich Keiner widersetzen. Um ihnen Ansehen zu verschaffen, droht er den Uebertretern Schläge, oder noch härtere Züchtigungen mit seinen Blitzen. [3]) Daß die Götter durch die Androhung solcher Strafen in Furcht gesetzt werden, ist natürlich, da Jupiter sie alle so weit an Macht übertrifft. Homer bedient sich eines seltsamen, aber nichts destoweniger sehr anschaulichen Bildes, um diese

---

[1]) Jl. X, 71. Od. VI, 188. [2]) Jl. XVI, 433 ff.
[3]) Jl. VIII, 12 und 400 ff.

Ueberlegenheit des Zeus darzustellen. Er sagt: [1]) Wenn eine Kette vom Himmel zur Erde hängt, und alle Götter und Göttinnen daran ziehen, so vermögen sie nicht den Zeus zur Erde zu reißen. Jupiter dagegen zieht sie allesammt nebst der Erde und dem Meere in die Höhe, bindet sie an den Gipfel des Olympus, und läßt sie so alle in der Luft schweben.

Die häuslichen Verhältnisse des Jupiter sind nicht die glücklichsten. Seine Gemahlin, welche nie mit ihm durch das Band einer zärtlichen Liebe vereinigt erscheint, welches freilich nicht anders seyn konnte, da der Begriff einer durch innige gegenseitige Liebe veredelten Ehe dem Zeitalter des Dichters im Allgemeinen fremd war, zeigt sich überall als eine stolze, gebieterische, verschlagene und hinterlistige Frau, welche stets Ränke schmiedet, deren Entdeckung den Jupiter in einen heftig auffahrenden Zorn versetzt. Nichtsdestoweniger sucht sie sich überall gern einzumischen in die Angelegenheiten der Weltregierung, was ihr die bittersten Verweise ihres Gemahls zuzieht. Die stolze Juno findet diese Ausschließung von der Weltregierung hart, und nennt Jupiter einen δολομήτης, [2]) der listige oder heimliche Anschläge macht.

Wie wenig Zartheit und innige Liebe das Verhältniß des Jupiter und der Juno hat, zeigt die Art und Weise, wie er sie bestraft, sobald sie gegen seinen Willen handelt. Er droht nicht allein mit Schlägen, [3]) sondern züchtiget sie auch auf eine marternvolle Weise, z. B. indem er sie aufhängt, ein Paar Ambosse an ihre Füße bindet, und sie so in der Luft schweben läßt. [4])

Bei einer solchen Behandlung kann von warmer Liebe nicht die Rede seyn. Um so weniger, wenn man bedenkt, wie oft Jupiter die eheliche Treue verletzt, und auch gar unzart genug

[1]) Jl. VIII, 19. [2]) Jl. I, 540. Auch findet man δολόμητις.
[3]) Jl. XV, 17. [4]) Jl. XV, 18.

ist, in Gegenwart seiner Gemahlin von seinen zahlreichen Liebeshändeln zu reden. [1])

Um das Verhältniß jedoch einigermaßen wieder herzustellen, und der Verbindung den Namen einer Ehe zu retten, läßt der Dichter den Jupiter hin und wieder eine gewisse Scheu vor seiner Gemahlin zeigen, so auch als Thetis ihn um Genugthuung für ihren Sohn bittet. [2]) Ueberhaupt wagt Jupiter nicht offen gegen ihren Willen zu handeln; er macht Verträge mit ihr, damit sie ihm nicht zuwider sey. [3]) Hieraus erklärt es sich, wie Juno Muth genug haben kann, sich gegen ihn aufzulehnen und darauf zu sinnen, wie sie ihn täusche und betrüge. Als Jupiter unbesonnener Weise dem Herkules eine glänzende Herrschaft zusichert, verzögert sie die Geburt desselben, beschleuniget dagegen die des Eurystheus, dem Jupiter das Verheißene gewähren muß, weil er seinen feierlichen Eid nicht brechen will. [4]) Mit dem Neptun und der Athene hat Juno einst sogar die Absicht gehabt, ihren Gemahl zu binden. [5])

Die Gestalt des Jupiter hat etwas Erhabenes und Ehrfurcht Gebietendes; seine Miene ist ernst und würdevoll. Ein besonderer Ausdruck liegt in seinen Augenbraunen. Diese haben eine dunkle Farbe, sie sind *κυανέαι*. [6]) Wenn er etwas bewilliget, oder seinen Beifall bezeuget, so nickt er mit dem Kopfe, oder mit den Augenbraunen. Auch Zorn und Unwillen drückt er mit ihnen aus. Seine Haupthaare werden *ἀμβρόσιαι* genannt, welches nach der allgemeinsten Bedeutung des Wortes göttlich, der Persönlichkeit eines Gottes eigen, oder bestimmter von den Haaren angenehm duftend zu übersetzen ist. [7]) In dem Nicken des Hauptes giebt er einen Beweis seiner Macht, denn es bebt der ganze Olymp davon.

---

[1]) Jl. XIV, 317 ff. [2]) Jl. I, 522. [3]) Jl. IV, 40 ff.
[4]) Jl. XIX, 95 ff. [5]) Jl. I, 399. [6]) Jl. I, 528.
[7]) Heyne excur. lib. II.

Die Abzeichen und Symbole seiner Macht sind die Donnerkeile, der Adler und die Aegide, von welcher er den Beinamen *αἰγίοχος* hat. [1])

Als Schutzgott der Pelasger, der frühesten Bewohner Griechenlands, hatte er den Beinamen *Πελασγικός* und *Δωδωναῖος*. [2])

Ἥρα oder Ἥρη. Juno.

Sie ist die Tochter des Kronus und der Rhea, die Schwester und Gemahlin des Zeus, *Διὸς κυδρὴ παράκοιτις*, die Königin des Himmels, und als solche am Range die erste unter den Göttinnen. Erzogen war sie mit Liebe und Sorgfalt in dem Hause des Okeanus und der Tethys, welchen die Rhea sie übergeben hatte, [3]) als Zeus den Kronus in den Tartarus warf.

Als Königin des Himmels besitzt sie erhabene Würde; ihr Wesen flößt Ehrfurcht ein. Daher der gewöhnlich von ihr gebrauchte Beiname *πότνια*.

Ihr Charakter hat nicht viel Empfehlendes. Sie ist stolz, anmaßlich, herrschsüchtig, heftig, hart und voller Hinterlist und Ränke. Wie klug redet sie doch über das gefällige Nachgeben in der Ehe! [4]) Ihren Gemahl sucht sie auf alle mögliche Weise zu täuschen, was sie jedoch nur selten mit allen ihren glatten und schmeichlerischen Reden zu erreichen weiß. Ihre Eitelkeit, indem sie sich von den Trojanern für vernachlässigt hält, macht sie zur unversöhnlichen Feindin derselben. Sie ist es daher, welche das Heer der Griechen mit Mühe zum Feldzuge gegen Troja zusammenbringt. [5]) Ueberall zeigt sie sich thätig, sobald sie die Griechen in Noth sieht. Ja, sie wagt es sogar, um den Griechen zu helfen, den Poseidon zum Widerstande gegen den Zeus zu ermuntern. [6]) Von der Heftigkeit ihres Gemüthes giebt

---

[1]) Jl. I, 202. [2]) Jl. XVI, 233. [3]) Jl. XIV, 202.
[4]) Jl. IV, 63. [5]) Jl. IV, 26 ff. [6]) Jl. VIII, 205 ff.

sie einen auffallenden Beweis in ihrem Betragen gegen die Diana, die sich den Trojanern gewogen gezeigt hat. [1]) In den Künsten der Liebe ist sie sehr erfahren. Wenn sie es nöthig findet, wird es ihr nicht schwer ihren gestrengen Gemahl zu fesseln und an sich zu locken. [2])

Bei aller Eitelkeit und dem anmaßlichsten Stolze schämt sie sich nicht, wenn es nöthig ist, geringere Handleistungen zu verrichten. Sie besorgt ihren Wagen mit eigenen Händen; [3]) sie thut es sogar auf Befehl der Athene. [4])

Von Wuchs ist sie ansehnlich; ihre Haltung ist königlich. Ihre Schönheit würde mehr Eindruck machen, wenn ihrem Wesen Anmuth und Liebreiz eigen wäre. Sie hat in ihrem Aeußeren vielmehr das Blendende der körperlichen Schönheit, was der Dichter hinreichend bezeichnet durch die weißen Arme, *λευκώλενος*, und die großen Augen, *βοῶπις*.

Unter den ihr geweihten Städten nennt der Dichter Argos, Sparta und Mycenä. Doch, so gleichgültig ist sie gegen alles, wenn es darauf ankömmt ihr Ansehen zu behaupten, alle diese Städte will sie aufopfern, wenn Jupiter Troja fallen lassen will. [5])

Ποσειδῶν. Neptun.

Neptun ist der Bruder des Zeus, und an Ansehen und Würde einer der ersten unter allen Göttern nach Jupiter. Ja, er stellt sich selbst dem höchsten Gotte gleich, da er sich dem Zeus *ἰσόμορον καὶ ὁμῇ πεπρωμένον αἴσῃ* nennt. [6])

Bei der durchs Loos gemachten Vertheilung der Herrschaft war ihm das Meer zugefallen. Als Gott des Meeres war er mit allen denjenigen Eigenschaften und Kräften begabt, welche dem Meere eigen sind. Wegen seines weitausgebreiteten Reiches

---

[1]) Jl. XXI, 489. [2]) Jl. XIV, 163 ff. [3]) Jl. V, 720.
[4]) Jl. VIII, 374. [5]) Jl. IV, 54. [6]) Jl. XV, 209.

heißt er, εὐρυσθενής, der Weitherrschende. Die heftigsten Veränderungen bringt er auf demselben nach seiner Willkühr hervor. [1]) Da das Meer das feste Land umfaßt und gleichsam zusammenhält, führt er den Beinamen γαιήοχος. Andere erklären dies Beiwort: der das Land beherrscht, oder es inne hat, indem es ursprüglich Benennung des Neptun als eines besonderen Lokal=Gottes gewesen seyn soll. Allein in diesem Falle würde Homer es doch nicht als allgemeines Beiwort haben gebrauchen können, als welches es in so vielen Stellen vorkommt, ohne daß irgend Beziehung zu einem bestimmten Lande aufzufinden ist.

Auf dem Meere erscheint Neptun überall als anerkannter König und Oberherr, die Bewohner des Meeres, besonders die Seeungeheuer, bezeugen ihm ihre Ehrerbietung. [2]) Wenn er über die Fläche fähret, so ebnen sich die Fluten, so daß die Achse seines Wagens nicht benetzt wird. [3]) Er regiert das Meer mit seinem Dreizack, τρίαινα; durch das Schlagen mit demselben setzt er es in die gewaltsamste Bewegung. [4]) Er ist auch der Urheber des Erdbebens, was sich sehr natürlich erklären läßt, weil das Erdbeben, was den Ländern in der Nähe des Aequators vorzüglich eigen ist, sich am häufigsten auf Inseln, oder in der Nähe der Meeresküsten zu zeigen pflegt, und weil das Meer bei solchen Erschütterungen oft heftig bewegt wird. Als Gott des Erdbebens heißt er, ἐνοσίγαιος, ἐνοσιχθών und σεισίχθων. [5])

Bei aller Heftigkeit des Gemüthes zeigt Neptun überall eine sehr billige Denkungsart. Mit Bereitwilligkeit erkennt er den Vorrang seines Bruders Zeus an, [6]) und räth mit Vernunft

---

[1]) Od. V, 291 ff. [2]) Jl. XIII, 27.
[3]) Jl. XIII, 30. [4]) Jl. XII, 27.
[5]) Von ἔνοσις und χθών, und von σείω und χθών.
[6]) Od. XIII, 148.

und Besonnenheit zum Frieden, wenn die übrigen Götter sich geneigt zeigen, sich gegen den Willen ihres Oberherrn aufzulehnen. [1]) Er zeigt sich bei vorkommenden Gelegenheiten dienstfertig und gefällig gegen Jupiter, z. B. er spannt die Pferde vom Wagen, nimmt den Wagen ganz auseinander, stellt die Theile desselben auf Gestelle, *ἀμβωμοῖσι*, und spannt eine Decke, *λῖτα*, darüber. [2])

Für dies nachgiebige und unterwürfige Betragen glaubt er auch vom Zeus mit einer gewissen Achtung und Feinheit behandelt werden zu müssen. Sehr beleidigend findet er es, wenn Jupiter ihn durch Drohungen zum Gehorsam zwingen will. [3]) Die Anmaßlichkeiten seines Bruders erfüllen ihn mit Unwillen. Im Gefühle seiner Rechte und Verhältnisse zu demselben scheuet er sich nicht Drohungen gegen ihn auszusprechen, [4]) oder Verbindungen mit andern Göttern gegen ihn einzugehen.

Ueberhaupt hält Neptun mit großer Genauigkeit auf das den Göttern gebührende Ansehen. Mit Unwillen sieht er das Aufführen einer Mauer vor den Schiffen der Griechen, weil diese den Göttern die schuldigen Opfer nicht gebracht haben. Nur die Versicherung des Jupiter, daß die Fluten des Meeres dieselbe zerstören sollen, kann ihn zufrieden stellen. [5]) Den Ulysses verfolgt er mit dem bittersten Hasse, weil er den Polyphem, den Sohn des Gottes, geblendet hat. [6]) Dagegen ist er dem Aeneas in einem hohen Grade gewogen und will den Tod desselben gern verhüten, weil dieser stets ein frommer Mann gewesen sey, und den Göttern reichliche Gaben gebracht habe. [7])

Eine besondere Eigenschaft, welche ihm, obgleich sie sonst nur dem Jupiter zukömmt, auch beigelegt wird, ist, daß er die

---

[1]) Jl. VIII, 208. 211. [2]) Jl. VIII, 441. [3]) Jl. XV, 184 ff.
[4]) Jl. XV, 212 ff. [5]) Jl. VII, 446. [6]) Od. I, 68. 69.
[7]) Jl. XX, 293 ff.

Wolken zusammentreibt. [1]) Der Grund dieser Ansicht läßt sich wohl darin finden, weil die Wolken sich aus den aus dem Meere aufsteigenden Dünsten bilden, und weil sie ihren Bestandtheilen nach dem Meere sehr nahe verwandt sind.

Verschiedene Oerter und Gegenden waren dem Neptun besonders geweihet. Seinen Wohnsitz hatte er in der Tiefe des Meeres bei Aegä, [2]) einer Stadt an der Küste von Euböa. Sehr häufig verweilte er bei den Aethiopern, [3]) welche ihm eifrig opferten. Zu den Opfern wählte man schwarze Stiere; [4]) ohne Zweifel wegen der dunklen Farbe des Meeres, da dem Gotte die dunkle Farbe stets eigen ist, z. B. an den Haaren, er hieß *κυανοχαίτης*.

Aus seiner frühern Geschichte ist eine Verbannung auf die Erde bemerkungswerth, während welcher er den Troern ihre Mauern anlegte. Weil ihn aber damals Laomedon um den versprochenen Lohn betrog, so faßte er einen unauslöschlichen Haß gegen die Troer. [5])

Ἅδης, Ἀΐδης, Ἀϊδωνεύς, Pluto.

Hades oder Pluto ist der dritte Bruder des Zeus, welchem bei der Verlosung der Weltherrschaft die Unterwelt zugefallen war. Er ist der höchste Herrscher des Schattenreiches, weswegen er auch *Ζεὺς καταχθόνιος*, oder der Herrscher über den *ζόφον ἠερόεντα* genannt wird.

Das Schattenreich oder die Unterwelt wird von Homer stets das Haus des Hades, des Unsichtbaren, von *ἀϊδής* unsichtbar, in verlängerter Form *ἀϊδωνεύς*, genannt. Es liegt unter der Erde, und wird niemals von der Sonne beschienen. Das Licht ist dem Hades zuwider, daher fürchtet er,

---

[1]) Od. V, 291. [2]) Jl. XIII, 21. [3]) Od. I, 22 u. V, 282.
[4]) Od. III, 6, [5]) Jl. XXI, 442 ff.

Poseidon möge die Erde zerreißen, so daß das dunkle Reich Göttern und Menschen sichtbar werde. [1])

Der Eingang ist mit starken Thoren versehen; Niemand, der einmal in die Unterwelt hinabgeschickt worden ist, kann einen gewaltsamen Ausgang versuchen. Wegen der festen Thore führt der Gott der Unterwelt den Beinamen πυλάρτης.

Ein großer Hund, später Cerberus genannt, bewacht noch außerdem den stark verwahrten Eingang. Herkules soll diesen Wächter aus der Unterwelt herauf geholt haben. [2])

In dem Schattenreiche sind vier Flüsse, der Acheron, Periphlegeton, Kokytos und Styx. Der Kokytos ist ein Arm des Styx. [3])

Als Ulysses auf Anrathen der Circe den Eingang des Schattenreichs besucht, fährt er von der Insel Aeäa mit dem Nordwinde zu der Grenze des tiefströmenden Okeanus, zu dem Lande der Kimmerier, das von ewigen Nebel umhüllet ist, indem die Sonne dort weder auf noch untergeht. In der Nähe des Einganges sind die Thore der Sonne, der leukadische Felsen und das Land der Träume. [4]) Ulysses bleibt auf der Asphodil tragenden Wiese. Hier erscheinen ihm die Schatten, nachdem er das von der Kirke vorgeschriebene Opfer verrichtet hat. Sie kommen aus dem Erebus, trinken von dem Blute des Opfers, reden mit Ulysses und gehen dann wieder in ihre Wohnung hinein. [5])

---

[1]) Jl. XX, 62 — 65. [2]) Jl. VIII, 16. 17.

[3]) Od. X, 513. 514. [4]) Od. XXIV, 10 — 12.

[5]) Man hat diese Vorstellungen vom Schattenreiche in unsern Tagen sehr angefochten, und behauptet, Homer kenne noch keine Unterwelt unter der Erde, auch komme bei ihm noch nichts von dem Fahren über den Styx vor. Das Reich der Todten sey auf der Erde; denn Homer sage von Ulysses, er sey hinein gegangen, nicht aber, er sey hinunter gestiegen. Auch die Vorstellung, daß der Schatten eines Unbestatteten nicht in das Todtenreich eingehen könne, sey späteren

Von dem Hause des Hades, welches auch allgemein Erebus genannt wird, ist der Tartarus verschieden. Er liegt noch eben so tief unter dem Hause des Hades, als der Himmel von der Erde entfernt ist. Er hat eiserne Thore und eine eherne

---

Ursprungs. Homer lasse die Schatten unbegrabener Todten eben so wohl in das Haus des Hades gehen, als die der begrabenen. (Rec. Kr. Bibl. Jahrg. 1826. № 11.)

Es ist freilich nicht zu leugnen, daß diese Ansichten von der homerischen Unterwelt nach einer genauen Worterklärung der in der Odyssee vorkommenden Stellen viel für sich haben. Allein ob sie deswegen echt-homerisch sind, ist eine andere Frage, da sie dem Dichter eine Genauigkeit in Ausdrücken und Wendungen aufnöthigen, wie sie diesem sonst nicht eigen ist.

Wenn man den Dichter in den Darstellungen und Beschreibungen göttlicher Dinge verstehen will, so muß man vor allen Dingen erwägen, daß er uns nicht Thatsachen und Erscheinungen der Wirklichkeit, sondern reine Schöpfungen und Gebilde seiner Phantasie liefert. In solchen Darstellungen schwebt dem Dichter nur die allgemeine Vorstellung seines Zeitalters vor. Die Einkleidung und die Wendung in der Durchführung bleibt der augenblicklichen Eingebung überlassen. Abweichungen und Veränderungen in der Beschreibung solcher Dinge können durchaus nicht auffallen, denn ein Dichter hat ja nicht die Absicht, Glaubens-Formeln, oder ein dogmatisches Lehr-System zu liefern. Daher ist es gewiß gegen den Geist und das Wesen der homerischen Dichtungen, wenn man einzelne Ausdrücke und Angaben nach der strengen Auslegung des Wortsinnes benutzt, um so den Glauben, die Denkweise und Lebenseinrichtungen der Heroenzeit zu bestimmen.

Ohne Zweifel ist es die gewöhnliche Vorstellung des Alterthumes, daß das Schattenreich unter der Erde liege. Wie konnte Hades sonst fürchten, Poseidon möge die Erde zerreißen und das Schattenreich aufdecken? (Jl. XX, 63—65.) Dies beweiset die Redensart, unter die Erde gehen, welche so oft für sterben und in das Haus des Hades gehen gebraucht wird. Wenn das über die Reise des Ulysses in die Unterwelt Gesagte von den sonstigen Schilderungen der Unterwelt abweicht, so hat das seinen guten Grund. Der Dichter mußte bei der Reise des Ulysses das, was sonst in allgemeinen unbestimmten Bildern angedeutet werden konnte, hier in das Gebiet des wirklich Geschehenen herabziehen. Wie sollte nun Ulysses zu diesem unsichtbaren Fabelreiche gelangen? Der Dichter läßt ihn zuerst sich

Schwelle. [1]) Hier sitzen Japetus und Kronus in dunkler, öder Nacht. Die Sonne scheint nie hinein; auch weht dort kein Wind. [2])

Als Ort der Seligen, wohin Menschen, welche den Göttern lieb sind, ohne Tod versetzt werden, nennt Homer das Elysium, Ἠλύσιον πεδίον. [3]) Die Schilderung desselben stimmt mit dem überein, was spätere Dichter von den **Inseln der Seligen** fabeln. Nach Homer soll es am äußersten Westrande der Erde liegen.

Der Gott der Unterwelt zeigt in seinem Wesen und seinen Eigenschaften die Eigenthümlichkeiten, welche der Tod und das Grab für das Auge und die Betrachtung darbieten. Er ist *ἀμείλιχος*, **unerbittlich**, illacrymabilis, und *ἀδάμαστος*, **nicht zu bezähmen**. Seines harten Sinnes wegen ist er den

---

entfernen aus der damals bekannten Welt, und eindringen in ein unbekanntes Land des Nebels und der Finsterniß. Dort am Rande der Erdscheibe ist der Eingang zum Schattenreiche. Die Sache ist ihrer Natur nach so beschaffen, daß sie mit einem undurchdringlichen Schleier umhüllt werden muß. Dies fühlte der Dichter. Daher wird seine sonst so klare Sprache hier unbestimmt.

Ferner ist es allgemeine Vorstellung der homerischen Zeit, daß der Schatten eines Gestorbenen nicht eher zur Ruhe komme, als bis der Körper gehörig bestattet sey. Daß der Schatten des unbestatteten Elpenor aus dem Hause des Hades kommt, (Od. XI, 51.) beweiset nichts dagegen. Denn wenn man jenen Glauben nicht hatte, warum legte man eine so hohe Wichtigkeit auf die gebräuchliche Bestattung? Daß man das wirklich that, beweisen die flehenden Bitten des Elpenor, so wie auch des Patroklus, um die Begräbnißfeier. Nur der Glaube, es sey heilige Pflicht gegen Verstorbene, ihren Körper zu bestatten, konnte den alten Priamus bewegen, in das Lager der Griechen zu gehen, um den Leichnam des Sohnes loszukaufen. Nur bei diesem Glauben war die Drohung, „deinen Körper sollen die Hunde und Vögel fressen“ wirklich schrecklich.

Der Uebergang über den Styx wird gleichfalls erwähnt Jl. VIII, 369.

[1]) Jl. VIII, 16. 17. [2]) Jl. VIII, 480. [3]) Od. IV, 563.

Menschen unter allen Göttern am meisten verhaßt. [1]) Als Ulysses den Achill in der Unterwelt glücklich preiset, antwortet dieser: „Könnte ich auf der Erde seyn, ich wollte lieber einem unbemittelten Manne dienen, als hier über alle Schatten herrschen.“ [2])

Allgemeines Beiwort des Hades ist *κλυτόπωλος*, berühmt durch schöne Pferde. Auch er fährt mit seinem Gespanne, gleich den übrigen Göttern des Olympus.

Seine Gemahlin ist Persephone, die Tochter des Zeus und der Demeter. Sie regiert gemeinschaftlich mit ihrem Gemahle, weswegen sie *δέσποινα* genannt wird. Wegen ihres Ehrfurcht gebietenden Ansehens heißt sie *δεινή*.

Φοῖβος Ἀπόλλων. Apoll.

Apoll, der Sohn des Zeus und der Leto oder Latona, spielt in den homerischen Gesängen eine Hauptrolle. Er erscheint als das Sinnbild der jugendlichen Kraft und der durch Kunst zu erreichenden verfeinerten Bildung.

Unter seinen Kunstfertigkeiten ist die des Bogenschützen eine der ausgezeichnetsten. Daher die Menge von Beiwörtern, welche sich alle auf diese Eigenschaft beziehen, als *κλυτότοξος*, berühmt durch den Bogen, *ἀργυρότοξος*, mit silbernem Bogen, *ἑκάτος, ἑκηβόλος, ἑκατηβελέτης, ἑκάεργος*, der weit schießende, weit treffende, ferner *ἔχων ἀμφηρεφέα φαρέτρην*, der einen bedeckten Köcher führt. Auf die Geschicklichkeit im Bogenschießen bezieht sich ohne Zweifel auch der Beiname *ἀφήτωρ*, von *ἀφίημι*. [3])

Mit seinen Pfeilen erlegt Apoll die Menschen, eine Eigenschaft, welche der Artemis gleichfalls zugeschrieben wird. Dieses Erlegen wird jedoch nicht von allen Todesarten ohne Ausnahme

---

[1]) Jl. IX, 159. [2]) Od. XI, 489—491.

[3]) Andere übersetzen, der Wahrsagende, von *φάω* oder *φημί*, indem *ἀφήτωρ* für *ὁμοφήτωρ* stehen soll. Cf. Heyne ad Jl. IX, 404.

gesagt, namentlich nicht von derjenigen, die nach dem Naturgesetze im hohen Alter erfolgt, oder wenn der Mensch, durch lange Leiden, Schmerzen und Krankheiten abgezehrt und aufgerieben, allmählig abstirbt; sondern es werden die Fälle dadurch bezeichnet, wenn Jemand in voller Kraft und Gesundheit plötzlich und leicht hinweggerafft wird. Wenn ein Mensch von Unglück und Leiden hart geplagt durch einen plötzlichen Tod aus allem Elende und Jammer befreiet zu werden wünscht, so betet er zum Apoll, er möge ihn erlösen. [1])

Mit dieser Ansicht läßt es sich vereinigen, warum die Pfeile stets ἀγανά genannt werden. Nicht als ob der Tod selbst sanft wäre; er versetzt den Leidenden in einen schmerzlosen Zustand. Das Sanftmachende der Pfeile sieht man in den Gesichtszügen des Abgeschiedenen; er hat nämlich ein frisches schmerzloses Ansehen.

Diese Ansicht wird bestätiget durch die Schilderung, welche Homer von dem glücklichen Loose der Bewohner der Insel Syria giebt. Wenn die Menschen alt werden, sagt er, so nehmen Apoll und Artemis sie mit ihren sanften Pfeilen hinweg, bevor Krankheiten sie aufreiben. [2])

Doch nicht immer sind die Pfeile dieser beiden Götter erlösende; sehr oft tödten sie Menschen im Zorne, sobald sie von ihnen beleidiget sind. Wenn ansteckende Seuchen und Pest Verheerungen anrichten, so werden die Pfeile des Apoll als die Ursache genannt. [3]) Die Beleidigung des Priesters Chryses hat den Zorn des Gottes gereizt.

Eine andere Kunstfertigkeit des Apoll ist die der Musik. Er selbst ist eifriger Liebhaber der Tonkunst und zugleich unübertreffbarer Meister in derselben. Mit seinem Gesange, welchen er mit den lieblichen Tönen der Leier begleitet, erheitert er die Gastmähler der Götter. Abwechselnd mit ihm singen die Musen. [4])

---

[1]) Od. XVII, 251. [2]) Od. XV, 409 ff. [3]) Jl. I, 10.
[4]) Jl. I, 604.

Aus der Begeisterung, welche dem Apoll als Sänger eigen ist, läßt sich die Gabe der Weissagung leicht herleiten. Der Sänger erhebt sich in dem höheren Aufschwunge seines aufgeregten Gemüthes über die engen Grenzen der Gegenwart; er sieht künftige Begebenheiten und Schicksale als gegenwärtig vor seinen Blicken, und sucht sie in Worten auszusprechen. Apoll als Vorsteher der Sänger ist daher auch zugleich Vorsteher der Wahrsager; er ist es der sie mit der Gabe, künftige Dinge vorherzusehen, ausrüstet. [1])

Von der prophetischen Gabe, der hellen Einsicht hat er wahrscheinlich den Beinamen *φοῖβος*, der Erleuchtete, Helle, Wahrsagende. [2]) Diese Bedeutung findet sich auch in dem Zeitworte *φοιβάζω*, wahrsagen, welches bei spätern Schriftstellern vorkommt.

Ob Homer den Apoll schon als Arzt, oder als den Gott der Heilkunde gekannt habe, ist zweifelhaft, da *Παιήων* oder *Παιάν* in einigen Stellen ein vom Apoll verschiedener Arzt ist, [3]) welcher sich heilender Kräuter, gleich menschlichen Aerzten, bedient. Doch der Gebrauch von Heilkräutern allein erweiset die Verschiedenheit des Apoll und Päeon nicht hinreichend. Bestimmter bezeugen es Eustathius und die Scholien nach einem Bruchstücke des Hesiodus zu Od. IV, 232, wo Päeon den Apoll als Arzt übertreffen soll. Darnach müßte man also Apoll und Päeon für zwei verschiedene Götter halten. Wenn man dagegen bedenkt, daß Apoll mit seinen Pfeilen den leidenden Menschen durch einen schnellen Tod aus seinem Elende befreiet, so liegt der Begriff eines heilenden Gottes sehr nahe.

Als den Gott, welcher Schmerzen stillet und dem Schwachen neue Kräfte verleihet, ruft Glaukus ihn an, als er verwundet ist,

---

[1]) Il. I, 72.

[2]) Andere beziehen *φοῖβος* auf die strahlende Jugendschönheit des Gottes.

[3]) Il. V, 401. 899.

und er dem Sarpedon zu Hülfe eilen will.[1] Apoll erhört das Gebet desselben, und wischt mit eigener Hand das Blut von der Wunde.

Dazu kommt ferner noch, daß Homer schon Päanen erwähnt, welche zur Ehre des Gottes Apoll gesungen werden.[2] Der Begriff eines Unglück abwehrenden Gesanges liegt dem Gotte der Heilung, dem *Παιήων*, so nahe, daß man nicht mit Unrecht annehmen darf, Homer habe den Apoll schon als Arzt gekannt, und den Namen des Päeon auf ihn übertragen, wenn auch ursprünglich Päeon und Apoll zwei verschiedene Gottheiten waren.

Von der Vorstellung, den Apoll als Sonnengott zu denken, findet sich in den Werken des Homer noch keine Spur.

Apoll war treuer Schutzgott der Trojaner; er wurde in Troja und außerdem in vielen Städten an der Küste von Asien verehrt. Wenn die trojanischen Helden in Noth sind, so steht Apoll ihnen als Helfer zur Seite; werden sie muthlos, so ermuntert er sie.[3] Als sie in das Lager der Griechen eindringen wollen, wirft er die von diesen aufgeführte Mauer mit großer Leichtigkeit um.[4] Den Patroklus, welcher die Mauer von Troja stürmen will, hält er zurück.[5]

Unter seinen früheren Schicksalen ist seine Verbannung durch Zeus merkwürdig, während welcher er die Rinder auf dem Ida hütete,[6] und auch dem Laomedon mit dem Neptun eine Zeitlang diente, ohne den ihm versprochenen Lohn zu bekommen.[7]

Verehret wurde er an verschiedenen Orten in Asien. Daher heißt er *Λυκηγενής*, der in Lycien Geborne,[8] als welchen Pan=

---

1) Jl. XVI, 514. 2) Jl. I, 473. 3) Jl. IV, 509.
4) Jl. XV, 361. 5) Jl. XVI, 707. 6) Jl. XXI, 448.
7) Jl. XXI, 457.
8) Andere leiten es von *λύκη*, Licht, ab, also der Lichtgeborne, entweder gleich mit *φοῖβος*, oder als Anspielung auf die früh aufgehende Sonne. Cf. Heyne ad Jl. lib. IV, 101.

darus ihn am passendsten anruft. Er schützt Chryse, Cilla und Tenedos,[1]) in welchen Städten er auch verehrt wurde. Auch erwähnt Homer seines nachher so berühmten Orakels zu Delphi.[2])

Seltener vorkommende Beinamen des Appoll sind Σμινθεύς, χρυσάορος und ἤϊος. Die Ableitung des Aristarch von Sminthe oder Sminthus, einer Stadt in Troas, verdient einen Vorzug vor der von σμίνθος, Maus. Nach letzterer wäre er der Gott, der die Feldmäuse abwehrt, oder gar der Wahrsagende, weil die Maus, wie einige andere Thiere, Ahnungen der Zukunft haben soll.

Χρυσάορος[3]) bezieht sich auf seine Rüstung. Man übersetzt es gewöhnlich: „Mit goldenem Schwerte." Wenn aber ἄορ nicht bloß Schwert, sondern jedes Geräth, das man bei sich trägt, bezeichnet, so kann es auch auf den goldenen Bogen, die Pfeile, oder den Gürtel bezogen werden.

Ἤϊος[4]) oder ἰήϊος ist nach Aristarch von der Eigenschaft, die Apoll als Bogenschütze hat, zu erklären. Die Ableitung soll von ἱέναι seyn. Andere, es von ἰάομαι ableitend, übersetzen heilend, oder von ἰή, der Gott, welchen man wehklagend anruft.

Daß er als Gott des Krieges und der Waffenthaten nicht ohne Schild seyn durfte, versteht sich von selbst. Daher giebt ihm Zeus, als er die Griechen zurück treiben soll, die Aigide, αἰγίδα θυσσανόεσσαν.[5])

Ἄρτεμις. Diana.

Sie war die Tochter des Zeus und der Latona, Schwester des Apoll, geboren auf der Insel Ortygia, oder Delos.[6]) Sie erscheint als das Symbol der unbefleckten Jungfrauschaft, welche

---

[1]) Jl I, 38. [2]) Od. VIII, 80. u. Jl. IX, 405.
[3]) Jl. V, 509. u. Jl. XV, 256. [4]) Jl. XV, 365.
[5]) Jl. XV, 229. [6]) Eust. zu Od. V, 123.

die weibliche Natur verleugnend, in ihren Neigungen und Beschäftigungen einen männlichen Sinn verräth. Ihrer Keuschheit wegen heißt sie ἁγνή. [1]) Ihr Lieblingsgeschäft ist die Jagd, von welcher sie eine Menge von Beinamen erhalten hat, ἰοχέαιρα, die sich an Pfeilen ergötzet, χρυσηλάκατος, goldene Pfeile führend, κελαδεινή, die lärmende, wegen der geräuschvollen Aufzüge der Jagd, εὔσκοπος, die gut zielende.

Das Beiwort golden, welches von ihren Pfeilen gebraucht wird, wird ihr auch in manchen Zusammensetzungen beigelegt, z. B. χρυσόθρονος, [2]) auf goldenem Throne sitzend, χρυσήνιος, [3]) goldene Zügel führend.

Ihr Aufenthalt ist gewöhnlich auf Bergen und in Wäldern, wo sie, umgeben von Nymphen, welche sie alle durch ihren majestätischen Wuchs übertrifft, [4]) die wilden Thiere mit ihren Pfeilen erlegt. Doch so wie Apoll die Männer durch einen schnellen Tod hinwegrafft, so tödtet Artemis auch Weiber mit ihren Pfeilen. Juno nennt sie schimpfend eine Löwin der Weiber. [5]) Der schnelle Tod war für Leidende eine ersehnte Erlösung, daher pflegen Unglückliche um diesen für sie sanften Tod zu bitten, z. B. die Penelope. [6]) Der plötzliche Tod der Mutter der Andromache wird den Pfeilen der Artemis zugeschrieben. [7])

Bei späteren Dichtern, wo Apoll die Sonne vorstellt, ist Artemis der Mond, σελήνη, und als solche zugleich Geburtshelferin, Εἰλείθυια, wegen des Einflusses desselben auf die Natur und auf das weibliche Geschlecht.

Bei Homer sind diese Gottheiten noch verschieden. Er nennt die μογοστόκαι Εἰλείθυιαι, Töchter der Juno, [8]) als die

---

[1]) Od. V, 123. [2]) eodem. [3]) Jl. VI, 205.
[4]) Od. VI, 107. [5]) Jl. XXI, 481.
[6]) Od. XVIII, 201. u. XX, 61. [7]) Jl. XIX, 60.
[8]) Jl. XI, 270.

Göttinnen der Ehe, ohne sie näher zu beschreiben, als daß sie die Geburt lenken, und bittere Pfeile schicken. Mit diesen Pfeilen vergleicht der Dichter die Schmerzen der verwundeten Hand des Agamemnon. [1]) *Μογοστόκοι* heißen sie, weil sie unter heftigen Schmerzen gebären lassen.

Artemis zeigt sich überall als Schutzgöttin der Trojaner, was Juno ihr sehr übel nimmt. Sie nennt sie wegen der Frechheit, sich ihr zu widersetzen, *κύον ἀδδεές*. [2])

Παλλὰς Ἀθήνη. Minerva.

Minerva, die Tochter des Zeus, *κούρη Διὸς αἰγιόχοιο* und *Διὸς τέκος*, die aus dem Gehirn des Zeus Geborne, *Τριτογένεια*, von *τριτώ*, Kopf, wenn nicht die Ableitung, an den Ufern des Flusses Triton Geborne, vorzuziehen ist. [3]) Sie ist die Göttin der Ueberlegung, des weisen Nachdenkens, der höheren Kultur durch Wissenschaft, so wie überhaupt aller derjenigen Fertigkeiten und Künste, welche der Mensch der höheren Kultur verdankt. Wegen des reinen, ernsten und unbefleckten Sinnes, welcher die Brust dessen durchdringen muß, der sich solchen Künsten widmen will, dachte man sie als keusche Jungfrau von einem ernsten und männlichen Sinne. Von der Artemis ist sie wesentlich verschieden. Jene giebt sich den Belustigungen der Jagd hin, weil ihr die zarteren Gefühle des weiblichen Gemüthes fremd sind; Athene hat einen zu ernsten Sinn, ihr Geist wird mit zu wichtigen Gegenständen beschäftiget, als daß sie sich der Liebe und den Empfindungen und Gefühlen, welche diese einflößt, hingeben könnte.

Minerva ist die Göttin aller Künste, welche der Mensch durch Unterricht und Lehre erlernet; mit einem Worte, die Göttin aller

---

[1]) Jl. XI, 269. [2]) Jl. XXI, 481.

[3]) Gewöhnlich versteht man den See Triton in Afrika darunter. Da die Verehrung der Göttin früh in Böotien einheimisch war, so ist die Ableitung des Namens von dem dortigen Flusse Triton einfacher.

Dinge, welche wir als die Frucht der geistigen Thätigkeit, des Nachdenkens und der Weisheit verehren. [1]) Daher ist sie die schützende Göttin der Städte, als des Sitzes der höheren Kultur, der Künste und Wissenschaften. Als solche wurde sie so allgemein verehrt, daß die Trojaner in ihrer Noth, obgleich diese Göttin ihnen sonst nicht geneigt war, sich mit Weihgeschenken zu ihr wenden, und sie um ihren Schutz anflehen. [2]) Daher nennt Homer sie auch ἐρυσίπτολις. [3])

Alle Werke und Unternehmungen, zu deren Vollführung kluger Anschlag, Ueberlegung, Besonnenheit und Muth erfordert werden, stehen unter ihrer Obhut und Leitung. Mit ihrer Hülfe bauete Epeus das hölzerne Pferd, durch welches die Griechen Troja eroberten. [4]) Unter ihrem Schutze führte der kluge Ulysses alle seine kühnen und wundervollen Thaten aus. Sie begleitete den Telemach auf allen Wegen, und ging ihm überall mit Rath und That zur Seite. [5]) Täuschungen und Verstellungskunst waren ihr Werk. Sie berührt den alten Ulysses mit einem Stabe, und sogleich tritt er auf in jugendlicher Blüthe und kostbaren Kleidern. [6]) Sie ist die Gönnerin des Achilles, seiner Tapferkeit wegen. Sie verleitet den Hektor, indem sie sich in die Gestalt seines Bruders Deiphobus verwandelt, [7]) gegen Achill zu kämpfen. Sie bringt dem Achill die abgeschossene Lanze zurück, ohne daß Hektor es wahrnimmt. [8])

Ueberhaupt liebt sie das Rüstige, Starke, Ausgezeichnete an Körper und Geist. Daher ist der Krieg, geführt mit Ueberlegung, Gewandheit und Muth, ein Gegenstand ihrer besondern Zuneigung. Sobald sie sich dem Schlachtgetümmel nähern will, vertauscht sie den Anzug des Friedens mit der strahlenden Rüstung. Ihr ge-

---

[1]) Jl. XV, 412. [2]) Jl. VI, 88. [3]) Jl. VI, 305.
[4]) Od. VIII, 493. [5]) Od. III, 378. [6]) Od. XVI, 172 ff.
[7]) Jl. XXII, 227. [8]) Jl. XXII, 276.

wöhnliches Beiwort ist γλαυκῶπις, was von Vielen blauäugig übersetzt wird.

Blau ist nicht die eigentliche Bedeutung des Wortes γλαυκός; es heißt zuerst, leuchtend, glänzend, flammend. Nach Plinius [1]) ist glaucus synonym mit caesius, was das Beiwort von den leuchtenden Augen der Katzen, Löwen und Nachteulen ist. Daher heißt die Nachteule auch γλαύξ. Γλαυκῶπις deutet eine Eigenthümlichkeit des Blickes an, welche der Dichter auch durch δεινὼ ὄσσε bezeichnet, [2]) man kann es glauäugig übersetzen.

Die Art, wie sie sich rüstet, beschreibt der Dichter sehr umständlich, als sie mit Juno thätigen Antheil am Kampfe nehmen will. [3]) Nachdem sie das feine Gewand, das sie mit eigenen Händen verfertigt hat, abgelegt, zieht sie einen Leibrock an. Auf den Kopf setzt sie einen großen goldenen Helm, in die Hand nimmt sie die starke schwere Lanze, und über die Schulter hängt sie ihren Schild, die Aigide. Diesen Schild, dessen der Dichter so häufig Erwähnung thut, müssen wir hier genauer beschreiben.

Die Aigide ist im Homer das Sinnbild eines starken unbezwinglichen Schutzmittels. So wie nämlich der Kriegsheld bei drohenden Angriffen und Gefahren seinen Schild vor sich hält und Sicherheit hinter ihm findet, so wie dies Schutzmittel zugleich, wenn er auf den Feind mit Heftigkeit eindringt, Furcht und Schrecken um ihn her verbreitet, so sollten auch die Götter, die im Kriege auftraten, einen schützenden, Furcht und Schrecken verbreitenden Schild haben. Minerva erscheint fast nie ohne die Aigide; außer ihr führt ihn auch Zeus und Apoll. [4]) Αἰγίς bedeutet zuerst nichts weiter als Ziegenhaut, mit welcher Jupiter, nach der Weise der Heroen, sich bekleiden sollte. Der

---

[1]) Plin. Hist. nat. VIII, 21. [2]) Jl. I, 200.
[3]) Jl. V, 734. [4]) Jl. XXIV, 21. u. Jl. XV, 308.

Begriff eines Brustharnisches vertauschte man allmählig mit dem eines Schildes, welcher aus einem Ziegenfell gemacht seyn sollte. Die ursprüngliche Bedeutung verlor sich zuletzt ganz, und die Aigide war ein Schild von der Art, wie die Helden ihn zu haben pflegten. [1]) Zur Zierde wurde er als mit Trobbeln besetzt gedacht, *θυσσανόεσσα*. Die Abbildungen, welche die Aegide enthielt, hat die Phantasie des Dichters in so kühnen Zügen entworfen, daß es nicht möglich ist, sie in wirklichen Gestalten auszudrücken. Er sagt: [2]) Sie umgaben Schrecken, Streit, Stärke, und eiskalte (schauerliche) Verfolgung. In der Mitte war das furchtbare Haupt der Gorgo, das Schreckensbild des Zeus.

Der Verfertiger derselben war Vulkan. Dieser gab sie dem Zeus zum Schrecken der Männer. [3]) Wegen der rauhen Haare des Ziegenfelles, oder von den sie umgebenden Trobbeln, nennt der Dichter sie *ἀμφιδάσειαν*. [4]) Als Werk eines Gottes war sie unschätzbar, *ἐρίτιμος*, sie alterte nicht, *ἀγήρως*, sie war unsterblich, *ἀθανάτη*. [5]) Die Trobbeln waren golden und schön geflochten; sie hatten einen sehr hohen Werth. Jede dieser hundert Trobbeln sollte hundert Ochsen werth seyn. [6])

Diese Aigide sollte eine solche Festigkeit haben, daß selbst der Blitz des Zeus nichts gegen sie vermogte. [7])

Im Kampfe zeigt Athene stets Ueberlegung, Muth und Standhaftigkeit. Durch diese Eigenschaften ist sie daher dem Mars weit überlegen, der mit wildem Ungestüm auf den Feind eindringt, seine Freude am blutigen Gemetzel findet, und aus Mangel einer vernünftigen Ueberlegung wenig ausrichtet.

---

[1]) Von *ἀΐσσω* ist *αἰγίς* auch Sturmwind. Der Aigisführer Zeus wäre somit auch der stürmende, der mit Donner herabfahrnde. Bei Apoll und Athene paßt diese Bedeutung nicht, bei ihnen ist vielmehr an einen Schild zu denken. Verg. Amalthea v. Böttiger. Th. I.

[2]) Jl. V, 739. [3]) Jl. XV, 310. [4]) Jl. XV, 309.

[5]) Jl. II, 447. [6]) Jl. II, 449. [7]) Jl. XXI, 401.

Da sie die Göttin des besonnenen Kampfes ist, so ist sie es auch, welche reiche Beute des Krieges verleihet, um welche der ungestüme Mars sich nicht bekümmert. Sie heißt ληίτις und ἀγελεία. Als Göttin des Krieges führt sie auch den Beinamen ἀτρυτώνη, die unbesiegliche, die unermüdliche, deren Kraft nie erschöpft wird. Mit weiser Ueberlegung berechnet sie den zu machenden Aufwand der Kräfte; daher reichen diese aus bis an das Ende. Als Erregerin zum muthigen Kampfe wird sie λαοσσόος genannt.

Von einem Orte in Böotien, wo sie früh verehret wurde, Alalkomenä,[1]) hatte sie den Beinamen Ἀλαλκομενηΐς. Andere leiten diese Benennung von ἀλάλκουσα μετὰ μένους, oder von einem Heros Alalkomenus her.

Aus der frühern Geschichte der Athene bemerkt Homer, daß sie dem Herkules bei der Vollführung der ihm vom Eurystheus aufgelegten Arbeiten stets zur Seite gestanden habe, namentlich, daß sie ihm behülflich gewesen sey, den Hund des Hades aus dem Erebus zu holen.[2])

Ἄρης. Mars.

Mars, der Sohn des Zeus und der Here, ist der Gott des wilden Schlachtgetümmels, des ungebändigten Gemetzels, des grausenvollen Blutvergießens. Krieg ist seine einzige Beschäftigung; an ihm hat er seine Lust und Freude. Seinen wilden, ungestümen, blutdürstigen Sinn drückt eine Menge von Beiwörtern aus; er ist ἆτος πολέμοιο, unersättlich nach Krieg, μαινόμενος wüthend, οὖλος verderblich, μιαιφόνος mordbefleckt, βροτολοιγός und ἀνδρειφόντης Menschen verderbend und tödtend, ῥινοτόρος, der die

[1]) Paus. IX, 33. [2]) Jl. VIII, 367.

Schilde durchbohrt, κορυθάϊξ und κορυθαιόλος, der sich schnell mit dem Helme bewegt.[1])

Im Kriege verfolgt Mars weder einen mit Nachdenken angelegten Plan, noch kennt er überlegende Mäßigung; er ist das Symbol des kriegerischen Ungestümes, im Gegensatz gegen die mit weiser Mäßigung, mit Klugheit und Ueberlegung alles berechnende Minerva. Daher nennt der Dichter ihn ἀλλοπρόσαλλος, θοῦρος, ὄβριμος. Dieses Ungestümes wegen ist er seinem Vater verhaßt.[2])

Wegen seines kriegerischen Sinnes hat er auch seinen Wohnsitz unter rohen, grausamen, kriegerischen Völkern, vorzüglich unter den barbarischen Thraziern, von welchen er hervorgeht zu den Phlegyern und Ephyriern.[3]) Noch stärker und kräftiger malt der Dichter diesen Sinn, indem er die in der Schlacht angeregten Gemüthsbewegungen zu Familiengliedern dieses Gottes macht. Ἔρις ist die Schwester,[4]) und Δεῖμος und Φόβος sind die Söhne desselben.[5])

Sein ganzes Betragen giebt Beweise von seinem unüberlegten Ungestüme. Er vergißt sich in seiner ungebändigten Hitze soweit, daß er sich sogar gegen den Willen des Zeus auflehnt. Er will den Askalaphus retten, und sollte er auch, erschlagen vom Blitze des Zeus, unter den Leichnamen liegen.[6]) Fortgerissen von seiner Heftigkeit verleugnet er die Würde eines Gottes in

---

[1]) Man übersetzt κορυθαιόλος, mit buntem Helme von αἰόλος, wegen der Zusammensetzungen αἰολομίτρης, (Jl. V, 707.) αἰολοθώρηξ, (Jl. IV, 489), so wie auch die Wespen αἰόλοι genannt werden. (Jl. XII, 167.) Αἰόλος heißt zuerst beweglich, sich schnell bewegend. Da nun schnelle Bewegung die Gegenstände dem Auge strahlend, schimmernd oder bunt erscheinen läßt, so hat αἰόλος auch diese Bedeutungen erhalten. Man wird aus der jedesmaligen Zusammensetzung leicht einsehen, welche Bedeutung die passende sey.

[2]) Jl. V, 890. [3]) Jl. XIII, 301. [4]) Jl. IV, 440.

[5]) Jl. XIII, 299. [6]) Jl. XV, 117.

einem hohen Grade. Als Diomed ihn durch Hülfe der Pallas verwundet, schreit er laut wie neun bis zehn tausend Mann. [1]) Wehklagend eilt er zum Olymp, um seine Beschwerde beim Zeus anzubringen. [2])

Das Ungeheure, Furchtbare, die ungebändigte übermenschliche Kraft sucht der Dichter in Bildern, welche eine ungemessene Größe in allgemeinen Umrissen ausdrücken, darzustellen. Dahin gehört sein Schreien wie zehn tausend Mann, oder wenn er, zu Boden gestreckt durch einen Steinwurf der Athene, mit seinem Körper einen Raum von sieben Plethern einnimmt.

Außer den oben genannten hat Mars die Beinamen: *Ἐνυάλιος*, der kriegerische, von der *Ἐνυώ*, einer alten Kriegsgöttin, *ταλαύρινος*, der mit dem Schilde ausdauert, oder standhaft Widerstand leistet; *τειχεσιπλήτης*, der die Mauern niederwirft; *ἀΐδηλος*, [3]) der unsichtbare, unsichtbar machende, verwüstende.

Unter den früheren Schicksalen des Mars ist die Gefangenschaft, in welcher Otus und Ephialtes ihn dreizehn Monate hielten, merkwürdig. Merkur errettete ihn vom Verderben. [4])

Ἥφαιστος. Vulkan.

Vulkan, der Gott des Feuers, und als solcher zugleich der Gott der Kunst im Metall zu arbeiten, welche nur durch Hülfe des Feuers geübt werden kann, ist der Sohn des Zeus und der Juno. [5]) Als ausgezeichneter Künstler mußte der höchste der Götter, von welchem alles Ausgezeichnete, Schöne und Vortref-

---

1) Jl. V, 860. 2) Jl. V, 871. 3) Od. VIII, 309.

4) Jl. V, 385. ff. In der kr. Bibl. Jahrg. 1828. № 2. werden die Aloiden als Männer der Tenne in Beziehung auf den Ackerbau gedeutet. Ares soll ein Eber seyn, welcher ein Feind der Segnungen des Ackerbaues ist. Dadurch erhält dieser Mythus von der Gefangenschaft des Ares eine sehr einfache Deutung.

5) Od. VIII, 312.

liche kam, sein Vater seyn. Als Bruder steht er der geistreichen Athene sehr nahe, mit dem Unterschiede, daß Vulkan seine Größe als Künstler mehr in einer mühsamen, anhaltenden Fleiß und sauren Schweiß kostenden Ausarbeitung von Kunstwerken zeiget. Er und Minerva sind die Lehrer alles dessen, was das Kunstgebiet des homerischen Zeitalters umfaßt. [1]) Seine körperliche Gestalt entspricht ganz der Beschaffenheit eines anhaltend stehend und mit Anstrengung arbeitenden Metallarbeiters; er ist ἠπεδανός und χωλός, schwach auf den Füßen und lahm. Dieselbe Gebrechlichkeit bezeichnen die Beinamen, κυλλοποδίων, der krumme Füße hat, und ἀμφιγυήεις, an beiden Seiten hinkend, oder überhaupt schwach auf den Beinen.

Schon in seiner Kindheit wurde er vom Himmel auf die Erde geschleudert, doch war dieser Fall nicht die Ursache seiner schwachen Füße. Mit diesem war er geboren, [2]) und seine Mutter warf ihn, weil er lahm war, in das Meer. [3]) Hier wurde er von zwei Meergöttinnen, der Thetis und Eurynome, sehr freundlich aufgenommen und neun Jahre bewirthet. Während dieser Zeit war er stets emsig beschäftiget kostbare Metallarbeiten zu verfertigen.

Dasselbe Schicksal, vom Himmel geworfen zu werden, erlebte er nachher noch wieder, indem er, um der Juno zu helfen, den Zorn des Zeus gegen sich gereizt hatte. Die Zeit des Falles dauerte einen ganzen Tag. Auf der Insel Lemnos erreichte er die Erde, wo die Sintier ihn gastfreundlich aufnahmen. [4])

Der Grund dieser Sage ist nicht schwer aufzufinden. Die Kunst ist eine Gabe des Himmels; nach dem Glauben der Alten mußte sie von den Göttern kommen. Doch nicht in himmlischer Vollendung sollte sie sich den Sterblichen zeigen. Der vielen

[1]) Od. VI, 233. [2]) Od. VIII, 312. [3]) Jl. XVIII, 396 u. 397.
[4]) Jl. I, 590 ff.

Schwierigkeiten, Anstrengungen und Mühseligkeiten wegen, welche mit ihr verknüpft sind, mußte man glauben, des Zeus Gabe sey im Zorn zur Erde geschickt.

Seltsam muß es auf den ersten Blick erscheinen, daß der Dichter diesem gebrechlichen Gotte, die schönste der Weiber, die Charis, [1]) oder Aphrodite [2]) zur Ehefrau gab. Die Verbindung liegt sehr nahe. Die größte Geschicklichkeit und Fertigkeit eines Künstlers ist nichts ohne Geschmack. Die Göttin der Anmuth mußte den Arbeiten Ausdruck und Schönheit verleihen. Diese Idee schwebte dem Dichter vor, und daraus erklärt es sich hinreichend, wie er in der Iliade die Charis, und in der Odyssee die Aphrodite zur Gattin des Vulkan machen kann. Es ist nicht die Sache des Dichters uns über Thatsachen, gleich dem Geschichtschreiber, Bericht abzustatten; er besingt eine Götterwelt in dem Gewande, in welchem seine Phantasie sie ihm darstellt.

Aus dem lebhaften Sinne, welchen Vulkan für die Kunst hat, läßt sich leicht schließen, daß sein Charakter sanft, freundlich, gefällig und friedlich seyn muß, was auch durch manche Züge bestätiget wird. Wie räth er nicht zum Frieden und zum willigen Gehorsam gegen Zeus, als Juno unwillig ist über das Verfahren ihres Gemahls. [3]) Um sie zur Fröhlichkeit zu stimmen, reicht er ihr einen mit Wein gefüllten Becher. Denselben Dienst verrichtet er darauf auch bei den übrigen Göttern, welche in ein lautes Gelächter ausbrechen über die geschäftige Emsigkeit des Gottes. [4]) Aus diesem Lachen sieht man, daß Vulkan nicht der gewöhnliche Mundschenk des Olympus war. Das Außerordentliche machte Aufsehen.

Nicht weniger gefällig, dienstfertig und dankbar zeigte er sich gegen Thetis, als diese ihn besuchte, um eine neue Waffenrüstung für ihren Sohn Achill zu bestellen. Als die Gattin ihn

---

[1]) Jl. XVIII, 383. [2]) Od. VIII, 267.
[3]) Jl. I, 573. [4]) Jl. I, 596. ff.

ins Gemach ruft, erhebt er sich hinkend von dem Ambosse, legt den Blasebalg vom Feuer und die Geräthschaften in einen silbernen Kasten. Darauf wäscht er sich Gesicht, Hände, Nacken und Brust, zieht einen Rock an, nimmt einen Stab in die Hand und geht hinkend fort, sich stemmend auf ein Paar aus Gold verfertigte, höchst wunderbare Mädchen. Mit dem freundlichsten Gruße redet er dann die Göttin an, [1]) verspricht bereitwillig, warum sie bittet, und macht sich sogleich an das Werk.

Der Dichter beschreibt uns auch den ganzen Hergang seiner Arbeit vom ersten Anfange bis zur gänzlichen Vollendung des Werkes. [2]) Er wirft nämlich Kupfer, Zinn, Gold und Silber in das Feuer, legt es von dort auf den Amboß, und nachdem er Hammer und Zange in die Hand genommen, verfertigt er ohne Unterbrechung jenes Wunderwerk, welches die Erde, mit allem was darauf ist, enthält.

Daß Homer nicht an einen wirklich vorhandenen Schild gedacht habe, haben wir schon oben gezeigt, denn die bildende Kunst kann nur das Nebeneinander darstellen. Ein Beweis für diese Ansicht liegt auch in der in so allgemeinen und unbestimmten Zügen abgefaßten Beschreibung der Art, wie Vulkan arbeitet.

Auf der Erde hat Vulkan seinen Wohnsitz gewöhnlich auf der Insel Lemnos, zu welcher Vorstellung ein dort vorhandener Feuer speiender Berg Veranlassung gab. Ueberhaupt wurden Feuer speiende Berge späterhin als Werkstätten des Gottes angesehen, z. B. der Aetna, die lipareischen Inseln u. a. m. Doch auch auf dem Olymp hatte er seinen Wohnsitz; sein Haus war fest und unzerstörbar. [3])

Die berühmtesten Kunstwerke des Vulkan sind: 1) Die Rüstung des Achill und vorzüglich der Schild. [4]) 2) Die Diene-

---

[1]) Il. XVIII, 410. ff.
[2]) Il. XVIII, 468. ff.
[3]) Il. XVIII, 370.
[4]) Il. XVIII, 478. ff.

rinnen, oder Knechte, deren er sich beim Gehen bediente. [1]) 3) Zwanzig Tripoden auf Rädern, eine Verzierung der Wände in einem prachtvollen Hause. [2]) 4) Zwei goldene und silberne Hunde, welche das Haus des Alkinous bewachten. [3]) 5) Das Netz, in welchem Mars und Venus gefangen wurden. [4]) Mit Recht verdiente dieser Gott den Namen *κλυτοτέχνης*, durch Kunst berühmt.

Ἀφροδίτη. Venus.

Die Göttin des Lieblichen, Schönen, Anmuthigen und des durch seine Reize Fesselnden; die Göttin der physischen Liebe, und aller Verbindungen und Vereine, welche durch Liebe und die sanften Gefühle der Liebe geschlossen werden; die Göttin der Ehe, [5]) welche als solche zugleich die Geburt und Erziehung der Kinder unter ihrer Aufsicht hat, [6]) ist Venus.

Ihr Körper mußte mit allem ausgestattet seyn, was das Weib liebenswürdig und reizend macht; der Dichter sagt: [7]) „Ihr Nacken ist lieblich, ihr Auge strahlend, ihr Busen Verlangen erweckend." Ihren Blick nennt er freundlich, sanft, lächelnd; sie ist *φιλομμειδής, γλυκυμείλιχος*. Auch ihr Kleid hat Anmuth; daher ist es von den Grazien gemacht, [8]) und es duftet von Wohlgerüchen. Mit einem Worte, ihr ganzes Wesen ist der Ausdruck der Liebe, des Verlangens und der Sehnsucht; sie ist die Urheberin dieser Gefühle und Gemüthsbewegungen bei den Menschen, selbst bei den Göttern. [9])

Ueberaus schön und sinnreich ist das Bild, unter welchem Homer die Venus als die Geberin der Liebe und Anmuth darstellt. Wen sie ihrer Gaben theilhaftig machen will, dem giebt

---

[1]) Jl. XVIII, 417. [2]) Jl. XVIII, 373. [3]) Od. VII, 91.
[4]) Od. VIII, 274. [5]) Jl. V, 429. [6]) Od. XX, 74 u. 68.
[7]) Jl. III, 396. [8]) Jl. V, 338. [9]) Jl. XIV, 198.

sie ihren Zaubergürtel. [1]) Dieser Gürtel besitzt alles, wodurch die Liebe ihre Zauberkraft äußert; er ist ausgestattet mit Liebe, Verlangen, vertraulichem Gespräche, — lenes susurri des Horaz — und mit Ueberredung, welche selbst den Vernünftigen hinreißt. [2])

Homer nennt sie die Tochter des Zeus und der Dione, einer Tochter des Okeanus. [3]) Spätere Dichter machten sie geradezu zu einer Tochter des Meeres, welchen Ursprung schon ihre ältesten Namen, Ἀφροδίτη, ἀφρογένεια, ἀναδυομένη, bezeichnen.

Die Idee, daß die Göttin der Liebe aus dem Meere oder dem Schaume desselben hervorgegangen seyn soll, erscheint auf den ersten Blick unnatürlich. Der grausame wilde Mars möchte eher für einen Sohn des ungestümen Meeres gehalten werden. Der Ursprung dieses Glaubens läßt sich jedoch aus kosmogonischen Ansichten des frühen Alterthumes herleiten. Der Gegensatz gegen das Harte, Feste, Trockene und Starre, ist das Nasse, Feuchte, Erweichende, Belebende und Befruchtende. Daher ist das Feuchte das Symbol der befruchtenden Kraft in der Natur. So erklärt es sich, wie die Göttin der befruchtenden Liebe als aus dem Meere, der großen Vorrathskammer alles Feuchten, entstanden gedacht werden konnte.

In den trojanischen Begebenheiten ist Venus oft thätig. Sie hat die Veranlassung zu dem Kriege gegeben, weil sie dem Paris die schöne Helena zum Lohne versprochen für den ihr zuerkannten Apfel der Schönheit. Daher ist sie sorgsame Schutzgöttin der Trojaner. Sie eilt den Helden derselben zu Hülfe, und wendet drohende Gefahren von ihnen ab. Ihre Fürsorge für dies Volk hatte jedoch noch einen nähern Grund. Aeneas war ihr Sohn; sie hatte ihn mit dem Anchises, als dieser seine Heerden auf dem Berge Ida weidete, gezeuget. [4])

---

[1]) Il. XIV, 220. [2]) Il. XIV, 215 — 17.
[3]) Il. V, 370. [4]) Il. II, 820 und V, 313.

Diese Fürsorge für Aeneas verleitete sie sogar sich in das Getümmel des Krieges zu wagen, was Zeus ihr mit verhöhnenden Worten vorwirft. [1]) Als sie den Aeneas retten will, erhält sie eine Wunde an der Hand. Auf dem Wagen des Mars eilt sie zum Olymp, um sich bei Jupiter über diesen Frevel zu beklagen. [2])

Bei allen Reizen und Liebenswürdigkeiten erscheint sie doch nicht als liebenswürdige Gattin. Dem rüstigen Mars ist sie mehr zugethan, als ihrem hinkenden Vulkan, durch dessen List und Kunstfertigkeit sie auf die beschimpfendste Weise ertappt wurde. [3])

Ἑρμῆς. Merkur.

Merkur ist eine der ältesten Gottheiten des Orients. Obgleich er den Griechen schon im homerischen Zeitalter bekannt war, so kann er doch nicht für eine echte National-Gottheit derselben gehalten werden, denn er erscheint in Beziehungen zu den Menschen, die nur bei Handel treibenden Völkern gefunden werden. Er ist der Gott des Verkehrs, der Völkervereinigung, des Handels, der Gewerbe und des durch Handel, Künste und glückliche Ereignisse erworbenen Gewinnes. Als Symbol der Völkervereinigung war er zugleich Erfinder und Lehrer der Sprache, als des nothwendigen Mittels der gegenseitigen Mittheilung und des Umganges. Da die Phönizier zuerst durch Handel und Schiffahrt unter den Völkern des Orients berühmt wurden, so haben gewiß diejenigen nicht Unrecht, welche den Merkur für eine National-Gottheit derselben, für den Kasmilus, halten.

In den homerischen Gesängen hat er bei den Göttern den Dienst des Bothen, doch nicht sosehr um einfache Aufträge,

---

[1]) Jl. V, 429. [2]) Jl. V, 359. ff. [3]) Od. VIII, 276. ff.

Rathschläge und Warnungen zu überbringen, sondern vielmehr in solchen Fällen, wo ein Aufseher, Besorger, Vermittler und Friedensstifter nöthig ist. Den Dienst eines gewöhnlichen Bothen versieht in der Iliade stets die Iris. Homer nennt den Hermes gewöhnlich διάκτορος [1]) Ἀργειφόντης, den Bothen, welcher den Argus, den Wächter der Io, tödtete. Der griechische Hermes ist ein Sohn des Zeus und der Plejade Mája. Dem alten Priamus erscheint er in der Gestalt eines blühenden Jünglinges von vornehmer Herkunft; er sagt, [2]) κούρῳ αἰσυμνητῆρι ἐοικὼς. Die Abzeichen, welche der Dichter ihm beilegt, sind: die Schwungsohlen, καλὰ πέδιλα. Diese sind unsterblich, golden, und tragen ihn, gleich dem Hauche des Windes über Länder und Meere. [3]) Ferner ein Stab, ῥάβδος, mit welchem er Schlaf giebt und nimmt, wie er will. [4]) Wegen dieses Stabes hat er den Beinamen, χρυσόῤῥαπις. Von den Emblemen dieses Stabes, von dem Knoten, dem Symbol des Handels, und den Schlangen, welche um den Stab geschlungen, die Köpfe gegen einander wenden, dem Symbol der Unterhandlung, sagt Homer noch nichts.

Unter den Menschen ist Hermes der Gott des Segens, des Gedeihens und des durch Handel erworbenen Wohlstandes. Er giebt allen Werken der Menschen Annehmlichkeit und Ruhm. [5]) Dieselbe Bedeutung hat das Beiwort ἐριούνιος, der sehr nützende, so wie auch σῶκος, so viel als σόοικος, der das Haus rettet und erhält. Manche übersetzen σῶκος, stark, kräftig, indem sie es von σωκέω ich habe Kraft,

---

[1]) Die Ableitung ist gewöhnlich von διάγω. Buttmann im lexilogus hält das Wort für gleich mit διάκονος, indem es ein Verbalsubstantiv seyn soll, von διάκω, διήκω, διώκω, wovon διάκονος ursprüngliches Partizip sey.

[2]) Jl. XXIV, 347.

[3]) Od. V, 45. 46.

[4]) Od. V, 47. 48. Jl. XXIV, 445.

[5]) Od. XV, 320 und Jl. XIV, 491.

herleiten, und es gleichbedeutend halten mit κρατύς, welches gleichfalls ein Epitheton dieses Gottes ist. [1])

Seiner Klugheit, Umsicht und Verschlagenheit wegen heißt er, ἔΰσκοπος. [2]) Außerdem nennt ihn Homer ἀκάκητα, was sehr verschieden erklärt wird. Einige halten es für gleichbedeutend mit κυλλήνιος, von dem Berge Kyllene in Arkadien, wo er früh verehrt wurde, indem sie es herleiten von Ἄκακος, einem Berge, oder einem Helden in Arkadien. [3]) Ἀκακήτης soll so viel seyn als Ἀκακήσιος. Einfacher ist die Ableitung von ἀκάκης, [4]) der Keinem schadet, sondern im Gegentheil Allen nützt, welches Beiwort den Segen des Handels und der Gewerbe bezeichnet, und daher synonym mit ἐριούνιος ist. Es kömmt nur in zwei Stellen vor. [5])

Als dem Gotte, der Schlaf, und mit demselben die Träume giebt, pflegten die Griechen des Abends vor dem zu Bette Gehen ihm eine Libation zu bringen. [6])

Ἶρις. Iris.

Da die Iris in ihren Verrichtungen dem Merkur sehr nahe verwandt ist, so mag sie hier gleich nach diesem folgen, wenn gleich sie nur eine Gottheit von niederem Range ist. In den früheren Gesängen der Ilias erscheint sie als die einzige Bothschafterin der Götter; nicht bloß für die Juno, sondern auch für Zeus, [7]) und sogar für Achill. [8]) Wenn sie sich den Menschen zeigen will, so pflegt sie gewöhnlich eine veränderte Gestalt anzunehmen, z. B. des Polites [9]) und der Laodike. [10])

---

[1]) Od. V, 148. [2]) Jl. XXIV, 24 u. Od. VII, 137.
[3]) Paus. VIII, 36. [4]) Vgl. Schneider Lex.
[5]) Jl. XVI, 185 u. Od. XXIV, 24. [6]) Od. VII, 137.
[7]) Jl. II, 786 und XV, 55. [8]) Jl. XXIII, 199.
[9]) Jl. II, 791. [10]) Jl. III, 124.

Ihre Wege legt sie mit großer Schnelligkeit zurück. Der Dichter vergleicht ihren schnellen Flug mit dem Fallen des Schnees oder Hagels. [1]) Auf ihre Schnelligkeit deuten auch die von ihr gebrauchten Beiwörter, ἀελλόπος oder ἀελλόπους, schnellfüßig wie der Sturmwind, χρυσόπτερος, mit goldenen Flügeln, ποδήνεμος ὠκέα, wind=schnell.

Bei spätern Dichtern ist die Iris die Göttin des Regen=bogens, eine Vorstellung, die den Alten sehr nahe lag, wenn sie sahen, wie sich der Regenbogen vom Gewölbe des Himmels zur Erde herabläßt, als ob er den Menschen eine Bothschaft von den Göttern bringen soll. In den Gesängen des Homer findet sich keine Spur von einer Beziehung der Iris zum Regen=bogen.

Διόνυσος. Bacchus.

Es ist hier nicht der Ort in eine Untersuchung der neuern Symboliker über den Ursprung des Bacchus=Dienstes, welcher sich von Indien aus über die drei Welttheile des Alterthumes verbrei=tet haben soll, einzugehen. Hier genüget es darzulegen, was Homer vom Dionysus weiß, und wie er ihn uns darstellt.

Er nennt ihn den Sohn des Zeus und der Semele. Als Gott des Weines ist er zugleich der Geber der Freude, χάρμα βροτοῖσιν. [2])

Die Vorstellung, daß Dionysus, als Gott des Weinbaues, welcher schon als eine Annäherung zur Kultur angesehen werden kann, auch zugleich der Beförderer bürgerlicher Verhältnisse und verfeinerter Sitten sey, deren Ausbreitung durch große Züge dieses Gottes angedeutet wird, findet sich bei Homer noch nicht. Doch kennt der Dichter die thrazischen Dionysus=Feste, und die schwär=

---

[1]) Jl. XV, 172. [2]) Jl. XIV, 325.

merische Wuth der Bacchantinnen. Diomed will nicht mit dem Glaukus kämpfen, wofern er ein Gott sey, weil die Götter eine solche Frechheit schwer bestrafen. Das fühlte, sagt er, der thrazische Lykurgus, welcher einst die Bacchantinnen auf dem Berge Nysa beunruhigte, welche auf der Flucht ihre Thyrsusstäbe, *θύσθλα*, von sich warfen. Dionysus nahm seine Zuflucht zur Thetis unter die Wogen des Meeres. [1])

Als in der spätern Mythologie der Griechen sehr bedeutungsvolle Gottheiten würden jetzt Demeter, Kybele oder Rhea, und Vesta folgen müssen. Da sie aber in den Gesängen des Homer nur selten genannt werden, [2]) und überhaupt keine Rolle von Erheblichkeit spielen, so wird es genug seyn, ihre Namen hier angeführt zu haben. Bei weiten wichtiger ist

Θέτις. Thetis.

Thetis, die Tochter des Nereus, und als solche selbst eine Meergöttin mit vielen Schwestern, den Nereiden, [3]) war die Gemahlin des Peleus und Mutter des Achilles. Die Gemahlin eines Sterblichen wurde sie nicht nach freier Wahl, sondern nach einer Bestimmung des Zeus, worüber sie sich sehr bitter beklagt. [4])

Die Größe und Tapferkeit, welche Homer dem Achill beilegt, überschritten das den gewöhnlichen Menschen zugetheilte Maß; ein solcher Held mußte seinen Ursprung vom Himmel haben. Doch anders ist hier die Vereinigung des Göttlichen mit dem Menschlichen als bei der Kunst. Die Kunst, unter den Sterblichen ein Nachbilden des Ideals, stammt unmittelbar vom Himmel her. Vulkan wird vom Himmel zur Erde geschickt. Achill, aus sterblichen Samen erzeugt, hat durch die göttliche Mutter eine höhere Natur. Aus der Niedrigkeit soll er sich durch Kampf und Mühseligkeiten zu dem Göttlichen emporschwingen.

---

[1]) Jl. VI, 128—136. [2]) Jl. XIV, 326.
[3]) Jl. XVIII, 38—49. [4]) Jl. XVIII, 431.

Für ihren Sohn zeigt Thetis die innigste Theilnahme und zärtlichste Liebe. Sie ist ihm stets nahe; sie eilt ihm beizustehen, sobald er Kummer hat und ihrer Hülfe bedarf. [1]) Sie geht sogar für ihn zum Zeus, um bei diesem auszuwirken, daß die Griechen für die jenem zugefügte Beschimpfung gezüchtiget werden. [2])

Jupiter ist der Thetis sehr gewogen, weil sie sich einst sehr verdient um ihn gemacht hat. Als die Götter nämlich den Zeus fesseln wollen, ruft sie den Briareus und Aegäon, ein Paar Giganten, zur Hülfe herbei, vor welchen jene sich so sehr scheuen, daß sie von ihrem boshaften Vorhaben abstehen. [3])

Als Meergöttin hat sie ihren Sitz bei ihrem alten Vater Nereus in der Tiefe des Meeres, [4]) aus welchem sie, begleitet von den Nereiden, hervorgeht. [5]) Homer giebt ihr einige Male das Beiwort ἁλοσύδνη, [6]) welches sich auf ihre Natur als Meergöttin bezieht, dessen Ableitung jedoch ungewiß ist. Nach der Erklärung der ältern Lexicographen ist ἁλοσύδνη so viel als ἐν ἁλὶ σευομένη, d i e s i c h i n d a s M e e r s t ü r z t, oder es soll eine andere Form seyn von ἁλόσυνος, gleichbedeutend mit ἅλιος, d e m M e e r e g e h ö r i g. Andere leiten dies Beiwort von ὑδνέω, i c h n ä h r e, her, so daß es zusammengesetzt wäre aus ἅλς und ὕδνης. Es würde also zu übersetzen seyn, d i e m e e r e r n ä h r t e. Diese letztere Ableitung verdient der Bedeutung wegen einen Vorzug vor den übrigen.

Wir wenden uns jetzt zu denjenigen Gottheiten, welche die Begriffe eines unabänderlichen Schicksals, eines unvermeidlichen Verhängnisses, des Rechts, der Billigkeit, der Vergeltung und der Strafe bezeichnen.

---

[1]) Jl. I, 357—361. [2]) Jl. I, 502—510. [3]) Jl. I, 397—406. [4]) Jl. I, 358. [5]) Jl. XVIII, 65. 66. [6]) Jl. XX, 207. Od. IV, 404.

Alle diese Gottheiten stellen solche Begriffe dar, welche der Brust des Sterblichen unauslöschlich tief eingepflanzt sind; der Mensch findet sie in sich bestätiget durch ein unmittelbares Gefühl; er kommt auf sie unabänderlich zurück, so oft er die menschliche Handlungsweise zum Gegenstande des Nachdenkens und der für das Wechselnde und Veränderliche allgemein geltende Grundsätze und Regeln aufstellenden Vernunft macht; ja er nimmt ihre Gültigkeit wahr, wenn er den Gang menschlicher Schicksale und die natürlichen Folgen guter und böser Handlungen sorgfältig und aufmerksam beachtet. Das graueste Alterthum zeigt uns, wenn auch nicht klare Entwickelung, doch leise Andeutung und dunkle, tief in der Brust vernommene Ahnung dieser unwandelbaren Begriffe und ewigen Ideen. Doch da sie bei den Griechen der homerischen Zeit noch unentwickelt in der Tiefe des Gemüthes lagen, so wurden sie mehr in allgemeinen Umrissen und einzelnen Zügen angedeutet, als in genau und scharf gezeichneten Bildern dargestellt.

Schicksalsgöttinnen.

Μοῖρα. Αἶσα. Κήρ. Τύχη. Δαίμων.

Wenn man das Verhältniß, in welchen die Schicksalsgöttinnen zu den Göttern überhaupt, und namentlich zu dem obersten Lenker des Weltalls, dem Zeus, stehen, näher in das Auge faßt, so scheint in den Vorstellungen und Begriffen des Dichters eine gewisse Verwirrung zu herrschen. Bald soll die Moira den Gang der Schicksale unabänderlich bestimmen; kein Sterblicher, selbst kein Gott soll irgend eine Abänderung in ihren Bestimmungen hervorzubringen im Stande seyn.[1]) Bald dagegen wird Zeus der alleinige Regierer und Lenker aller Schicksale genannt, er soll dem Menschen bei seiner Geburt Freude und Leid

[1]) Od. III, 236 — 238.

zutheilen, er soll mit seiner Wage Jedem sein Loos zuwägen. [1]) Ferner scheint nach manchen Stellen die Bestimmung der Moira nicht unabänderlich. Häufig kommen Menschen in eine Lage, wo sie ohne Zweifel etwas gegen den Willen des Schicksals erlebt haben würden, wenn nicht ein Gott dazwischen gekommen wäre, und die drohende Gefahr abgewendet hätte. [2]) Ja, was noch mehr ist, Zeus erlaubt sich Eingriffe in den ewigen Gang der Schicksale, [3]) und die übrigen Götter scheinen eine solche Macht auch ohne Bedenken anzuerkennen, obgleich sie es mißbilligen würden, wenn er von seiner Macht Gebrauch machen wollte. [4])

Diese Verwirrungen und diese anscheinenden Widersprüche lassen sich auf folgende Weise heben und in Einklang bringen.

Es giebt, nach den Vorstellungen des Dichters, ein ewig waltendes unabänderliches Schicksal, dem alle Götter, selbst Zeus sich fügen und unterwerfen müssen. Zu solchen Bestimmungen der Moira gehören die allgemeinen Natur- und moralischen Gesetze, die das Loos des Menschen regieren und bestimmen, z. B. die allgemeine Nothwendigkeit des Todes, [5]) die natürlichen Folgen guter und böser Handlungen.

Sobald nun aber diese allgemeinen Naturgesetze das ganze Schicksal des Menschen in allen einzelnen Vorfällen und Auftritten bestimmt und entschieden hätten, so würde die Annahme eines solchen Fatalismus die Regierung und den Einfluß der Götter auf die Weltbegebenheiten und Schicksale der Menschen ausgeschlossen haben. Daher mußten die Göttinnen des Schicksals mit den Göttern, und besonders mit dem Zeus, in nahe Verbindung gesetzt werden. Ohne ihm unterwürfig zu seyn, mußten sie unter dem Einflusse seiner Regierung stehen.

---

[1]) Od. IV, 208. XX, 76. Jl. VIII, 69. ff. XX, 209. ff.
[2]) Jl. II, 155. 156. XVII, 321. ff. Od. V, 436. ff.
[3]) Jl. XII, 402. [4]) Jl. XVI, 443. XXII, 181. [5]) Od. XVII, 326.

Nach den Begriffen des Homer lenkt und regiert Zeus das Veränderliche und Wechselnde in der ganzen Natur, z. B. das Wetter, und in dem Schicksale des Menschen; er kann ihm Freuden und Leiden schicken, er kann die Todesstunde beschleunigen und verzögern. Doch muß er sich den allgemeinen Natur- und moralischen Gesetzen unterwerfen; er kann die Nothwendigkeit des Todes nicht gänzlich aufheben, er muß die natürlichen Folgen guter und böser Handlungen eintreten lassen.

So lange der Zeus der Griechen, als höchster Regent des Weltalls und des Menschengeschlechts, nicht zugleich das Ideal moralischer Vollkommenheit war, so lange mußten neben demselben noch andere Gottheiten zur Bezeichnung dieser Ideen anerkannt werden. Anders gestaltete sich in diesem Punkte der Glaube der Israeliten. Jehovah war zugleich höchster Richter und Vergelter; daher konnten diese nicht an Schicksalsgöttinnen glauben.

Wenn Zeus die Wagschale hält, um die Todesstunde eines Menschen unpartheiisch zu bestimmen, so greift er nicht ein in die ewigen Rathschlüsse der Moira, denn er will damit den Menschen der Nothwendigkeit des Todes nicht entziehen. Er erwägt, ob das Verhängniß der Moira schon eintreten, oder noch verzögert werden soll. Unmöglich konnte die Moira dem Zeus untergeordnet erscheinen, denn wie konnten in diesem Falle die übrigen Götter unwillig werden, sobald jener sich eigenmächtiger Eingriffe erlaubte.

Die häufig bei Homer vorkommende Wendung, „der Mensch würde umgekommen seyn, wofern ihn nicht ein Gott gerettet hätte,“ drückt die Größe der Gefahr und die Nothwendigkeit der Dazwischenkunft eines Gottes aus.

Dies scheint die Ansicht des Dichters von den Schicksalsgöttinnen und ihrem Verhältnisse zum Zeus gewesen zu seyn. Sollte man bestimmte Klarheit in den Vorstellungen desselben vermissen, so ist zu erwägen, daß die Sache ihrer Natur nach so

beschaffen ist, daß leicht Verwechselungen eintreten können. Der Sprachgebrauch unserer Zeit dient zum Beweise. Als Christen halten wir Gott für den einzigen Regierer der Welt und Lenker unseres ganzen Schicksals. Nichtsdestoweniger reden wir von einem unvermeidlichen Schicksale, so wie von Verhängnissen, denen wir nicht entgehen können.

Wir wenden uns jetzt zu den einzelnen Ausdrücken.

Μοῖρα oder *Αἶσα* ist, wie eben gezeigt worden, das ewige, unabänderlich waltende Schicksal, das unverletzbare Naturgesetz. Der Dichter hat diesen Begriff personificirt, ohne jedoch die Gottheit in einer bestimmten Gestalt anschaulich zu machen.

Nicht immer ist *μοῖρα* und *αἶσα* die personifizirte Gottheit; sehr oft bezeichnet Homer mit diesen Ausdrücken, das dem Menschen vom Schicksale zugetheilte Loos, sors; außerdem auch den Theil oder Antheil, z. B. an der Mahlzeit, an der Beute.

Ferner, da die Schicksalsgöttinnen nicht leidenschaftlich handeln, sondern mit unabänderlicher Festigkeit jedem Sterblichen das ihm Gebührende zutheilen, so heißt der Ausdruck, *κατ' αἶσαν* und *αἴσιμος* so viel als gebührend, passend, schicklich, angemessen.

Die *Κῆρες* sind gleichfalls Schicksalsgöttinnen, doch verschieden von der Moira und Aisa. Sie verhängen Verderben, Unglück, besonders gewaltsamen Tod. Daher wird *κήρ* gewöhnlich mit *θάνατος* [1]) und *μόρος* [2]) verbunden. *Μόρος* bezeichnet im Allgemeinen das dem Menschen zugetheilte Loos, mit der Nebenbedeutung von Unglück, und deswegen ist es so viel als Tod, mors.

Τύχη ist überhaupt jeder Zufall, jedes Ereigniß, sowohl das glückliche, als auch das unglückliche. Personifizirt ist die *Τύχη* vorzugsweise Glücksgöttin.

---

[1]) Od. V, 387. XVI, 169. [2]) Od. XVI, 421. IX, 61.

Δαίμων ist nach dem Sprachgebrauche des Homer jedes göttliche Wesen, etwas das in seiner Art ausgezeichnet ist, und das gewöhnliche Maß menschlicher Fähigkeiten und Kräfte überschreitet; [1]) *Δαίμων*, in allgemeinster Bedeutung, ist gleich mit *θεός*. Der Dämon lenkt die Schicksale der Menschen, er schickt Glück und Unglück. [2]) Seines großen Einflusses wegen kann er mit einem Schutzgeiste des Menschen verglichen werden. Er erfüllt mitunter die Wünsche des Menschen; [3]) doch ist er gewöhnlich der Urheber von Mißgeschick und Unglück, weswegen er den Beinamen *στυγερός* führt. [4]) So schickt er Ungeheuer aus dem Meere. [5]) Ferner giebt er dem Menschen Gedanken ein, besonders böse. [6])

Da er den Sterblichen ihr Schicksal zutheilt, so setzt Homer *δαίμων* oft für Loos, Schicksal, also gleichbedeutend mit *μόρος*, *πότμος*, oder für Tod. [7])

Δαιμόνιος, von einem Dämon oder Gotte herrührend, oder ihm eigen, und daher so viel als göttlich, wird von Homer oft bei Anreden gebraucht. Es drückt überhaupt Verehrung und Bewunderung aus; mitunter aber auch Staunen und Entsetzen über eine seltsame unbegreifliche Handlungsweise. In der letztern Bedeutung enthält es einen Tadel, und ist gleichbedeutend mit *σχέτλιος*, heillos, improbus.

Θέμις. Themis.

Themis ist bei Homer Gesetz, das durch ein Gesetz Geordnete und Bestimmte. So wie aber der Dichter alles was dem Menschen wichtig und wohlthätig ist, personificirt, so ist es auch mit der Themis geschehen, ohne eine nähere Be-

---

[1]) Jl. V, 459. [2]) Od. XVI, 64. [3]) Od. XXI, 201.
[4]) Od. V, 396. [5]) Od. V, 421. [6]) Od. IV, 274.
[7]) Jl. VIII, 166.

zeichnung der Persönlichkeit. Themis zeigt sich thätig, sobald etwas nicht durch Gewalt, sondern durch Recht, Billigkeit und vernünftige Berathung durchgeführt werden soll. Sie ist dem Zeus sehr lieb, weil er das Weltall nach Recht und Billigkeit regiert. Sie ist es, welche die Volksversammlungen zusammenberuft, weil diese das Mittel sind, billige Entschlüsse nach vernünftiger Berathung zu fassen. [1]) Wie sehr geachtet sie unter den Göttern war, sieht man aus der großen Aufmerksamkeit, mit welcher Juno sie behandelt. [2])

Ἐριννύες. Furien.

Der Begriff von Vergeltung mußte sich nach der Beschaffenheit der Handlungen und Thaten der Menschen bei einer genaueren Entwickelung verschiedenartig gestalten. Für die moralische Tendenz, welche ganz unverkennbar in dieser Vorstellung des Alterthumes vorherrscht, war eine bestimmtere Gestaltung des Vergeltungsbegriffes von hoher Bedeutung. Das unauslöschliche Gefühl für Recht und Unrecht, was der Brust jedes unverdorbenen Menschen einwohnt, mußte daher schon früh den Glauben an höhere Wesen, welche Schandthaten und gottlosen Frevel unausbleiblich strafen, begründen. Bei Homer sind die Furien diese Rachegöttinnen, von denen er jedoch, bei aller Bestimmtheit des Begriffes, weder Namen noch Zahl und Gestalt, welche sich bei späteren Dichtern finden, angiebt.

Die Erinnyen sind das Symbol der der Uebelthat nach unabänderlichen Gesetzen folgenden Strafe. Sie sind es, welche die geheiligten Rechte des Menschen vor frevelhafter Verletzung schützen. Unter diesen Rechten sind die der Aeltern über ihre Kinder die sich zunächst darbietenden, und sie bedürfen, ihres wichtigen Einflusses wegen, einer recht bündigen Sanktion.

---

[1]) Od. II, 69. Jl. XX, 4. [2]) Jl. XV, 87. 95.

Nach den Vorstellungen des homerischen Zeitalters hat schon Jeder, wer älter an Jahren ist, Vorrechte vor dem Jüngern. Dies bekennet Antilochus dem Menelaus ganz offen. [1]) Daher begleiten die Erinnyen diejenigen, welche älter an Jahren sind, überall, damit diese von den Jüngern keine Kränkung erleiden. [2]) Vorzüglich rächen sie die von den Kindern verletzten Rechte der Aeltern, welche die Furien deswegen auch selbst zur Rache aufrufen. [3])

Außer den genannten Verbrechen bestrafen sie den Mord, nicht allein wenn er an Verwandten verübt ist, sondern auch in andern Fällen; ja sie vollziehen Strafe für jeden gottlosen Frevel z. B. für den Meineid. [4])

Wenn man die Entstehung des Begriffes der Erinnyen weiter verfolgt, so läßt sich die nahe Verbindung, in welcher sie mit den Schicksalsgöttinnen, den Moiren stehen, ohne Schwierigkeit ableiten. In Gemeinschaft mit Zeus und der Moira bestimmen sie den Gang des Schicksals und was dem Menschen in seinem Leben begegnen soll. Daß Agamemnon den Achill beleidigte, war eine Bestimmung der Götter und namentlich auch der Erinnyen. [5]) Als das Pferd Xanthus dem Achill die Zukunft vorherverkündigt, verhindern die Erinnyen, daß es die Zukunft nicht weiter enthüllt, als es nach dem ewigen Verhängnisse geschehen darf. [6])

Weil die Erinnye den Tod und unvorhergesehenes Unglück verhängt, so hat sie den Beinamen ἠεροφοῖτις, [7]) im Dunkeln wandelnd, und steht in naher Verbindung mit dem Hades, der Persephone und der Unterwelt. [8])

---

[1]) Jl. XXIII, 586. ff. Od. III, 45. ff. [2]) Jl. XV, 204.
[3]) Jl. IX, 454. Od. II, 135. Od. XI, 280. [4]) Jl. XIX, 259.
[5]) Jl. XIX, 87. [6]) Jl. XIX, 418.
[7]) Jl. XIX, 87. [8]) Jl. IX, 365. ff.

Ἄτη. Unbesonnenheit. Λιταί. Bitten.

Nach einer Vorstellungsweise, nach welcher jede plötzliche und den Menschen mit Heftigkeit ergreifende Gemüthsbewegung eine unmittelbare Eingebung der Götter war, und nach welcher selbst das, was er in einem solchen Zustande vollbrachte, als eine Bestimmung und ein unvermeidliches Verhängniß des Schicksals angesehen wurde, mußte sogar die ἄτη, die **Unbesonnenheit**, und weil sie schadet, **der Nachtheil und Schaden**, als personifizirtes Wesen dargestellt werden. Homer läßt sie eine wichtige Rolle spielen, indem sie eine große Gewalt ausübt, und Götter und Menschen zu Thorheiten und Unbesonnenheiten verleitet. Wie sie sich bei dem Menschen Eingang verschafft, und wie sie sich mit Leichtigkeit bei ihm einschmeichelt, um ihn zu Verkehrtheiten zu verleiten, hat er auf eine treffende Weise anschaulich gemacht. Sie hat sanfte Füße, mit welchen sie die Erde nicht berührt, sondern über die Köpfe der Menschen dahinschreitet. [1]) Dieses Bild drückt die leichte unvorhergesehene Art aus, wie sie die Menschen umstrickt.

Diese Ate, welche der Dichter eine Tochter des Zeus nennt, [2]) vollzieht die Beschlüsse desselben und der Moira. [3]) Dies behauptet Agamemnon geradezu vor der Versammlung der Griechen, um sein unbesonnenes Betragen gegen den Achill zu entschuldigen. Daß er sich der Ate nicht habe widersetzen können, beweiset er durch das Beispiel des höchsten aller Götter, der selbst von ihr bethöret worden sey. Jupiter, sagt er, schwur einen unvorsichtigen Eid bei der nahe bevorstehenden Geburt des Herkules. Juno wußte diese Uebereilung sehr schlau zu benutzen, um dem Eurystheus die Herrschaft über den Herkules zu sichern. Freilich mußte die Ate den Zorn des Zeus hart büßen. Dieser schleuderte sie

[1]) Jl. XIX, 92. ff. [2]) Jl. XIX, 91.
[3]) Jl. XIX, 87.

vom Himmel zur Erde, indem er ihr die Rückkehr zum Olymp auf immer untersagte. [1])

Da die Menschen, wenn sie unbesonnene Anschläge durchführen wollen, gewöhnlich rasch zum Werke schreiten, so nennt der Dichter die Ate σθεναρή, kräftig oder rüstig, und ἀρτίπος, rasch oder gesund auf den Füßen. [2])

Im Gefolge der Ate erscheinen λιταί, die Bitten. Es sind gleichfalls Töchter des Zeus, welche nach der Beschreibung des Dichters ein höchst seltsames Ansehn haben. Es sind hinkende, runzlichte und schielende Mädchen.

Diese Eigenschaften erscheinen der Natur der Bitten auf den ersten Blick ganz zuwider zu seyn. Man sollte im Gegentheil erwarten, daß die Bitten, wenn sie personifizirt werden sollten, als schmeichelhafte, freundlich blickende Wesen hätten dargestellt werden müssen. Doch wenn man bedenkt, daß die Bitten der Unbesonnenheit folgen, so mußten sie in einer andern Gestalt dargestellt werden. Es sind nicht die Bitten, welche sich mit der frohen Aussicht einer gewünschten Gabe oder Gefälligkeit nähern, sondern es sind reuige und schamvolle Abbitten nach einem begangenen Fehltritte. Wenn man die Bitten in dieser Beziehung nimmt, so konnte der Dichter uns kein treffenderes Bild von ihnen geben. Wir wollen die einzelnen Züge in das Auge fassen.

Kräftig und rasch auf den Füßen nähert sich die Ate dem Menschen, um ihn zu einer Unbesonnenheit zu verleiten. Die That wird vollzogen. Der Mensch kommt hinterher zur Besinnung. Er sieht die Verkehrtheit seines Betragens und das daraus hervorgehende Ungemach. Die Verlegenheit nimmt zu, und so ungern er es auch thut, er muß sich endlich bequemen durch reuige Abbitte die bösen Folgen seiner Unbesonnenheit von sich abzuwenden. Ungern thut er diesen Gang; daher hinkend

---

[1]) Il. XIX. 95 — 130. [2]) Il. IX, 501.

und langsam. Reue und Scham entstellen sein Gesicht, es ist runzlicht; er wagt es nicht die Augen frei aufzuschlagen, er blickt schielend zur Seite. Welch eine treue Schilderung der Natur!

Ἠώς. Morgenröthe. Ἥλιος oder Ἠέλιος. Sonne. Σελήνη. Mond.

Das allmählige Erscheinen des Sonnenlichtes, die regelmäßige Bahn, welche die Sonne täglich am Himmel zurückzulegen scheint, und der der Bahn der Sonne folgende Lauf des Mondes mußte einer Zeit, welche überall in der Natur göttliche Wesen sah, vorzüglich zu dichterischen Einkleidungen geeignet erscheinen.

Ἠώς, die Morgenröthe, ist die Verkünderin des Tages, die Vorbothin der Sonne. Von dem hellen Glanze, mit welchem sie des Morgens im Osten sichtbar wird, heißt sie *χρυσόθρονος*,[1] *εὔθρονος*,[2] *κροκόπεπλος*,[3] mit gelbem oder safranfarbigem Gewande, *ῥοδοδάκτυλος*,[4] rosenfingrig, *ἠριγένεια*,[4] die früh erscheinende. Sie fährt vor der Sonne her und verkündiget Göttern und Menschen das Licht.[5] Der Götter wegen besteigt sie den hohen Olymp, um hier die Ankunft des Tages zu verkünden,[6] wenn nicht Olymp hier für Himmel gesetzt ist. Als Göttin, welche den Sterblichen Licht bringt, heißt sie *φαεσίμβροτος*.

Nach der Fabel war die Morgenröthe die Gemahlin des Tithonus, des Sohnes des Laomedon und Bruders des Priamus. Seiner ausgezeichneten Schönheit wegen wurde Tithonus von der Morgenröthe entführt, und durch das Band der Ehe mit ihr verbunden. Daher die Vorstellung, daß die Morgenröthe, wenn sie am Morgen erscheint, sich von dem Lager des Tithonus erhebe.[7]

---

[1]) Od. XIX, 319. [2]) Od. VI, 48. [3]) Jl. VIII, 1.
[4]) Jl. I, 477. [5]) Od. V, 2. [6]) Jl. II, 48.
[7]) Jl. XI, 1 u. Od. V, 1.

Hinter der Eos, später auch H e m e r a genannt, vollendet Helios, der Lenker des Sonnenwagens, seinen Lauf auf der Himmelsbahn, indem er sich am Ostrande der Erdscheibe erhebt, und sich am Abend durch das westliche Himmelsthor in den sanftfließenden Ozean hinabsenkt. In manchen Stellen steht ἠώς für Tageslicht, z. B. wenn es heißt: „So weit ἠώς scheint.“ [1])

Homer nennt die Sonne in vielen Stellen ὑπερίων. Eustathius hält diesen Namen für ein Patronymicum, zusammengezogen aus ὑπεριονίων, welches soviel als ὑπεριονίδης, Sohn des Hyperion, seyn soll. Diese Erklärung wird bestätiget durch Od. XII, 176, wo Helios der herrschende Sohn des Hyperion genannt wird. [2])

Selene vollendet des Nachts in Begleitung der Sterne dieselbe Bahn, welche Helios am Tage am Himmel zurücklegt. Während des Laufes der Selene kehrt Helios um das nördliche Gestade zu dem Anfangspunkte an der östlichen Erdscheibe zurück, [3]) wovon Homer jedoch nichts weiß.

Ὧραι. Horen. Χάριτες. Grazien.

Mit dem Helios stehen die Horen, die Thürhüterinnen des Himmels, in naher Verbindung.

Ὥρα bedeutet zuerst Z e i t und J a h r, dann J a h r s z e i t, [4]) deren Homer vier kennt. Als personifizirte Wesen sind die Horen die Göttinnen der Jahrszeiten und der verschiedenen Früchte, welche die Jahrszeiten liefern. Als Göttinnen der Natur, die unter dem Einflusse des Wetters und des Himmels

---

[1]) Il. V, 267.

[2]) Andere erklären ὑπερίων von ἰέναι, d e r ü b e r u n s G e h e n d e, oder von ὑπέρ mit patronymischer Endung, S o h n d e r H ö h e. Nitzsch Anm. zur Od.

[3]) Athen. XI, c. XXXIX. [4]) Od. XI, 295.

überhaupt steht, wurden sie Wächterinnen und Thürhüterinnen des Himmels genannt. Der Himmel hat nämlich Thore, über welche die Horen die Aufsicht führen. [1]) Die Vorstellung, daß diese Thore aus düstern Wolken bestehen, [2]) erscheint sehr natürlich, da die Wolken es sind, welche dem Menschen den Anblick des reinen Aethers verschließen.

Wenn wir uns die Horen überhaupt als dienende Wesen des Himmels denken müssen, so erklärt es sich leicht, warum sie der Juno und Athene die Pferde abspannen und den Wagen auseinander nehmen. [3])

Bei späteren Dichtern haben sich die Begriffe über das Wesen der Horen sehr erweitert, wovon die Veränderung ihrer Namen hinreichenden Beweis giebt. Homer giebt weder Zahl noch Namen an.

Als Göttinnen der Jahrszeiten, welche Blüthe und Reife geben, nannte man sie *Θαλλώ* und *Καρπώ*. Weil aber das Aufblühen und segenvolle Gedeihen sowohl in der Natur als auch bei menschlichen Werken nur da, wo Gesetz, Ordnung, Recht und Friede herrscht, statt finden kann, so wurden die Horen allmählig Beschützerinnen der Gesetze, des Rechts und des Friedens, weswegen man ihnen die Namen, *ευνομια, δικη* und *ειρήνη* beilegte.

Mit dem Begriffe des fröhlichen Aufblühens war der der Schönheit im Allgemeinen sehr nahe verwandt. Daher kam es, daß die Horen, als Göttinnen des Schönen, in Gesellschaft der Grazien oder Charitinnen, der Göttinnen der Liebenswürdigkeit, von welchen aller Reiz und alle Anmuth kommt, erscheinen.

Nach der Vorstellung des Homer sind die Charitinnen Dienerinnen der Aphrodite, welche vorzugsweise auch selbst Charis genannt wird. [4]) Sie waschen dieselbe, salben sie und besorgen

---

[1]) Jl. V, 749. [2]) Jl. V, 751.
[3]) Jl. VIII, 433. [4]) Jl. XVIII, 383.

ihren Anzug auf eine wundervolle Weise. [1]) Doch auch Juno, die Königin der Götter, ist nicht ohne Hoheit und Grazie, daher gehören die Charitinnen zu ihrem Gefolge. [2])

Der Begriff mußte späterhin gleichfalls einen größeren Umfang bekommen. Wenn sie Göttinnen der Anmuth sind, so mußte alles unter ihrem Einflusse stehen, was dem Menschen Freude macht, und was das gesellige Vergnügen erhöhet. Sie mußten selbst Vorsteherinnen derjenigen Künste werden, welche unter dem Schutze und der Aufsicht der Musen standen.

Μοῦσαι. Musen.

In dem homerischen Zeitalter, mußte natürlich die aufgeregte und ungewöhnliche Gemüthsstimmung, die wunderbare Begeisterung des singenden Dichters einer eigenen, den Menschen mächtig ergreifenden Gottheit zugeschrieben werden. Diese Gottheit des Gesanges, der ihn begleitenden Musik, so wie überhaupt der dem Dichter eigenthümlichen Gemüthsstimmung ist die Muse. Bei Homer sind die Vorstellungen von derselben sehr einfach; von der Zahl, welche spätere Dichter bis auf neun vermehrten, und von den ihnen späterhin beigelegten Künsten und Wissenschaften, sagt er wenig oder nichts. Er redet nur von einer Muse in den Anrufungsworten der Iliade und Odyssee, und nennt sie Gedächtniß und Sorgfalt oder Uebung und Eifer, *μνήμη* und *μελέτη*; doch kennt er auch mehre; [3]) in einer Stelle neun. [4])

Weil der Dichter die Muse vorzugsweise Gedächtniß nennt, so haben neuere Ausleger hierin einen Hauptbeweis finden wollen, daß die Werke des Homer nicht aufgeschrieben, sondern im Gedächtnisse für die Nachwelt aufbewahrt worden seyen. Die Vorstellung des Dichters ist jedoch ohne Zweifel eine andere.

---

[1]) Od. VIII, 364—366.
[2]) Jl. XIV, 267 ff.
[3]) Jl. II, 484.
[4]) Od. XXIV, 60.

Wenn man annehmen darf, daß Homer nicht die Gegenwart, sondern eine untergegangene Zeit besingt, von der er keine weitere und bestimmtere Nachrichten hatte als die Ueberlieferungen einer trüglichen Volkssage, so mußte die Muse, welche die einzelnen Grundzüge der Sage zu einem lebendigen Bilde der Gegenwart in der Seele des Dichters umschaffen sollte, als die Göttin der Vergegenwärtigung des Vergangenen, oder des vollkommnen Gedächtnisses dargestellt werden. Diese Ansicht wird bestätiget durch die Ausdrücke, mit welchen der Dichter die Musen anruft bei Aufzählung des nach Troja ziehenden griechischen Heeres. „Wir Menschen, sagt er, vernehmen nur das Gerücht; ihr Göttinnen wisset alles. Es würde mir durchaus unmöglich seyn, alle Führer namhaft zu machen, wenn ihr mich nicht daran erinnertet. [1])“

Doch das Gedächtniß allein reichte nicht aus zur Vollendung großer Dichtungen. Eine wohlgelungene Darstellung forderte Sorgfalt, Genauigkeit, Eifer und Ueberlegung; daher mußte die *μελέτη* mit der *μνήμη* vereinigt seyn.

Eine bestimmte Zeichnung der Gestalt und Attribute der Musen giebt uns der Dichter nicht. Er nennt die Musen Töchter des Zeus, [2]) welche den Olymp bewohnen, [3]) und den Göttern bei ihren Mahlzeiten durch ihren Gesang Unterhaltung verschaffen. [4])

Unter den Wesen, welche Homer als göttliche darstellt, verdienen folgende noch einer besonderen Erwähnung.

Gottheiten des Meeres und der Flüsse.

Ὠκεανός. Okeanus.

Den Okeanus macht Homer zu dem Urwesen aller Dinge; er ist nicht allein der Gott des Meeres und der Urheber aller

---

[1]) Il. II, 485—492. [2]) Il. II, 491.
[3]) Il. II, 484. [4]) Il. I, 604.

Flüsse und Quellen, sondern auch sogar der Vater aller Götter.[1]) Seine Gemahlin war Thetys, mit welcher er, nach der Aussage der Juno,[2]) in Zwist lebte. Diesem Zwiste eine höhere symbolische Deutung zu geben, ist sehr gewagt, da uns der Dichter keinen leitenden Fingerzeig darüber giebt. Am einfachsten ist es, diesen Streit und die Trennung für eine Erfindung der Juno zu halten, indem sie doch irgend einen bestimmten Vorwand haben mußte, um sich den Liebesgürtel der Venus zu erbitten. Ihre wahre Absicht mußte sie der Göttin verbergen.

Der Okeanus ist eigentlich das die Erdscheibe umfließende Meer, wie aus manchen Stellen des Dichters deutlich erhellet. Als Ulysses von der Insel der Circe das Haus des Hades besuchen will, fährt er durch das Meer, *θαλάσσα*, zu der Grenze des tieffließenden Okeanus.[3]) Nach beendigtem Geschäfte fährt er aus dem Strome des Flusses Okeanus wieder in die Wogen des Mittelmeeres,[4]) welches bei den Alten den Namen *θαλάσσα* führt. Den Okeanus nennt er *ἀκαλαῤῥείτης βαθύῤῥοος,*[5]) den sanft und tieffließenden, in welchem Helios des Nachts verweilt.

Die Vorstellung, das die Erde umfließende Meer für den Ursprung aller Dinge zu halten, erklärt sich aus den kosmogonischen Ideen des frühesten Alterthumes. So hielt auch Thales das Wasser für den Urstoff aller Dinge.

Uebrigens sind die Begriffe des die Erde umfließenden Meeres und einer personifizirten Gottheit nicht streng vom Dichter geschieden. Diese Vermischung wird recht auffallend sichtbar in der Stelle, in welcher Juno den Hypnos bittet, ihren Ehegemahl in den Schlaf zu bringen. Hypnos weigert sich, und antwortet: „Ich will lieber den Strom des Okeanus in den Schlaf bringen als den Zeus.[6])“

---

[1]) Jl. XIV, 201. [2]) Jl. XIV, 205. ff. [3]) Od. XI, 13.
[4]) Od. XII, 1 u. 2. [5]) Jl. VII, 422. [6]) Jl. XIV, 245.

Νηρεύς. Nereus. Πρωτεύς. Proteus.

Außer den höheren Meergöttern, dem Neptun und Okeanus, gab es eine Menge niederer Wesen, welche einzelnen Theilen des Meeres, oder Seen, Flüssen, Bächen und Quellen vorstanden.

Der Gott des ägäischen Meeres ist Nereus. Der Dichter nennt ihn einen Greis, welcher in den Tiefen des Meeres seinen Wohnsitz habe. Oft wird er erwähnt als Vater der Nereiden oder Meernymphen, welche verschieden sind von den Najaden, den Nymphen der Quellen und Bäche, und von den Oreaden, den Bergnymphen.

Die Zahl der Nereiden ist sehr groß. Homer giebt sie nicht bestimmt an, doch nennen spätere Mythographen fünfzig. Die berühmteste unter ihnen ist Thetis, die Mutter des Achilles, welche Jupiter wider ihren Willen mit dem Peleus verheirathete.

Eigenthümliche Gaben der Nereiden, so wie überhaupt der Meergötter, sind die Kunst zu weissagen, und das Vermögen, sich in verschiedene Gestalten zu verwandeln. Der Glaube an dies Vermögen der Verwandlung konnte sehr leicht entstehen bei dem Anblicke der so oft wechselnden Gestalt des Meeres. Nicht so leicht läßt sich der Grund des Glaubens an die Gabe der Weissagung auffinden. Doch die für das Auge des Sterblichen undurchdringliche Tiefe des Meeres, so wie die bisweilen sich zeigende geheimnißvolle Ruhe desselben, welche den Meergöttern zugänglich war, da sie sich in den tiefsten Abgrund hinabsenkten, konnte wohl die Vorstellung einer höheren Kenntniß und eines dem Menschen verborgenen Wissens erzeugen.

Als Gott seltsamer Verwandlungen ist Proteus der bekannteste. Er hatte seinen Wohnsitz auf einer Insel in der Nähe von Aegypten. Eine Heerde von Robben — φῶκαι — umgiebt ihn, deren Hirte er ist, und in deren Mitte er schläft.

Die Gabe der Weissagung besaß er gleichfalls, doch war er schwer zu bewegen, die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten.

Nur gezwungen verstand er sich dazu. Ueber die Art, wie er zum Weissagen gebracht werden konnte, giebt seine eigene Tochter Eidothea dem Menelaus die nöthige Belehrung. Nachdem er, sagt sie, sich unter seinen Robben zum Schlafen niedergelegt hat und eingeschlafen ist, so mußt du mit drei rüstigen Begleitern ihn überfallen und Gewalt gebrauchen. Er wird dir dann zu entgehen suchen durch allerlei Verwandlungen. Alle mögliche Gestalten nimmt er an, z. B. die von kriechenden Thieren; ja er verwandelt sich in Wasser und Feuer. Um so viel heftiger mußt du ihn drängen, bis er seine erste Gestalt wieder annimmt und dich selbst fragt. Dann mußt du ablassen mit der Gewalt und ihn entfesseln. Er wird dir sagen, was du von ihm zu wissen verlangest. (Od. IV, 384 ff.)

Daß dieser Erzählung ein allegorischer Sinn unterliege, ist wohl nicht in Zweifel zu ziehen. Doch schwierig ist die Deutung. Das Einfachste scheint zu seyn, daß man sich unter diesem Proteus einen Wahrsager denke, der Fremden sehr schwer zugänglich war, und wenn sie sich ihm näherten, ihren Anträgen unter tausendfachen Ausflüchten auszuweichen suchte. Das unablässige Zusetzen und Andringen ist das Fesseln und Gewalt gebrauchen; das Ausweichen und Ablehnen der Anträge macht der Dichter anschaulich unter dem Bilde seltsamer Verwandlungen. So mußte auch Horaz Ser. II, 3. 79. diese Stelle deuten, wenn er einen Schuldner, welcher durch alle Kautelen doch nicht zum Zahlen gebracht werden könne, mit dem Proteus des Homer vergleicht.

Vielleicht ließe sich das Wesen des Proteus aus der Natur der Robben, deren Hirte er ist, erklären. Die Robben sind von Natur scheu; sie liegen gern in der Sonne und schlafen; sie tauchen schnell unter; bei ihrem schnellen Erscheinen und Verschwinden sieht man sie leicht in allerlei Gestalten. Aus diesen Eigenschaften läßt sich leicht ein Wesen, wie Proteus vom Dichter personifizirt ist, zusammensetzen.

Ξάνθος. Xanthus oder Skamander.

Wie das Meer, so haben auch die Flüsse eigene Götter, oder die Flüsse selbst erscheinen im Homer als personifizirte Götter. Daß diese von den Flüssen noch nicht als verschieden gedacht wurden, geht daraus deutlich hervor, weil Homer nirgends eine bestimmte Gestalt derselben angiebt, wie dies bei spätern Dichtern geschiehet. Er nennt sie Söhne des Zeus, [1]) woraus jedoch nicht folgt, daß sie von den Flüssen verschiedene Wesen sind. Söhne des Zeus heißen die Flüsse, weil die kleinern, die Waldströme und Bäche, in manchen Gegenden allein aus Regen, welcher vom Jupiter kommt, entstehen, und die größern in starker Regenzeit gleichfalls einen bedeutenden Zuwachs an Wasser erhalten. Diese Ansicht des Dichters bestätiget das den Flüssen oft beigelegte Epitheton διϊπετής.

Unter den von Homer genannten Flußgöttern ist der des Xanthus der berühmteste wegen seiner Theilnahme an der Sache der Troer, und wegen des heftigen Kampfes mit dem Achill. [2]) Obgleich der Flußgott hier redend, empfindend und handelnd auftritt, so ist seine ganze Thätigkeit keine andere als die eines heftig aufgeregten Flusses; er wüthet mit seinen brausenden Fluthen.

Σκύλλα. Scylla. Σειρῆνες. Sirenen.

Die Schiffersagen von den in der Meerenge von Sizilien den Schiffen drohenden Gefahren wurden den Dichtern Veranlassung, die Klippen und Meerstrudel in göttliche Wesen umzubilden, denen Jeder eine eigenthümliche Gestalt beilegte nach der Fruchtbarkeit seiner Phantasie.

Homer macht aus der Scylla ein bellendes Ungeheuer, welches in der Höhle eines Felsen wohnt. Es hat zwölf unförmliche Füße, sechs lange Hälse, und auf jedem einen furchtbaren

---

1) Il. XIV, 434. 2) Il. XXI, 214 ff.

Kopf. Jeder Rachen ist mit drei Reihen Zähnen versehen, voll schwarzen Todes.

Dem Felsen der Scylla gegenüber liegt ein zweiter, auf welchem die Charybdis ihren Sitz hat. Ihre Gestalt beschreibt der Dichter nicht genauer. Das Wenige, was er von ihr sagt, bezeichnet die Strömungen eines Meerstrudels. [1])

Die Sirenen sind zwei Göttinnen, welche auf einer Insel in der Nähe von Thrinakria wohnen. Mit schmeichelhaften lieblichen Tönen locken sie die Vorüberfahrenden an sich. Wer sich von ihnen verführen läßt, der geht einem unvermeidlichen Tode entgegen. [2]) Sehr treffend haben spätere Dichter den Sirenengesang als Sinnbild der verführerischen Lockungen des Lasters mit den traurigen Folgen desselben dargestellt. Ohne Zweifel wollte auch Homer mit der Insel der Sirenen nichts anders als eine Gegend bezeichnen, welche lieblich anlockend, denen, die sie besuchen, Unglück und Verderben bringe. Was für Lockungen und was für Gefahren er sich gedacht habe, bleibt bei seiner vieldeutigen Bildersprache ungewiß.

Ἄνεμοι. Winde.
Αἴολος. Τυφωεύς.

Die Vorstellungen von den Winden stimmen mit denen von den übrigen Naturerscheinungen völlig überein; Homer macht aus ihnen personifizirte Wesen, welche unter den Befehlen eines gemeinschaftlichen Herrschers stehen. Dieser ist Aeolus, der Sohn des Hippotes. Er wohnt auf der schwimmenden Insel Aeolia, welche eine eherne unzerbrechliche Mauer umgiebt. Mit seinen zwölf Kindern, sechs Söhnen und sechs Töchtern, welche unter einander verheirathet sind, lebt er in Herrlichkeit und Ueberfluß. [3])

---

[1]) Od. XII, 85—105. [2]) Od. XII, 39 ff. [3]) Od. X, 1—12.

Die einzelnen Winde beherrscht er nach Willkühr; er läßt jeden, wie er will, wehen und ruhen. Dem Ulysses giebt er sie sogar in ledernen Schleuchen mit auf die Reise. Die Hauptwinde sind: 1) *Βορέας*, der Nord, oder Nordost. Er sollte seinen Sitz in Thrazien haben, weil er von dorther wehete. 2) *Εὖρος*, der Ost oder Südost. 3) *Νότος*, der Süd. 4) *Ζέφυρος*, der West.

Von dem sanft säuselnden Westwinde sagt Homer nichts; im Gegentheil ist sein Zephyr ein heftig stürmender Wind, der das Meer stark in Bewegung setzt [1]) und Regen bringt. [2]) Der Boreas wird vom Dichter *αἰθρηγενέτης* [3]) und *αἰθρηγενής*, [4]) der in der reinen Luft entstandene, erzeugte, genannt.

Wenn bei heftigen Stürmen das Meer aus tiefem Grunde aufgeregt wird, so sind alle Winde zugleich thätig. [5]) So heftige Erschütterungen konnten unmöglich die Wirkung eines einzigen seyn. Es ist eine Vorstellung vieler Dichter, daß bei heftigem Sturme die Winde wegen der Herrschaft des Meeres kämpfen. [6])

Ein Wesen ganz eigener Art ist *Τυφών* oder *Τυφωεύς*. Er erscheint in verschiedenen Gestalten, und was spätere Dichter über ihn fabeln, stimmt nicht mit den Aussagen der ältern überein. Homer erwähnt die Lagerstätte des Typhoeus in den Gebirgen von Arime, welche Zeus mit seinen Blitzen geißelt. [7]) Nach Strabo sollen diese Gebirge in Lydien gewesen seyn. [8]) Andere versetzen sie nach Cilicien.

Die Fabel des Typhoeus soll das Entstehen der feuerspeienden Berge erklären. Der Anblick dieser furchtbaren Naturerscheinungen, daß Berge in Feuerströmen Felsenstücke und Erdmassen

---

1) Jl. XI, 305. u. Od. XII, 408. 2) Od. XIV, 458.
3) Od. V, 296. 4) Jl. XV, 171. 5) Od. V, 294. u. 295.
6) Horat. car. L. I, 3. 12. 7) Jl. II, 781. u. 782.
8) Strab. XIII, 471.

gegen den Himmel schleuderten, mußte den Gedanken eines heftigen Kampfes zwischen dem Zeus und einem gefesselten Erdungeheuer erwecken. Diese Naturerscheinung ist der Grund, der die ganze Fabel erzeugt hat und trägt. Man wollte das Phänomen erklären, und bei gänzlicher Unkunde der Naturgesetze über die Entstehung der Vulkane, blieb kein anderer Ausweg, als durch Hülfe der Phantasie allgemeine Kämpfe der Elemente und furchtbarer Erdungeheuer oder Giganten vorauszusetzen. Der gegenwärtige Zustand der Erde schien auf solche Begebenheiten schließen zu lassen. Uebereinstimmung ist in Fabeln und Mythen eines so dunklen Ursprunges durchaus nicht zu suchen. Denn Uebereinstimmung findet sich nur, wo der Grund der Fabel auf klare Begriffe und Vorstellungen zurück geführt ist.

Die Abweichung in der Einkleidung einer und derselben Vorstellung findet sich ohne Zweifel in der dichterischen Darstellung der Chimära. Homer nennt sie ein Ungeheuer von übermenschlicher Abkunft, welche oben die Gestalt des Löwen, in der Mitte die der Ziege, und unten die des Drachen habe. Aus ihrem Rachen speie sie schreckliches Feuer. [1])

Dieses seltsam gebildete Wesen sollte gleichfalls den Begriff eines Feuer speienden Berges veranschaulichen, wie dies die genannte Eigenschaft des Feuerhauches hinreichend bestätiget. Von der Abkunft der Chimära sagt Homer nichts weiter, als daß sie *θεῖον γένος* sey. [2]) Doch Hesiodus giebt in seiner Theogonie die nöthige Aufklärung. Er nennt sie eine Tochter des Typhon und der Echidna, welche in einer Höhle in den Gebirgen von Arime sich aufhalte. [3]) Wenn aber Typhoeus das Symbol der Vulkane ist, so kann die Tochter desselben wohl nicht für etwas Anderes gehalten werden.

---

[1]) Jl. VI, 180 — 183. [2]) Jl. VI, 180.
[3]) Hesiod. Theog. 319.

Die Chimära sollte nach Homer auf dem Berge Kragus in Lycien ihren Wohnsitz haben. Die Vulkane dieser Gegend erklären den Ursprung dieser Sage. [1])

Wenn Homer von der Chimära sagt, sie sey von Amisodorus erzogen, [2]) so folgt daraus nicht, daß er sie für ein menschliches Wesen gehalten habe. Das Erziehen sagt nichts weiter, als daß das Ungeheuer im Gebiete jenes Herrschers seinen Sitz gehabt habe.

Eben so wenig wird diese Deutung der Chimära umgestoßen durch die Aussage Homer's, daß Bellerophontes dieses Ungeheuer getödtet habe. Ein Nachlassen der Ausbrüche zur Zeit des Bellerophontes konnte den Dichter, wenn er das einmal gewählte Bild beibehalten wollte, die Wendung nehmen lassen, Bellerophontes habe die Chimära getödtet.

Die Frage, warum der Dichter das Ungeheuer gerade aus den genannten Theilen zusammengesetzt habe, ist überflüssig. Ein frei entworfenes Gebilde der Phantasie eines Dichters bedarf keiner bestimmten Nachweisung seiner Entstehung.

Ὕπνος. Schlaf. Θάνατος. Tod.

Ihrer Aehnlichkeit wegen setzt Homer diese beiden Gottheiten in eine genaue Verbindung. Er nennt sie Brüder, [3]) und läßt sie gewöhnlich in Gesellschaft erscheinen.

Als personifizirte Wesen will der Dichter sie gedacht wissen, doch charakterisirt er sie nur in allgemeinen Umrissen. Eine bestimmte Vorstellung ihrer Gestalt läßt sich aus den allgemeinen Andeutungen nicht bilden. Die Naturvergötterung erscheint in Wesen dieser Art auf der niedrigsten Stufe.

Die ihnen beigelegten Eigenschaften sind aus der Natur entlehnt. Den Schlaf nennt Homer νήδυμος, weil er süß und

---

[1]) Plinius aus dem Ctesias II. S. 110. [2]) Il. XVI, 328.
[3]) Il. XIV, 231.

erquickend ist, πανδαμάτωρ, [1]) weil er alle Geschöpfe überwältiget, auch König aller Götter und Menschen. [2]) Seinen Sitz hat er auf der Insel Lemnos; wenigstens Juno trifft ihn dort, als sie ihn aufsucht, um durch seine Hülfe ihren Gemahl einzuschläfern. Die Versprechung kostbarer Geschenke bleibt ohne Erfolg, denn Hypnos scheuet sich vor dem Zeus. Dieser hat ihn einst, weil er sich ohne Erlaubniß an ihn gewagt, in das Meer geschleudert. Er wäre auch ohne Zweifel verloren gewesen, wenn die Nacht sich seiner nicht angenommen hätte. [3])

Mitunter verrichtet Hypnos auch andere Dienste, wie sie sich gerade darbieten. Als Juno ihren Gemahl durch ihre Reize gefesselt hat, und dieser in einen sanften Schlaf versunken ist, da eilt Hypnos zu den Schiffen der Griechen, um dem Poseidon die Nachricht zu bringen, daß er jetzt thätigen Antheil am Kampfe nehmen könne. [4]) Den Leichnam des Sarpedon tragen Hypnos und Thanatos vom Schlachtfelde nach Lycien, wo Brüder und Freunde denselben nach der Sitte bestatten. [5])

Bei dem Schlafe müssen wir zugleich der Träume Erwähnung thun. Die Träume, ὄνειροι, sollen aus der Unterwelt durch zwei verschiedene Thore kommen; das eine soll von Horn und das andere von Elfenbein seyn. Durch jenes kommen die wahren und durch dieses die falschen. [6])

Der Tod muß in einem Heldengedichte wie die Iliade ist, in welcher so oft vom Sterben geredet wird, eine wichtige Rolle spielen; doch eine in bestimmten Zügen abgezeichnete Gestalt hat die Phantasie des Dichters auch diesem nicht gegeben, so oft und

---

[1]) Jl. XXIV, 5. [2]) Jl. XIV, 233.
[3]) Jl. XIV, 233. ff. [4]) Jl. XIV, 354.
[5]) Jl. XVI, 672. [6]) Od. XIX, 360. ff. Homer giebt hier selbst Aufschluß über diese Erfindung. Sie hat ihren Ursprung in dem Wortspiele Ἐλέφας, Elfenbein, und ἐλεφαίρειν, durch Worte oder Hoffnungen täuschen; ferner κέρας, Horn, und κραίνω, ich vollende, ich erfülle.

in so mannigfaltigen Wendungen er desselben auch Erwähnung thut. Die allgemeinen Epitheta sind θυμοραϊστής, der das Leben zerstört, und πορφύρεος, der dunkelfarbige, schwarze.

Nach der Verschiedenheit der Todesarten sind auch die Ursachen, die den Tod bewirken, verschieden. Denjenigen Tod, welchen jeder Mensch nach dem allgemeinen Naturgesetze erleiden muß, verhängt die Schicksalsgöttin, welche Homer μοῖρα, μόρος und πότμος nennt. Von dieser allgemeinen Todesart ist diejenige verschieden, welche die κήρ giebt. Es ist die gewaltsame, welche den Menschen, bevor er das gewöhnliche Lebensziel erreicht hat, hinwegrafft. Dieser ist derjenige Tod ähnlich, welchen die sanften Pfeile des Apollo und der Artemis verursachen. Wer plötzlich in voller Kraft an einer Krankheit, ohne daß sein Körper entstellt wird, stirbt, der ist durch die Pfeile der beiden genannten Gottheiten gefallen.

Für das Fallen und Sterben eines Kriegers hat Homer eine Menge von Redensarten. Die gewöhnlichsten sind:

Θάνατος δέ μιν ἀμφεκάλυψε, der Tod umhüllete ihn; θάνατος χύτο ἀμφί μιν, der Tod ergoß sich über ihn; τὸν τέλος θανάτοιο κάλυψε, ihn umhüllete das Ziel des Todes; τὸν δὲ σκότος ὄσσε κάλυψεν, Finsterniß umhüllete ihm die Augen; τὸν δὲ κατ' ὄσσε ἔλλαβε πορφύρεος θάνατος, der schwarze Tod bemächtigte sich seiner Augen; τὸν νέφος θανάτοιο καλύπτει, die Wolke des Todes umhüllet ihn; ferner θάνατον καὶ πότμον ἐφέπειν, den Tod und das Schicksal erreichen; λείπειν φάος ἠελίοιο, das Licht der Sonne verlassen; γαῖαν δῦναι, unter die Erde gehen; πύλας ἀΐδαο περᾶν, durch die Thore des Hades gehen; βαίνειν εἰς ἔρεβος, in den Erebus gehen; ἀμείβεσθαι ἕρκος ὀδόντων, über den Zaun oder das Gehäge der Zähne gehen; μέλπηθρα κυνῶν γενέσθαι, ein Fraß der Hunde werden.

Als Umschreibung eines frühen Todes findet man auch die Redensart: „den Aeltern den schuldigen Lohn der Erziehung, *θρέπτρα*, nicht bezahlen.“ [1])

Von Einem, der verschwunden ist, so daß man nichts weiter von ihm hört, sagt Homer: „Die Harpyien haben ihn in die Höhe genommen.“ [2]) Diesen Ausdruck vertauscht der Dichter sonst mit der Phrase: „Die Sturmwinde haben ihn weggenommen.“ [3]) Wenn man mit diesen beiden Redensarten eine Stelle zusammenhält, in welcher es von den Pferden des Achilles heißt: „Sie sind von Zephyrus und der Harpyie Podarge, Schnellfuß oder Weißfuß, gezeugt,“ [4]) so ergiebt sich, daß die Harpyien des Homer für Rosse des Windes, und nach dem Sprachgebrauche des Dichters für Winde selbst zu halten sind. Die Redensart, „Die Harpyien haben ihn weggenommen,“ deutet das gänzliche Unsichtbarwerden eines Menschen an, und ist gleich dem Ausdrucke der deutschen Sprache: „Er ist wie vom Winde weggeblasen.“ [5])

Drittes Kapitel.

Menschen.

Die Griechen und Trojaner mit ihren sämmtlichen Bundesgenossen werden in den Gedichten des Homer hinsichtlich ihrer Denk- und Handlungsweise, ihrer Sitten, Gebräuche, Lebensart, Kultur und ihres Religions-Cultus gar nicht als von einander verschieden geschildert. Man kann sie sämmtlich als einzelne Zweige

[1]) Jl. XVII, 301. [2]) Od. I, 241. [3]) Od. XX, 66. vgl. 77.
[4]) Jl. XVI, 150. [5]) Vgl. Jl. VI, 346.

eines großen Völkerstammes betrachten. Die beiden gegen einander streitenden Partheien bestehen aus einer Menge vieler kleiner Völkerschaften nnd Reiche, die sich zur gemeinschaftlichen Führung des Krieges verbündet haben. Einen allgemeinen Namen führen weder die verbündeten Griechen noch Trojaner. Homer nennt stets nur einzelne Völkerschaften der Gesammtmasse, unter deren Namen er Alle zusammenfaßt. Bei den Griechen sind es gewöhnlich die Achäer, Panachäer, Archiver, Danaer, Hellenen, Panhellenen. Die Beinamen der Griechen sind: *καρηκομόωντες* hauptbehaart, die das Haar auf dem ganzen Kopfe wachsen lassen, im Gegensatze gegen solche Völker, welche es vorn abschoren, z. B. die Abanter; *Ἑλίκωπες* muthig und lebhaft blickend, die Augen rollend, als Zeichen des Muthes und jugendlichen Feuers; [1]) *εὐκνήμιδες* wohlbeschient oder überhaupt wohl gerüstet; *χαλκοχίτωνες*, mit ehernem Panzer versehen; *ἐγχεσίμωροι*, mit dem Speer kämpfend, von *μόρος* oder *μοῖρα*, dem der Speer zu Theil geworden ist; *ἰόμωροι* mit dem Pfeile kämpfend, mit gleicher Ableitung. [2])

Das trojanische Heer wird gewöhnlich angeredet: *Τρῶες ὑπέρθυμοι*, *Τρῶες καὶ Δάρδανοι ἠδ' ἐπίκουροι*, oder *Τρῶες ὑπέρθυμοι τηλέκλητοί τ' ἐπίκουροι*.

Wenn auch der National-Charakter der Griechen und Trojaner in den allgemeinen Grundzügen wenig verschieden ist, so

---

[1]) *ἑλίκωπες* von *ἑλίσσω* kommt in vielen Formen vor, *εἵλω*, *εἱλέω*, *εἰλέω*, *ἴλλω*, *ἰλλίζω*, und *ἐπιλλίζω*. Letzteres Od. XVIII, 11 von dem Zunicken oder Zuwinken mit den Augen.

[2]) Manche Gelehrte bestreiten diese Ableitung, weil *ἰός*, der Pfeil, ein langes *ι* hat, indem das *ι* in *ἰόμωροι* kurz ist. Sie leiten es von *ἴον*, Veilchen, her, und übersetzen, kurz lebend, wie das Veilchen blüht. Diese Bedeutung paßt jedoch nicht in den Stellen, wo Homer das Wort gebraucht. Es enthält vielmehr einen Tadel, weil der tapfere Held nicht aus der Ferne mit Pfeilen kämpft. S. Riemer.

zeigen doch die einzelnen Personen, welche der Dichter in seinen Werken handelnd auftreten läßt, auffallende Eigenthümlichkeiten in ihrer Denk- und Handlungsweise. Geschlecht, Alter, Rang und sonstige Verhältnisse sind überall mit Genauigkeit berücksichtiget und mit unvergleichlicher Treue geschildert. In der Zeichnung der Charaktere hat Homer sein unübertreffbares Talent beurkundet. Um den großen Dichter in dieser Hinsicht kennen zu lernen und zu beurtheilen, ist es nöthig, daß wir alle vom Dichter als handelnd vorgeführte Personen nach den von ihm mitgetheilten Zügen charakterisiren. Die Reihe eröffnet mit Recht der erste Held der ganzen homerischen Dichtung.

Achill.

Achill, der tapferste Held des trojanischen Krieges, der Sohn des Peleus und der Thetis, war König der Myrmidoner, eines Volkes im südlichen Theile von Thessalien. Außer den Myrmidonern waren auch die Hellenen und Achäer, ein Paar Völker welche ihre Wohnsitze gleichfalls in Thessalien hatten, seiner Herrschaft unterworfen. [1]

Sein erster Erzieher, Lehrer in den Waffenübungen und der Kriegskunst, und treuer Begleiter bei Unternehmungen war Phönix, der Sohn des Amyntor, welcher einer unerlaubten Liebe wegen vor seinem Vater hatte fliehen müssen. [2] Als Lehrer in der Musik und Heilkunde verehrte er den Centauren Chiron. [3] Doch sein innigster Freund und treuester Waffengefährte war Patroklus, der Sohn des Menötius. Beide, Vater und Sohn, waren aus Opus zum Peleus geflohen. In den trojanischen Krieg wurden Achill und Patroklus von ihren Vätern zu gleicher Zeit geschickt, nachdem sie durch Ulysses und Nestor im Namen des Agamemnon zur Theilnahme desselben aufgefordert worden waren. [4]

---

[1]) Jl. II, 684. [2]) Jl. IX, 448 ff.
[3]) Jl. XI, 831. [4]) Jl. XI, 765 ff.

Nach der spätern Sage entdeckte Ulysses den Achill auf der Insel Skyros, wo er sich als Mädchen verkleidet bei dem Könige Lykomedes aufhielt, mit dessen Tochter Deidamia er einen Sohn, Neoptolemus, zeugte. Homer sagt nur, Achill habe einen Sohn, Neoptolemus, auf Skyros, welchen Patroklus in das väterliche Erbe hätte einführen sollen, wenn er das Leben behalten hätte. [1]) Später sey es durch Ulysses geschehen. [2])

In Achill hat der Dichter uns das Bild eines vollendeten Heroen gezeichnet. Er ragt nicht allein durch eine riesenhafte Körperkraft über seine ganze Umgebung hervor, sondern zeigt auch überall einen großen und edlen Geist, welcher aber von den heftigsten Leidenschaften beherrscht wird. Ueberall erblicken wir in ihm den kräftigen Naturmenschen, dem edle Gefühle nicht fehlen, der jedoch nicht fähig ist, die Heftigkeit aufwallender Gemüthsbewegungen durch Vernunft zu zügeln und zu beherrschen. Die aufgeregte Leidenschaft geht nicht hervor aus Schlechtigkeit, sondern beleidigtem Ehrgefühle und der Kränkung geheiligter Rechte. Die Heftigkeit, unterstützt durch das Gefühl riesenhafter Körperkräfte, erreicht bei ihm den höchsten Grad; ja sie streift in das Gebiet zügelloser Rohheit. Doch bei dem heftigsten Aufbrausen ungeregelter Gemüthsbewegungen tritt eine edle Geistesgröße, ein fühlendes Herz, ein lebhafter Sinn für das Gute, Anständige und Großartige nicht weniger unverkenntlich hervor. So wie die Aufwallung des Gemüthes besänftiget ist, so unterwirft sich der durch Waffen und Gewalt unbesiegbare Held willig und fügsam einer höhern Ordnung. Auf eine muthwillige Weise von Agamemnon beleidigt vergißt er sich in der Aufwallung seines Zornes; er redet mit dem Anführer des ganzen griechischen Heeres, wie ein gemeiner Soldat mit seines Gleichen. Er ist sogar nicht abgeneigt Gewalt zu gebrauchen; doch mitten in seinem Zorne giebt er den Vorstellungen und Ermahnungen seiner Mutter

[1]) Jl. XIX, 326—333. [2]) Od. XI, 509.

Thetis Gehör. Er hält sich ruhig; er will sich nicht vergreifen an dem mit Macht und Ehre vom Zeus Gekrönten. Vergessen und vergeben kann er das erlittene Unrecht aber nicht. Groß ist die Beharrlichkeit und Festigkeit seines Geistes in dem Entschlusse, nicht ferner für die Griechen zu kämpfen. Kein Bitten, kein Flehen, keine Versprechungen können ihn bewegen, Antheil zu nehmen an dem gemeinschaftlichen Kampfe, der das verbündete Heer aufreibt. Sein fester Sinn kann nur gebeugt werden durch Aufregung einer heftigen Leidenschaft. Der Tod des innig geliebten Freundes, des treuen Patroklus, treibt ihn das Geschehene endlich zu vergessen, und die Waffen zu ergreifen gegen den Feind, der ihm sein Liebstes genommen hat.

Beharrlich ist er in der Feindschaft; nicht weniger ist er es in der Freundschaft. Durch diesen Zug seines Herzens weiß der Dichter ihn vor Rohheit und Barbarei zu verwahren; durch ihn wird er selbst liebenswürdig bei seiner an Starrsinn grenzenden Festigkeit. Sein Freund ist ihm alles; er schätzt ihn wie sein eigenes Leben. Seine Liebe verräth die größte Innigkeit und Wärme. [1])

In allen Gemüthsbewegungen zeigt er eine ungebändigte Heftigkeit. Sein Zorn kennt kein Maß noch Ziel, kein Mitleid, kein Erbarmen, keine Menschlichkeit. Fast empört die Gefühllosigkeit, mit welcher er die Bitten des Hektor von sich weiset, und wie er in seinem Grimme den barbarischen Wunsch äußert, daß er doch dessen Fleisch essen könnte. [2]) Nicht weniger heftig ist seine Trauer bei dem Tode des Patroklus. Er wirft sich auf die Erde, wälzt sich am Boden, zerrauft sich das Haar. [3]) Er will weder essen noch trinken. Keine Tröstung lindert seinen Schmerz. Auch des Nachts findet er keine Ruhe; schlaflos wälzt er sich auf seinem Lager.

---

[1]) Il. XIX, 321. 322. [2]) Il. XXII, 347. [3]) Il. XVIII, 22 f.

Doch wenn der Sturm der Leidenschaft ausgetobt hat, so ist seine Brust auch für sanftere Gefühle und Empfindungen empfänglich. Treffen ihn Ulysses und Ajax doch in seinem Zelte, die Thaten großer Männer besingend. [1]) Wie menschlich, sanft und schonend zeigt er sich gegen den alten Priamus, als dieser ihn um den Leichnam des erschlagenen Hektor anflehet. Was kann rührender und ergreifender seyn, als wenn man den ungebändigten Helden Thränen vergießen sieht.

Allein die guten Eigenschaften des Helden gehen nicht aus höheren moralischen Triebfedern hervor. Es ist kein Streben für das allgemeine Beste, für das Wohl seiner Mitmenschen; Selbstsucht ist der letzte Beweggrund des Handelns. Sein Heldenruhm geht ihm über alles. Unbedenklich opfert er das Leben dem Ruhme; denn er erscheint sich des Lebens unwürdig, sobald er sich feige dem Kampfe entziehen soll. Und dennoch zieht er sich unthätig zurück, weil seine Ehre gekränkt ist. Sein Selbst ist der Mittelpunkt seines Handelns und Thuns, — eine Erscheinung, die sich überall darbietet, wo das menschliche Herz, selbst in dem Zustande unverdorbener Reinheit, nicht unter der Herrschaft einer höhere Pflichten anerkennenden Vernunft steht.

Was dem Helden an geistiger Vollendung abgeht, das ersetzt er durch körperliche Vortrefflichkeit. Bewundrungswürdig, ja Staunen erregend ist seine Tapferkeit. Einstimmig erklären ihn Alle, sowohl Griechen als auch Trojaner, für den ersten Helden seiner Zeit; daher ist er den Griechen ἕρκος πολέμοιο κακοῖο; [2]) er ist πάντων ἐκπαγλότατος ἀνδρῶν, [3]) der furchtbarste unter allen Männern. Wegen seiner unersättlichen Kampflust nennt der Dichter ihn ἆτος πολέμοιο, und wegen der Schnelligkeit im Verfolgen der Feinde, ποδάρκης, nach der gewöhnlichen Ableitung von πούς und ἀρκέω. — Voß übersetzt,

---

[1]) Il. XI, 186 ff. [2]) Il. I, 284. [3]) Il. XVIII, 170.

der harkefüßige, von den Schwingen der Harke, der Schwester der Iris.[1]) — Seine Tapferkeit bringt Verderben oder Tod, daher heißt er αἰναρέτης.[2]) Welchen Schrecken sein Anblick um sich her verbreitet, zeigt der Dichter in recht starken Zügen, wenn er ihn, als der Leichnam des Patroklus in Gefahr ist, auf der Mauer des Lagers erscheinen läßt, und die Feinde sogleich die Flucht ergreifen.

Daß Achill durch einen Pfeilschuß an der Ferse den Tod gefunden habe, scheint Homer nicht gewußt zu haben. Nach seiner Aussage ist er in einem harten Kampfe gegen die Trojaner gefallen.[3])

Agamemnon.

Agamemnon, der Sohn des Atreus, König von Mykenä, ist der erste Befehlshaber des ganzen vor Troja versammelten Heeres. Er hat die höchste Leitung der kriegerischen Unternehmungen, erscheint jedoch beschränkt in der Ergreifung kräftiger Maßregeln. Unbedingte Befehle wagt er dem Heere nicht zu geben; dazu hat er weder die geistige Ueberlegenheit, die rasche Entschlossenheit und Umsicht, noch die ausgezeichnete persönliche Tapferkeit. Wie hätte es auch einem solchen Fürsten in jenem Zeitalter, wo das Ansehen der Könige nicht durch Verfassungen gesichert und unterstützt wurde, nicht schwer werden sollen, sich bei so vielen unabhängigen Fürsten zu behaupten, Zucht und Ordnung bei einem so zahlreichen Heere zu erhalten?

Homer stellt uns den Agamemnon dar als einen Herrscher, welcher die Macht und das Ansehen vom Zeus erhalten habe. Als solcher muß er ein Ehrfurcht gebietendes Aeußere besitzen. Er ragt unter den Menschen durch sein Ansehen hervor, wie Zeus unter den Göttern. Ja, sein Haupt gleicht dem des Zeus, sein

---

[1]) Myth. Briefe von Voß. B. 2. S. 17. [2]) Il. XVI, 31.
[3]) Od. XXIV, 36 ff. Od. V, 310.

Gürtel dem des Mars, seine Brust der des Neptun.[1] Durch körperliche Größe ragt er über alle Griechen hervor;[2] so wie der Stier sich hervorthut vor der ganzen Heerde, so übertrifft Agamemnon viele Helden.[3] Die gewöhnlichen Benennungen des Herrschers sind: ἄναξ ἀνδρῶν, βασίλευς, κρείων, εὐρυκρείων, κοσμήτωρ, ὄρχαμος ἀνδρῶν.

So wie das Gefühl mittelmäßiger Geistesfähigkeiten bei Agamemnon Unentschlossenheit und Schwanken in der Leitung der allgemeinen Angelegenheiten zur Folge hat, so fehlt es ihm doch nicht an Anmaßlichkeit, Eigensinn und eigenmächtigem Eingreifen in die Rechte Einzelner. Was im Ganzen verloren ist, das soll bei Einzelnen wieder gewonnen werden. Als er die Tochter dem Chryses zurückgeben muß, da soll Achill die Ueberlegenheit seiner königlichen Macht fühlen. Zwei Herolde holen die Briseis aus dem Zelte des Peliden.

Für diesen Mißbrauch der königlichen Macht muß Agamemnon durch schwere Niederlage seiner Völker büßen. Er geräth in die höchste Verlegenheit. Es bleibt ihm kein Ausweg, als daß er sich bequemt, wegen der ungerechten Gewaltthätigkeit öffentlich Abbitte zu thun.

Im Allgemeinen stellt uns Homer in Agamemnon das Bild eines Fürsten voll Laune, Eigensinn, Willkühr und geistiger Schwäche auf; dabei legt er ihm jedoch auch Eigenschaften bei, die ihn seines hohen Ranges würdig machen. Nicht genug, daß er als Herrscher der Heroenzeit auch persönliche Tapferkeit besitzt, er zeigt auch einen wahrhaft königlichen Sinn in der Sorge für die allgemeine Sache. Das Wohl seiner Völker liegt ihm am Herzen; tief bekümmern ihn die Niederlagen seines Heeres. Mit ernstem Nachdenken sinnt er auf Mittel der Rettung; gern berāth er sich in der Versammlung über die zu ergreifenden

[1]) Jl. II, 478. [2]) Jl. III, 166. [3]) Jl. II, 480.

Maßregeln. Ja, was noch mehr ist, große Enthaltsamkeit giebt den Beweis einer strengen Beherrschung der Sinnlichkeit. Er nimmt dem Achill die Briseis; — ein Mißbrauch seiner Macht, wozu ihn Laune und Willkühr verleitet, — doch in der strengsten Enthaltsamkeit bewahret er sie auf bis zu dem Augenblicke, wo er, mit einem feierlichen Eide bekräftigend, sich ihr nie in Liebe genähert zu haben, sie dem Achill zurückgiebt. [1])

Von seinen spätern Schicksalen erzählt der Dichter manches in der Odyssee. Er berichtet, daß Klytemnestra, ein unerlaubtes Liebesverhältniß mit dem Aegisthus anknüpfend, ihren Gemahl nach seiner Rückkehr von Troja mit Hülfe ihres Liebhabers beim Gastmahle ermordet habe, und daß dieser darauf von Orestes getödtet worden sey. [2])

Die Töchter des Agamemnon nennt Homer Chrysothemis, Laodike und Iphianassa. [3]) Von dem Opfer der Iphigenia zu Aulis sagt er nichts.

Menelaus.

Menelaus, jüngerer Sohn des Atreus, Gemahl der schönen Helena, König von Sparta, steht seinem Bruder an Würde, Macht und Ansehen nach, gegen welchen er auch in seinem ganzen Benehmen eine große Abhängigkeit zeigt. [4]) Bei einem starken und rüstigen Körper [5]) hat sein Aeußeres nicht das Ehrfurcht Einflößende des Agamemnon; das gewöhnliche Epitheton ist ξανθός, im Latein. flavus, goldgelb, blond und bräunlich.

In seinem Charakter zeigt er Wohlwollen, Milde und Menschlichkeit. Dem Adrastus will er auf sein flehendliches Bitten das Leben schenken, weswegen Agamemnon ihn tadelt. [6]) Als Antilochus ihn in den Kampfspielen angeführt hat, indem er

---

[1]) Jl. XIX, 258 — 265. [2]) Od. I, 300. [3]) Jl. IX, 287.
[4]) Jl. X, 123. [5]) Jl. III, 210. [6]) Jl. VI, 51 ff.

unbesonnen vorfährt, verzeiht er nachsichtig und schonend, sobald jener sein Unrecht einsieht und gesteht. Er bezeugt ihm seine Dankbarkeit für die von ihm und seinem Vater ihm geleisteten Dienste, und überläßt ihm den ausgesetzten Kampfpreis, um nicht übermüthig und hart zu erscheinen. [1])

Das ihm durch die Entführung der Helena zugefügte Unrecht gab die Veranlassung des denkwürdigen Krieges. Er fühlt sich tief gekränkt, und führt die bittersten Klagen über die beschimpfende Beleidigung. [2])

Als Krieger zeigt er Muth und Tapferkeit, doch ist er weniger rasch, heftig und unternehmend als ein Ajax, Diomed und Andere. Wie lange drohet er, und welche stolze Reden äußert er gegen den Euphorbus, bevor er einen Angriff macht. [3]) Es scheint als wolle er seinen Gegner einschüchtern, um so dem Kampfe mit ihm zu entgehen.

Doch an Muth fehlt es ihm nicht, wenn er sich auch nicht mit dem Hektor in den Kampf einlassen will. Er hat die volle Ueberzeugung, daß dieser unter dem besonderen Schutze eines Gottes kämpfe, daher es einem Sterblichen nicht als Feigheit gedeutet werden könne, wenn er nicht geneigt sey, sich einem so ungleichen Kampfe zu unterziehen. [4])

Nach der Beendigung des trojanischen Krieges muß er acht Jahre umherirren, bis er endlich nach gefahrvollen Irrfahrten seine Vaterstadt wieder erreicht. [5]) Hier verlebt er frohe und ruhige Tage mit seiner von Troja zurückgeführten Gemahlin. Von seinem häuslichen Leben, und seinem mit königlicher Pracht eingerichteten Pallaste giebt Telemach Nachricht, als dieser, um Kunde von seinem Vater einzuziehen, eine Reise zum Nestor und Menelaus macht.

---

[1]) Il. XXIII, 611. [2]) Il. XIII, 620 ff. [3]) Il. XVII, 18 ff.
[4]) Il. XVII, 97–101. [5]) Od. IV, 82 ff.

Helena.

Helena, die Tochter des Zeus und der Leda, Gemahlin des Menelaus, giebt, entführt vom Paris, die nächste Veranlassung zu dem so verhängnißvollen Kriege. Doch ist sie nach der Vorstellung des Dichters nicht die eigentliche Ursache, vielmehr ist der ganze Krieg ein unvermeidliches Verhängniß der Götter. [1])

Die Helena, welche ihrer Schönheit wegen wohl werth war, wie Homer sagt, daß zwei Völker um sie kriegten, [2]) verräth in ihrem Betragen überall die Spuren weiblicher Schwächen. Wahre Seelengröße und Adel der Gesinnung ist ihr nicht eigen, ohne daß sie jedoch als entartet und schlecht erscheint. Ihr Hauptfehler ist Leichtsinn. Leichtsinn hat sie verleitet Familie und Vaterland zu verlassen; Leichtsinn, Unbesonnenheit und Wankelmuth zeigt sich oft in ihrem Betragen. Denn nicht mit Gewalt ist sie entführt, sondern freiwillig dem Paris gefolgt, obgleich sie ihrer Verhältnisse wegen so wenig Ursache hatte, ihren Gemahl zu verlassen. [3]) Sie macht sich selbst den Vorwurf ihrer Unbesonnenheit, zu welcher Aphrodite sie verleitet habe. [4])

Einen nicht geringen Beweis eines unbesonnenen Leichtsinnes giebt sie bei dem hölzernen Pferde, welches die Griechen bei ihrem Abzuge von Troja zurückgelassen hatten. Als sie mit dem Deiphobus zu diesem Pferde gegangen ist, ruft sie die griechischen Helden bei Namen, indem sie die Stimmen ihrer Weiber nachahmt, um sie so im Bauche des Pferdes zum Antworten zu bewegen. In der Freude ihre Landsleute nach langer Trennung wieder zu sehen, vergißt sie die Folgen, welche ihre Unbesonnenheit nach sich ziehen mußte, wenn die Helden nicht klüger gewesen wären als sie. Der gutmüthige Menelaus entschuldigt sie so gut als möglich; er sagt, „der Dämon trieb dich, um den Troern Ruhm zu verleihen.“ [5])

---

[1]) Il. III, 164. Od. [2]) Il. III, 156 — 158.
[3]) Il. III, 176. [4]) Od. IV, 261. [5]) Od. IV, 274 — 279.

Daß sie nicht gänzlich entartet, und nicht ohne einen lebhaften Sinn für Ehre und Anstand war, zeigt sie in den bittern Vorwürfen, die sie sich selbst über ihr Betragen macht, und in der schweren Reue, die sie der vielen Leiden wegen, die sie verursacht habe, an den Tag legt.

Freilich ist alles bei ihr vorübergehend und ohne bleibende Eindrücke. Als Paris aus dem Zweikampfe mit dem Menelaus in ihr Gemach entflohen ist, überhäuft sie ihn mit Schmähreden und Vorwürfen wegen seiner Feigheit. Selbst bei den bestimmten Aeußerungen ihrer ganzen Verachtung läßt sie seine Zärtlichkeit ohne Widerstreben zu. Auch wünscht sie die Rettung Troja's; sie ermuntert den Paris zum Kampfe. [1])

Ulysses.

Ulysses, der Sohn des Laertes, König von Ithaka und einiger Inseln, ist hinsichtlich seiner geistigen Fähigkeiten der erste und größte Held der homerischen Gedichte. In ihm hat der Dichter an einem glänzenden Beispiele gezeigt, was geistige Ueberlegenheit vermag; wie Klugheit, List, Ausdauer und Standhaftigkeit die größten Gefahren und Mühseligkeiten überwinden und ihr Ziel stets siegreich erreichen.

Ulysses übertrifft alle Griechen durch eine schlaue Erfindungsgabe und besonnene Ueberlegung. Wenn auch Nestor durch sein langes Leben einen größern Schatz von Erfahrung besitzt, und sich hervorthut durch seinen praktischen Blick, so hat doch Ulysses einen Vorzug durch seine Umsicht, List und Verschlagenheit vor ihm. Wegen seiner Klugheit in Rathschlägen heißt er *πολύμητις*, *Διῒ μῆτιν ἀτάλαντος*, *πολυμήχανος*; ferner *ἀγχίνοος*, scharfsinnig, *ἐχέφρων*, verständig, und *δαΐφρων*. [2])

---

[1]) Jl. VI, 337.

[2]) *Δαΐφρων* ist bald kriegerisch, bald einsichtsvoll. Buttm. lexil. Th. I. S. 200.

Das Zeugniß der geistigen Ueberlegenheit wird ihm ungeschmälert von allen Seiten beigelegt; Keiner wagt es sich mit ihm zu vergleichen. Das Zutrauen zu den unerschöpflichen Hülfsquellen, die er in sich selbst fand, erzeugten den Glauben, er könne alles überwinden. Diomed meint, er wolle in Begleitung des Ulysses selbst aus brennendem Feuer zurückkehren.

Bei einem so ausgebreiteten Ruhme konnte es nicht fehlen, daß er selbst seine Ueberlegenheit wahrnahm, und selbst mitunter der Lobredner seines Ruhmes wurde. So sagt er von sich selbst: „Ich bin Ulysses, allgemein wegen meiner Klugheit geschätzt; mein Ruhm geht bis an den Himmel.“ [1]) Ferner trägt er kein Bedenken dem Achill gerade in das Gesicht zu sagen, daß er ihn an Klugheit übertreffe. [2]) Eben so wenig scheuet er sich dem Agamemnon seine Meinung sehr frei vorzutragen, sobald dessen Rathschläge ihm nicht der Klugheit angemessen zu seyn scheinen.

Mit der Klugheit und Verschlagenheit verbindet er alle Eigenschaften, die einem Helden jenes Zeitalters zur Zierde gereichen. An Muth, Tapferkeit und Stärke steht er den ersten Helden nicht nach, und es ist daher durchaus nicht im Geiste des Dichters, wenn man dem Ulysses den Vorwurf der Feigheit gemacht hat. Die einzige Andeutung von Feigheit könnte man in dem Schreien nach Hülfe finden, das er ausstößt, als er sich rund umher von Feinden umgeben sieht. [3]) Allein ungekünstelten Naturmenschen, wie Homer sie schildert, gereicht es nicht zum Vorwurfe, wenn sie, augenblicklichen Eindrücken sich hingebend, sich nicht besser machen wollen, als sie wirklich sind. Wenn Mars selbst schreiet, als er verwundet wird, wenn Hektor vor dem Achill läuft, und auch Menelaus sich zurückzieht vor Hektor, so kann Ulysses, ohne seinen Heldenruhm zu beflecken, in einer großen Gefahr sich nach Hülfe umsehen und schreien.

---

[1]) Od. IX, 19. 20. [2]) Jl. XIX, 218.
[3]) Jl. XI, 462, Jl. III, 193 ff.

Wenn er nun also wahre Tapferkeit und körperliche Stärke [1]) mit Klugheit und List verband, so konnte es nicht fehlen, daß er die ruhmwürdigsten Thaten auszuführen im Stande war. Er zerstört Städte, er ist *πτολίπορθος;* er weiß sich durch seine Verschlagenheit manche Vortheile zu verschaffen, er ist *κερδαλεόφρων;* er giebt es nie auf, listige Anschläge auszusinnen; daher der Ausdruck *ἄτος δόλων*.

Wegen seiner standhaften Ausdauer nennt der Dichter ihn *πολύτλας,* oder *τλήμονα θυμὸν ἔχων,* oder *ταλασίφρων,* mit duldender Seele. Gleich dem Achill wird er *ἄτος πολέμοιο* und *ἄτος πόνοιο* genannt.

Sein unternehmender Geist macht ihn bereit alles zu übernehmen, bei dessen Ausführung Klugheit, Umsicht und Muth erforderlich ist. [2]) Welch einen kühnen Muth und welche Gewandheit zeigt er, wenn er sich in Troja hinein wagt, und, nachdem er hier viele Trojaner mit seinem langen Schwerdte getödtet hat, unversehrt zu den Seinigen zurückkehrt. [3]) Ein ähnliches Wagestück ist es, wenn er mit dem Diomed, nachdem er den Kundschafter Dolon gefangen, in das Lager der Feinde geht, den Rhesus tödtet, und die Pferde desselben als Beute zu seinen Landsleuten führt. [4]) Doch es ist überflüssig noch mehre von seinen rühmlichen Thaten anzuführen, da die ganze Odyssee keine andere Aufgabe hat, als an dem Beispiele des Ulysses zu zeigen, was der Mann von einem klugen und erfinderischen Geiste auszuführen vermöge. [5])

Unter seinen ausgezeichneten Fähigkeiten und Talenten verdient noch seine Rednergabe einer besondern Erwähnung. Er zeigt in seinen Reden nicht allein tiefe Menschenkenntniß und die feinste Verstellungskunst, sondern ist auch ausgerüstet mit denjenigen Eigenschaften, die dem Vortrage Nachdruck, Feuer und Kraft

---

[1]) Od. I, 257. [2]) Il. X, 232. [3]) Od. IV, 246 ff.
[4]) [5]) s. Oben Zweck der Odyssee.

geben. Wie anschaulich weiß der Dichter diese Gabe eines hinreißenden Vortrages zu schildern. „Wenn er reden will, sagt er, steht er ruhig da, die Augen unverwandt auf den Boden heftend, und den Szepter unbeweglich vor sich haltend, als wüßte er nichts vorzubringen. Doch wenn er seine kräftige Stimme erhebt, und er die Worte gleich den Schneeflocken des Winters fortschickt, so vermag kein Sterblicher in der Rede mit ihm zu wetteifern. [1])"

Bei seiner Hinterlist und seinem ränkevollen Sinne hat seine Rede nicht das Offene und Freie, was dem Nestor eigen ist; er hat nicht selten etwas Verstecktes, er liebt Umschweife. Mitunter verräth er auch in seinen Vorträgen einen nicht geringen Grad von Redseligkeit. Unter vielen andern Beispielen mag hier nur die Rede genannt werden, durch welche er den trauernden Achill bewegen will, Speise und Trank zu sich zu nehmen. [2])

Der Ulysses des Homer ist tapfer, muthig und groß; er ist der nicht, den man später aus ihm gemacht hat. Er soll nämlich feige, hinterlistig und schwach seyn, der sich durch nichts als seine Klugheit empfehle. Man sieht aber leicht, warum der tapfere Held, der so Viele an Körperkraft übertraf, — man erinnere sich nur wie er allein den Bogen spannt, was keiner der Freier vermag [3]) — in einem solchen Lichte erscheint. Seine Tapferkeit hat nicht das Offene und Freie, was den Achill auszeichnet; das Heimliche, Hinterlistige und Versteckte scheint eines wahren Helden unwürdig und das Zeichen von Schwäche zu seyn. Daher hat man den Ulysses den ersten Helden nicht gleich setzen wollen, was er auf jeden Fall verdient.

Nicht weniger unrichtig ist es, wenn man den Patroklus deswegen nicht für tapfer halten wollte, weil er in den Waffen des Achill von Hektor erschlagen wird. Er unterlag nicht wegen Mangel an Tapferkeit, sondern weil es das Schicksal so wollte.

---

[1]) Il. III, 216 — 222. [2]) Il. XIX, 215 ff. [3]) Od. XXI, 409.

In Ulysses giebt Homer uns den vollendeten Helden durch geistige Ueberlegenheit, eines Helden der nie der Leidenschaft unterliegt. Ueberall leitet ihn Enthaltsamkeit und kluge Berechnung. Achill, wenn auch größer als Held, ist ein Sklave der Leidenschaft, und dadurch ist er weniger groß als der Sohn des Laertes. Größer wäre dieser freilich noch gewesen, wenn nicht Klugheit und Verstand, sondern Vernunft und moralische Triebfedern ihn geleitet hätten. Doch einen solchen Helden vermochte der Geist eines Homer noch nicht zu schaffen.

Die Ableitung des Namens giebt Homer von ὀδύσσομαι Od. XIX, 407.

Penelope.

Penelope, Tochter des Ikarius, Gemahlin des Ulysses und Mutter des Telemach, ist eine der sittsamsten und edelsten Frauen, welche Homer besungen hat. Ihrem Gatten mit treuer Liebe ergeben, weiß sie eine Schaar zügelloser Freier eine Reihe von Jahren hinzuhalten, um die Rückkehr des innig Geliebten zu erwarten. Diese Rückkehr ihres Gemahls ist der schönste Gedanke ihres Lebens; daher zerreißt der Gesang des Phemius über die traurige Rückkehr der Griechen von Troja ihr Herz mit dem heftigsten Schmerze; sie bittet den Sänger um ein anderes Lied. [1])

In stiller Sittsamkeit wohnt sie in den abgelegenen Gemächern, ernsthaft mit ihren Dienerinnen mit weiblichen Arbeiten beschäftiget. Nur selten erscheint sie, umgeben von ihren treuen Dienerinnen, in der Gesellschaft der Freier. Ohne Zweifel hält sie dieselben mehr durch ihr züchtiges, anstandvolles und sittsames Betragen in ihren Heirathsanträgen hin, als durch die sinnreiche Erfindung, sie wolle dann eine Erklärung geben, sobald sie ein angefangenes Gewebe vollendet haben würde. [2]). Dieser Kunst-

---

[1]) Od. I, 340 ff. [2]) Od. II, 96 ff.

griff, daß sie des Nachts wieder auflösete, was sie am Tage vollendet hatte, würde nicht lange gewirkt haben, wenn nicht irgend etwas Anderes die Freier in ihren Schranken zurückgehalten hätte.

Der Dichter zeichnet den Charakter der Penelope als einen edlen und musterhaften, doch auch in dieser Schilderung erkennt man, daß er die Menschen darstellen will, wie sie sind, und nicht wie jene späterhin so oft geschildert worden ist. Penelope zeigt beharrliche Treue, doch von einer überspannten Liebe, die alles verschmähend nur dem Einen in allen ihren Hoffnungen ergeben ist, weiß sie nichts. In ihrem Betragen giebt sie deutlich zu erkennen, daß sie sich nicht alle Aussichten für die Zukunft vernichten wolle, im Falle ihr Gemahl wirklich durch den Tod dahin gerafft seyn sollte. Sie hält die Freier mit Versprechungen hin; sie will keinen annehmen, aber auch nicht alle ganz von der Hand weisen. Darüber klagt Telemach selbst. [1]) Auch Minerva deutet auf diesen Sinn der Penelope hin, wenn sie sagt: „Will deine Mutter heirathen, so laß sie in das Haus ihres Vaters zurückkehren, damit dieser ihr eine angemessene Aussteuer gebe, sie aber dir nicht ferner das Haus zu Grunde richte.“ [2])

Dies befleckt den Charakter der Helena keinesweges. Sie ist ihrem Manne treu, so weit es irgend Pflichtgebot und innige Liebe fordern kann; so lange irgend die Hoffnung seines Lebens bleibt. Mit seinem Tode eröffnet sich ihr die Aussicht einer neuen Ehe. In dieser Gesinnung erscheint sie uns gewiß eben so ehrwürdig und edel, als in einer romanhaften Treue bis in den Tod.

Telemach.

Einen unverdorbenen, rüstigen, Anstand und Ehre liebenden Jüngling hat uns der Dichter in dem Telemach gezeichnet. In

---

[1]) Od. XVI, 126. [2]) Od. I, 275—278.

seinen Wünschen kennt er nichts Höheres als sein väterliches Erbe vor Verletzungen zu sichern, seinen Vater wiederzufinden, die Mutter zu schützen, und die übermüthigen Freier mit der verdienten Strafe zu belegen.

Bei seinem ersten Auftreten sieht man an ihm die Schüchternheit, welche dem Jünglinge bei den ersten Versuchen, seine Rechte geltend zu machen, eigen ist. Doch in der Freimüthigkeit, mit welcher er sich äußert, verräth er Selbstvertrauen und das Bewußtseyn einer gerechten Sache. Eine unumwundene und nachdrückliche Erklärung giebt er den Freiern der Mutter, welche ihn als einen unmündigen, unerfahrnen Jüngling mit Spott und Verachtung behandeln. In allen seinen Unternehmungen und Handlungen zeigt er Umsicht, Ueberlegung und Mäßigung, daher nennt ihn der Dichter stets πεπνύμενος, verständig, klug, eigentlich beseelt, von πνῦμι, ich athme, bin lebendig.

Vorlaut, anmaßlich und herrschsüchtig erscheint er auf den ersten Blick in der Zurechtweisung, die er seiner Mutter giebt, als diese, in den Männersaal tretend, den Phemius tadelt, daß er die traurige Rückkehr der Griechen von Troja singe. Bei einer näheren Berücksichtigung seiner Lage wird er von dem Vorwurfe, die Achtung gegen die Mutter aus den Augen gesetzt zu haben, gerechtfertigt. Es ist nicht nöthig, zu seiner Entschuldigung an das sehr untergeordnete Verhältniß des griechischen Weibes zu erinnern; die augenblickliche Gemüthsstimmung entschuldigt die zurechtweisenden Worte.

Man denke, welche Gedanken, Entschlüsse und Vorsätze in dem Geiste des bisher unthätigen Jünglings durch die Rede der Athene erweckt seyn mußten. Er soll öffentlich als Herr des Hauses auftreten, soll den Freiern das bisherige Verhältniß aufkündigen, soll eine Reise unternehmen, um Nachricht von dem Vater einzuziehen. Hoch mußte ihm das Herz im Busen schlagen; zu großen Thaten mußte er sich befähiget fühlen. Nicht treuer konnte der Dichter uns die Natur schildern, als in diesem Ver-

weise, den der kühne Jüngling der Mutter giebt, welche es wagt sich mit Befehlen in die Angelegenheiten des Hauses einzumischen. An ihm sollte von nun an das Befehlen seyn. Voreiligkeit ist in solchen Fällen der Jugend nur zu sehr eigen.

Nestor.

Durch mannigfaltige Erfahrung, Weisheit, Wohlwollen und guten Rath übertrifft Nestor, der Sohn des Neleus, König von Pylos, alle Griechen. Er konnte während seines langen Lebens einen großen Schatz von Erfahrung einsammeln, denn er sahe zwei Geschlechter untergehen, und lebte zur Zeit des trojanischen Krieges mit dem dritten.[1]) Von seinem Vater heißt er *Νηλήϊος* oder *Νηληϊάδης*; sonst gewöhnlich *Γερήνιος*, von dem Orte Gereneus oder Gerenia. Das mit dem letzteren fast immer verbundene *ἱππότα* oder *ἱππότης* beziehet sich auf den Krieger, der zu Wagen kämpft und die Pferde gehörig zu zügeln versteht.

Auf seine Erfahrung thut er sich viel zu Gute. Er rühmt sich gern selbst, und ertheilt, so oft die Gelegenheit sich dazu darbietet, guten Rath. Als die Griechen die Belagerung aufzugeben geneigt sind, ermuntert er sie zur Fortsetzung des Krieges, und erinnert sie an die feierlich gemachten Verträge.[2]) Er ist es, der den Rath giebt, die Schiffe mit einem Walle und Graben zu umgeben, um vor dem Andrange der Feinde gesichert zu seyn.[3]) Von ihm geht der Vorschlag aus, den Achill durch Geschenke zu versöhnen, und ihn dahin zu bringen, daß er Antheil an dem Kampfe nehme.[4])

In wie hohem Ansehen er bei dem Heere seiner Klugheit und Erfahrung wegen stand, geht hervor aus der Erklärung des

---

[1]) Jl. I, 251. 252. Od. III, 245.
[2]) Jl. II, 337 ff.
[3]) Jl. VII, 327 ff.
[4]) Jl. IX, 96 — 113.

Agamemnon, daß er Troja leicht erobern würde, wenn er zehn so verständige Männer im Lager hätte. [1])

Sein Vortrag war sanft und angenehm; süßer als Honig floß die Rede von seiner Zunge. Wegen seines Rednertalents hieß er ἡδυεπής und λιγύς. [2])

Ein besonders hervorstehender Zug des Alters ist an ihm die geschwätzige Redseligkeit, und das wohlgefällige Rühmen und ausführliche Erzählen seiner in den Jugendjahren verrichteten Thaten. „Ich habe, sagt er, mit größeren Männern gelebt als ihr jetzt seyd, mit einem Pirithous, Dryas, Kaineus, Exadius, Polyphemus und Theseus.“ [3]) Eben so sehr rühmt er seinen Kampf mit dem Itymoneus, dem Anführer der Eleer, welche einen Theil seiner Heerden als Beute weggeführt hatten, [4]) und seine Siege bei den Leichenspielen des Amarynkeus, des Königes der Epeer. [5])

Heldenthaten kann er im trojanischen Kriege nicht ausführen; seine Jahre hindern ihn daran. Seinen Platz ersetzt sein Sohn Antilochus, ein muthiger, rascher und gewandter Jüngling. Vor den Kampfspielen am Grabe des Patroklus ertheilt Nestor ihm eine sehr ausführliche Belehrung über die Kunst des Wagenlenkens, welche beobachtend jener den Sieg über den Menelaus davon trägt. [6])

Diomed.

Diomed, Sohn des Tydeus, [7]) Königs von Aetolien, obgleich ein Held von untergeordnetem Range, zeigt sich als einen der muthigsten, feurigsten und tapfersten Streiter gegen die Trojaner. Viele ausgezeichnete Thaten, von denen der Dichter einen großen

---

[1]) Il. II, 372. 373. [2]) Il. I, 248. 249. [3]) Il. I, 262—265.
[4]) Il. XI, 670 ff. [5]) Il. XXIII, 629 ff. [6]) Il. XXIII, 306.
[7]) Tydeus, Sohn des Oeneus, floh eines Mordes wegen nach Argos, wo er die Tochter des Adrastus heirathete. Il. XI, 119 ff.

Theil in der sogenannten Diomedea besingt, geben die Beweise seines muthigen Eifers und seiner Tapferkeit. Doch unerachtet seines feurigen Geistes zeigt er Besonnenheit und Mäßigung. Als Agamemnon ihn mit derben und nachdrücklichen Worten zur Tapferkeit auffordert, beträgt er sich unterthänig, folgsam und nachgiebig. [1]) Von seiner Mäßigung und besonnenen Ueberlegung giebt er einen Beweis, als Hektor ihm entgegen kommt. Er stutzt, gleich einem Manne, der im Felde auf einen reißenden Strom trifft. Wie dieser hält auch er es für rathsam, umzukehren. [2]) Und wozu hätte er seine Kräfte gegen jenen versuchen sollen, da er im voraus von einem ungünstigen Erfolge versichert war? Nicht vor diesen Hektor, sondern vor dem schützenden Mars fürchtet er sich. Ueberhaupt zeigt er gegen die Götter eine heilige Scheu. „Unglück und Verderben, sagt er, muß es bringen, wenn der Sterbliche es wagt, gegen die Götter zu kämpfen. [3])“ Daher achtet er sehr sorgfältig auf Vorbedeutungen. Als ein Blitz vor seinem Wagen in die Erde fährt, erkennt er darin eine Weisung des Zeus, sogleich umzukehren. [4])

Bei anderen Gelegenheiten, wo die Gefahr nicht so nahe und augenscheinlich ist, oder wo die Hitze des Kampfes ihn fortreißt, wagt er die kühnsten und verwegensten Behauptungen. Als Agamemnon von Troja mit dem Heere abziehen will, behauptet er voll Unwillen: „Wenn auch alle Griechen nach Hause gehen, so werde er und Sthenelus Troja allein zerstören. [5])“ Wo er sich dem Kampfe gewachsen fühlt, verleitet seine Hitze ihn zu Prahlereien. Dem ihm sich nähernden Glaukus ruft er zu: „Nur Kinder unglücklicher Aeltern gehen mir entgegen, denn ihr Tod ist gewiß. [6])“ Wie heftig er von Temperament ist, beweiset sein Betragen bei den Leichenspielen des Patroklus. Indem er durch einen Unfall des Sieges verlustig geht, weiß er seinen Aerger

---

[1]) Il. IV, 370 ff. [2]) Il. V, 596 ff. [3]) Il. VI, 128 ff.
[4]) Il. VIII, 134—157. [5]) Il. IX, 45 ff. [6]) Il. VI, 127.

so wenig zu mäßigen, daß er in Gegenwart Aller Thränen vergießt. [1]) Die gewöhnlichen Epitheta sind *καρτερόθυμος* und *δαΐφρων*, der standhafte und kriegerische.

Ajax der Telamonier.

Der nächste nach dem Peliden an Tapferkeit ist Ajax, [2]) der Sohn des Telamon, Königs auf der Insel Salamis, und Bruder des Teucer. In seinem Sinne zeigt er sich heftig, derbe, offen und edel. Seine Meinung sagt er stets frei heraus. So scheuet er sich nicht dem Achill Vorwürfe zu machen, daß er der Briseis wegen der allgemeinen Sache untreu werde. [3])

Wegen seiner Tapferkeit stand er bei dem Heere in großem Ansehen. Mit Freude und Hoffnung des Sieges sehen die Griechen ihn dem Zweikampfe mit dem Hektor entgegen gehen; die Trojaner erschrecken, Hektor selbst fühlt sich beängstiget. [4]) Obgleich in diesem Zweikampfe der Sieg unentschieden bleibt, so verrichtet er doch sonst viele rühmliche Heldenthaten, und wird deswegen für eine Schutzwehr oder Vormauer des griechischen Heeres gehalten, *ἕρκος Ἀχαιῶν*. Sehr oft pflegt er an der Seite des Ajax, des Sohnes des Oileus, zu kämpfen. Diese beiden, wenn sie vereinigt kämpfen, vergleicht der Dichter mit einem Gespanne zweier Ochsen, welche einen Acker pflügen. [5]) Die Tapferkeit beider ist gleich stürmisch, daher sagt der Dichter von ihnen, *θοῦριν ἐπιειμένοι ἀλκήν*, angekleidet, begabt mit ungestümer Kraft.

Bei der muthigsten Tapferkeit ist doch auch Ajax der Furcht nicht ganz unzugänglich. Es giebt Fälle, wo auch ihm der Andrang der Feinde und das Gewühl der Schlacht zu heftig wird. [6])

Seinen Tod zog er sich zu aus Gram, weil Ulysses ihm bei der Bewerbung um die Waffen des Achill vorgezogen war. [7])

---

[1]) Jl. XXIII, 385. [2]) Jl. XVII, 280 u. XIII, 324. [3]) Jl. IX, 620. [4]) Jl. VII, 182 ff. [5]) Jl. XIII, 703—708. [6]) Jl. XVII, 238 ff. [7]) Od. XI, 544.

Ajax der Dileer.

Nicht weniger tapfer als Ajax, der Sohn des Telamon, war Ajax, der Sohn des Dileus. Er war Anführer der Lokrer, die ihrer leichten Rüstung wegen, — Ajax selbst hatte einen leinenen Harnisch, λινοθώρηξ, — nicht geeignet zum stehenden Kampfe waren; ihre Hauptwaffe war der Bogen. Ajax zeichnete sich als Lanzenschwinger aus. [1])

Sein Charakter hat nicht das Biedere und Edle, was der Telamonier überall zeigt. Er ist vorlaut, streitsüchtig und auffahrend. Wie unwürdig ist sein Betragen bei den Kampfspielen gegen den Idomeneus bei einer so unerheblichen Veranlassung. Idomeneus hält ihm seine Fehler vor, und nennt ihn νεῖκος ἄριστε, κακοφραδές. [2]) Die Frechheit seines Mundes gegen Neptun kostete ihm das Leben. [3]) Daß er der Athene verhaßt gewesen sey, berichtet Homer gleichfalls, ohne jedoch das ihm gewöhnlich vorgeworfene Verbrechen, die Schändung der Kassandra, zu nennen. [4])

Patroklus.

Als treuer Freund und tapferer Gefährte des Achill wird Patroklus, der Sohn des Menötius, vom Dichter vielfach gepriesen. Er kennt den heftigen unbiegsamen Geist des Achill auf das genaueste, und weiß ihn mit Klugheit zu behandeln. Er ist nämlich der stete Begleiter desselben von Jugend an gewesen, und ist auch mit ihm zugleich nach Troja gezogen nach dem Willen seines Vaters.

Gutmüthigkeit und ein leicht zu rührender Sinn sind ihm in einem hohen Grade eigen. Die Noth der Griechen erweicht ihn zu Thränen. Achill spottet seiner deswegen, indem er ihn mit einem Kinde vergleicht, das die ausgehende Mutter schreiend beim Kleide faßt, damit dieselbe es mitnehme. [5]) Die Theilnah-

---

[1]) Jl, II, 530. [2]) Jl. XXIII, 483. [3]) Od. IV, 499 ff.
[4]) Od. IV, 502. [5]) Jl. XVI, 7.

me, welche Briseis für ihn an den Tag legt bei seinem Tode, giebt rühmliches Zeugniß über seinen sanften Sinn und sein freundliches Betragen. [1])

Daß er sich in der Hitze des Kampfes vergißt, und nach der Sitte seiner Zeit, über den gefallenen Feind spöttisch triumphirt, indem er von dem über Kopf vom Wagen fallenden Kebriones sagt: „Du bist ein guter Taucher; du könntest für Viele Austern in der Tiefe des Meeres sammeln," [2]) ist nicht ein Beweis schlechter Gesinnung, sondern der lebhafte Ausbruch der Freude über den errungenen Sieg.

Als Krieger zeigt er sich seines großen Freundes, dessen Wagenlenker er ist, weswegen er ἱπποκέλευθος [3]) genannt wird, würdig; eine Menge Trojaner streckt sein Heldenarm zu Boden. Daß er dem Hektor unterliegt, kann seinen Ruhm nicht verringern, da er seinem Tode nach einem Verhängnisse der Götter nicht entgehen konnte. Apoll, umhüllt von einer Wolke, nähert sich ihm unvermerkt, und schlägt ihn mit der Hand auf die Schulter. Darauf wirft er ihm den Helm vom Kopfe und löset ihm den Harnisch. Zugleich bricht die Lanze, so wie auch der Schild ihm abfällt. Bestürzt steht er da ohne Schutz. Da schleudert ihm Euphorbus die Lanze zwischen die Schultern. Verwundet will er sich zurückziehen, als Hektor herbeieilt und ihn mit dem Speere zu Boden streckt. [4])

Diese Erzählung hat etwas Seltsames und läßt keine wörtliche Deutung zu. Der einfache Sinn kann wohl kein anderer seyn, als daß Patroklus, ermuthigt durch den Sieg, sich tollkühn auf den Feind geworfen hat. Verlassen von den Seinigen umringen ihn die Feinde von allen Seiten. Angriffe im Rücken zeigen ihm die vorhandene Gefahr. Er verliert die Fassung und mit ihr allen Muth und Kraft. Wie ein Wehrloser wird er nie-

---

[1]) Il. XIX, 300.
[2]) Il. XVI, 745 ff.
[3]) Andere lesen ἱπποκελεύστης, Pferdegebieter.
[4]) Il. XVI, 788 ff.

dergestoßen. Den plötzlichen Wechsel seiner Gemüthsstimmung konnte der Dichter nicht anders als durch unmittelbares Einwirken eines Gottes erklären.

Idomeneus.

Idomeneus, Anführer der Kretenser, hat in seinem Charakter Aehnlichkeit mit dem Diomed. An Tapferkeit ist er ihm fast gleich, nur zeigt er sich weniger heftig und stürmisch. Der Dichter nennt ihn gewöhnlich *δαΐφρων*.

Großes Ansehen besitzt er bei dem ganzen Heere, ja selbst Agamemnon behandelt ihn mit großer Achtung. „Dir wird,“ sagt er, „der Ehrenwein beim Mahle reichlicher als den übrigen Vornehmen vorgesetzt, damit du nach deinem Verlangen trinkest.“ [1])

Schrecken und Furcht verbreitet er überall um sich her, wenn er in seiner strahlenden Rüstung einherschreitet. Der Dichter vergleicht ihn mit einem Blitze, welchen Jupiter vom Olymp schicket, damit er den Menschen ein Zeichen, *σῆμα*, sey. [2])

Daß er über den besiegten Feind spottet, [3]) ist nicht ein Zeichen von Uebermuth und Frechheit, sondern die Sitte seines Zeitalters. Seine Tapferkeit ist gemäßiget durch das herannahende Alter, er ist *μεσαιπόλιος*, [4]) die Haare fangen bei ihm an grau zu werden. Daher zieht er sich vor dem Aeneas zurück, weil dieser in der Blüthe seiner Jahre ist. [5])

Stentor.

Er ist berühmt wegen seiner durchdringenden Stimme, er ist *χαλκεοφώνος*. Er konnte schreien wie funfzig Menschen. [6])

Thersites.

In der Gallerie von ausgezeichneten Charakteren, welche Homer in seinen Gedichten in so kräftigen Zügen gezeichnet hat,

---

[1]) Il. IV, 257 ff. [2]) Il. XIII, 242. [3]) Il. XIII, 374 ff.
[4]) Il. XIII, 361. [5]) Il. XIII, 481 ff. [6]) Il. V, 785. 786.

durfte auch der eines Thersites, eines körperlichen und geistigen Krüppels, nicht fehlen, um die Riesengestalten an Körper und Geist durch den Kontrast in ihrer ganzen Größe darzustellen. Das Krüppelhafte in seiner ganzen Natur möchte auf den ersten Blick Mitleid zu erregen geeignet scheinen; allein das Freche, Vorlaute, Anmaßliche im Betragen ändert die Gemüthsstimmung. Mit Unwillen hört man den streitsüchtigen Schmäher. Durch das Benehmen, nachdem er eine wohlverdiente Züchtigung erhalten, erweckt er Lachen; denn komisch ist es, wenn er sich mit den erhaltenen Schlägen ruhig hinsetzt und seine langen Thränen vergießt.

Die Schilderung, welche der Dichter von seiner körperlichen Gestalt macht, giebt eine wahre Karrikatur. Er war schielend, *φολκός*, [1]) hinkend mit dem einen Fuße, bucklicht, indem die Schultern hervorstanden, nach der Brust hin zusammenlaufend. Der Kopf hatte eine spitzige Gestalt, er war *φοξός*, und mit dünnen Haaren besetzt, *ψεδνὴ δ᾽ ἐπενήνοθε λάχνη*.

An Geist war er nicht weniger häßlich. Er hatte eine Zunge voller Bosheit, Bitterkeit und Verläumdung; er ist ein *λωβητήρ*. Er schwatzt alles heraus, was ihm in den Mund kommt, und verschont mit seinem boshaften Witze die angesehendsten und geachtetsten Männer nicht. Er kennt weder Maß, ist *ἀμετροεπής*, noch Rücksicht, ist *ἀκριτόμυθος*.

Gegen den Agamemnon führt er die frechsten Reden. Ulysses verweiset ihm seine nichtswürdige Frechheit, und reichet ihm dann einige Hiebe mit seinem Zepter, so daß Schwielen sich ihm auf dem Rücken erheben. Thersites setzt sich bestürzt nieder. Indem er mit entstelltem Gesichte oder albern, *ἀχρεῖον*, um sich blickt, trocknet er seine Thränen. Wohl mochten die Griechen bei diesem Anblicke in ein lautes Gelächter ausbrechen. [2])

---

[1]) Buttm. lexil. Th. 1. S. 242. versteht *φολκός* von schiefen Beinen und vergleicht es mit valgus. Diese Erklärung paßt sehr, da Homer die Beschreibung mit den Füßen anfängt. [2]) Jl. II, 211—271.

Wie treu hat der Dichter in diesem Thersites die Natur geschildert! Die freche Zunge des muthwilligen Spötters kennt weder Scham noch Scheu; sie beleidigt selbst die Stärksten, und weiß sich nicht eher zu mäßigen, als bis eine derbe Züchtigung erfolgt. Dann ist aber auch plötzlich aller Muth dahin. Es bleibt nichts übrig, als die Schmerzen durch Thränen zu lindern.

Von denjenigen Personen, welche nur Nebenrollen in den Gesängen des Dichters spielen, mögen folgende genannt werden.

Kalchas, ein Wahrsager, durchdringt mit seinen Blicken das Dunkel der Zukunft. Sein vielumfassendes Wissen umschreibt der Dichter, wenn er sagt: „Er wisse die Gegenwart, die Vergangenheit und Zukunft.“ Die Unternehmung des Heeres leitete er durch die Kunst zu weissagen, μαντοσύνη. [1])

Machaon [2]) und Podalirius, [3]) ersterer ein Sohn des Aeskulap, heilen die verwundeten Krieger.

Chryses ist Priester des Apoll zu Chrysa in Troas. Die Tochter desselben, Chryseis, war bei der Eroberung von Theben gefangen genommen, und dem Agamemnon als Antheil bei der Vertheilung der Beute zugefallen. Der Vater will sie für ein Lösegeld loskaufen, wird aber vom Agamemnon mit stolzen Worten zurückgeschickt. Da rächt Apoll seinen Priester durch die Pest. Agamemnon ändert seinen Sinn. Ulysses führt dem Chryses die Tochter zu, indem er den Zorn der Götter durch eine Hekatombe zu stillen sucht.

Briseis, die Tochter des Brises aus Lyrnessus, war die Sklavin des Achill. Mit stiller Geduld, wie es ihr Verhältniß als Gefangene mit sich brachte, ertrug sie ihr trauriges Loos. Bei einzelnen Gelegenheiten suchte sie ihren Kummer durch Klagen zu lindern. So bei der Leiche des Patroklus. „Meinen Gemahl Mynes und meine drei leiblichen Brüder habe ich durchs Schwert verloren. Meine einzige Hoffnung blieb, daß Achill mich

---

1) Il. I, 70—72. 2) Il. IV, 193. 3) Il. XI, 832.

als Gattin nach Phthia führen würde." [1]) Mit dieser Aussicht hatte Patroklus sie getröstet.

Talthybios und Eurybates waren Herolde des Agamemnon, und Peisenor der des Ulysses zu Ithaka.

Da die Herrscher ihre Macht von Zeus hatten, und die Volksversammlungen unter der Leitung desselben standen, [2]) so nennt der Dichter die Herolde, Διὸς ἄγγελοι ἠδὲ καὶ ἀνδρῶν, auch Διὶ φίλοι. Ihrer hellen Stimme wegen heißen sie λιγυφθόγγοι ἠπύται.

Phemius und Demodokus, Sänger der Odyssee, verherrlichen im Gesange die Heldenthaten großer Männer.

Eumäus, der göttliche Sauhirt, zeigt die treueste Ergebenheit gegen den Ulysses. Wegen seiner edlen Gesinnung wird er der göttliche, δῖος, genannt. [3])

Philötios, Rinderhirt des Ulysses, bleibt seinem Herrn treu, und leistet mit dem Eumäus bei der Ermordung der Freier thätige Hülfe.

Melantheus, der Ziegenhirt, von harter Gemüthsart, mißhandelt den Ulysses, als er, verkleidet als Bettler, in sein Haus kommt.

Iros, ein Bettler, groß von Körper, schwach an Kraft, dabei ein unersättlicher Vielfraß, beleidigt den verkleideten Ulysses, und wird von diesem erschlagen.

Eurykleia ist die treue Haushälterin des Ulysses. Laertes hatte sie in ihrer Jugend für den Preis von zwanzig Ochsen gekauft. Sie ist voll von Gutmüthigkeit, Eifer und Anhänglichkeit für ihren Herrn und dessen Haus.

2) Trojaner.

Man hat eine gewisse Partheilichkeit in der Charakteristik der Personen beim Dichter finden wollen; er soll eine Vorliebe für

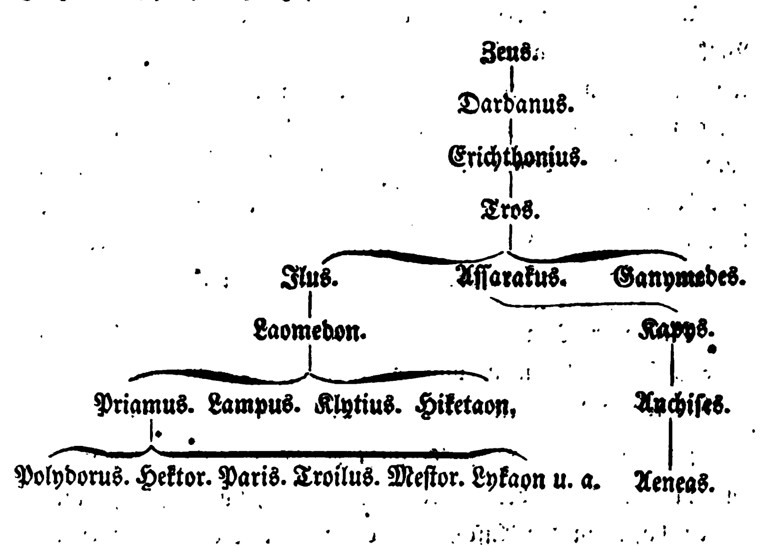
---

[1]) Il. XIX, 291—300. [2]) Od. II, 69. [3]) Od. I, 337 ff. Od. XV, 415 ff.

die Trojaner an den Tag legen und sie edler, gebildeter und besser schildern, als die griechischen Helden. [1] Dies ist jedoch nicht der Fall. Nicht die geringste Spur von Partheilichkeit ist bei ihm wahrzunehmen, und darin liegt ein sehr sicherer Beweis, daß er eine Begebenheit der Sage oder Sagengeschichte, wie man es nennen möchte, behandelte. Er schildert Jeden nach Verdienst; die Trojaner erscheinen nicht weniger fehlerhaft und leidenschaftlich als die Griechen. So ohne Zorn und Vorliebe lassen sich die Begebenheiten der Gegenwart nicht behandeln.

Priamus.

Priamus stammt, wie alle Heroen von Auszeichnung, von Jupiter her. Zur Uebersicht mag hier die Stammtafel seines ganzen Geschlechtes Platz finden.



Groß war die Zahl seiner Kinder; er hatte funfzig Söhne, von denen Hekabe neunzehn geboren hatte, [2] und zwölf Töchter. [3]

---

[1] Schubarth Ideen über Homer und sein Zeitalter.
[2] Il. XXIV, 495. 496. [3] Il. VI, 248.

Unter allen war Hektor ihm der liebste. Einen Beweis seiner innigen Liebe giebt er durch die inständigen Bitten, durch welche er ihn zu bewegen sucht, daß er sich aus der Ebene in die Stadt zurückziehe, um dem Achill nicht zu begegnen. [1]) Groß ist sein Schmerz, als dieser Liebling gefallen. Um ihm ein anständiges Leichenbegängniß zu besorgen, scheuet er keine Gefahr. Bei Nacht wagt er sich mitten in das Lager der Feinde zum Achill, um diesen durch Thränen und Geschenke dahin zu bringen, ihm die Leiche herauszugeben. Mehr kann die Liebe des Vaters für den Sohn nicht thun. Eine solche Hingebung mußte den Beifall der Götter finden; sie senden ihm den Merkur zum Begleiter. Auf eine wundervolle Weise vollführt Priamus sein kühnes Unternehmen.

Als Herrscher erscheint er milde und gerecht; er liebt sein Volk innig und aufrichtig. Die Leiden desselben gehen ihm tief zu Herzen. Doch seltsam ist es, warum er als Herrscher nicht mehr thut, um die Feinde durch Auslieferung der Helena zum Abzuge zu bewegen. Paris zeigt sich eigensinnig; er will von Auslieferung nichts hören. Der König verräth dabei gänzliche Unthätigkeit; er sieht den Krieg als eine Schickung der Götter an. [2]) Man sieht, daß hier Dichtung zum Grunde liegt.

Bei aller Sanftmuth, Freundlichkeit und Milde zeigt Priamus heftigen Unwillen und aufbrausenden Zorn, wenn seine Söhne seinen Befehlen nicht schnellen Gehorsam leisten.

Welche bittere Verweise giebt er ihnen, als er im Begriff ist, in das Lager der Griechen zu fahren, und sie sich säumig finden lassen in der Anschirrung der Pferde und des Wagens. [3]) Doch sein Zorn spricht sich in Scheltworten aus; eigentliche Härte ist seinem sanften Sinne zuwider.

---

[1]) Jl. XXII, 38—76. [2]) Jl. III, 164. 165.
[3]) Jl. XXIV, 253 ff.

Hektor.

Hektor, der ausgezeichnetste Held auf der Seite der Trojaner, ist zugleich einer der edelsten und liebenswürdigsten Menschen in der Iliade. Er vereinigt alle Eigenschaften des Körpers und des Geistes in sich, die Theilnahme zu erwecken im Stande sind. Wohl scheint er ein besseres Schicksal zu verdienen, als ihm nach dem Rathe der Götter zu Theil wird.

Als Krieger übertrifft er Alle an Tapferkeit, mit Ausnahme des Achill. Als dieser sich dem Kampfe entzieht, da kann Keiner dem Hektor Widerstand leisten. Mit schweren Niederlagen treibt er die Griechen in die Enge; wenig fehlt daran, daß er die ganze feindliche Flotte vernichtet. Sein Anblick erfüllt alles mit Schrecken; er hat den Blick der Gorgo oder des Mars. [1]) Der glückliche Erfolg spornt seinen Muth. Er will die Bahn des Sieges bis auf das Aeußerste verfolgen. Durch einen Hauptschlag will er das Vaterland aus aller Noth befreien. Solche Hoffnungen und Aussichten entflammen seinen Muth bis zu einem wilden Rasen; er schäumt mit dem Munde, und die Augen funkeln ihm unter den furchtbaren Augenbraunen [2]) Doch seine Hoffnung wird vereitelt. Dagegen wird ihm der Ruhm zu Theil, den tapfern Patroklus zu erlegen. Ungern hört man ihn über den sterbenden Feind nach der Sitte seiner Zeit spotten. [3])

Nachdem er den Leichnam geplündert, zieht er sich zurück, weil er den Ajax sich nähern sieht. Harte Vorwürfe macht ihm Glaukus über das Ausweichen. Er weiß sich genügend zu entschuldigen. „Jupiter," sagt er, „treibt auch den Tapfersten in die Flucht. Leicht wird der errungene Sieg verloren." [4]) Daß der angestrengte Kampf seine Kräfte erschöpft hatte, und dieses Gefühl den Rückzug anrieth, wollte er nicht mit klaren Worten bekennen.

---

[1]) Jl. VIII, 349. [2]) Jl. XV, 607. 608.
[3]) Jl. XVI, 830 ff. [4]) Jl. XVII, 177.

Unter allen war Hektor ihm der liebste. Einen Beweis seiner innigen Liebe giebt er durch die inständigen Bitten, durch welche er ihn zu bewegen sucht, daß er sich aus der Ebene in die Stadt zurückziehe, um dem Achill nicht zu begegnen. [1]) Groß ist sein Schmerz, als dieser Liebling gefallen. Um ihm ein anständiges Leichenbegängniß zu besorgen, scheuet er keine Gefahr. Bei Nacht wagt er sich mitten in das Lager der Feinde zum Achill, um diesen durch Thränen und Geschenke dahin zu bringen, ihm die Leiche herauszugeben. Mehr kann die Liebe des Vaters für den Sohn nicht thun. Eine solche Hingebung mußte den Beifall der Götter finden; sie senden ihm den Merkur zum Begleiter. Auf eine wundervolle Weise vollführt Priamus sein kühnes Unternehmen.

Als Herrscher erscheint er milde und gerecht; er liebt sein Volk innig und aufrichtig. Die Leiden desselben gehen ihm tief zu Herzen. Doch seltsam ist es, warum er als Herrscher nicht mehr thut, um die Feinde durch Auslieferung der Helena zum Abzuge zu bewegen. Paris zeigt sich eigensinnig; er will von Auslieferung nichts hören. Der König verräth dabei gänzliche Unthätigkeit; er sieht den Krieg als eine Schickung der Götter an. [2]) Man sieht, daß hier Dichtung zum Grunde liegt.

Bei aller Sanftmuth, Freundlichkeit und Milde zeigt Priamus heftigen Unwillen und aufbrausenden Zorn, wenn seine Söhne seinen Befehlen nicht schnellen Gehorsam leisten.

Welche bittere Verweise giebt er ihnen, als er im Begriff ist, in das Lager der Griechen zu fahren, und sie sich säumig finden lassen in der Anschirrung der Pferde und des Wagens. [3]) Doch sein Zorn spricht sich in Scheltworten aus; eigentliche Härte ist seinem sanften Sinne zuwider.

---

[1]) Jl. XXII, 38—76. [2]) Jl. III, 164. 165.
[3]) Jl. XXIV, 253 ff.

Hektor.

Hektor, der ausgezeichnetste Held auf der Seite der Trojaner, ist zugleich einer der edelsten und liebenswürdigsten Menschen in der Iliade. Er vereinigt alle Eigenschaften des Körpers und des Geistes in sich, die Theilnahme zu erwecken im Stande sind. Wohl scheint er ein besseres Schicksal zu verdienen, als ihm nach dem Rathe der Götter zu Theil wird.

Als Krieger übertrifft er Alle an Tapferkeit, mit Ausnahme des Achill. Als dieser sich dem Kampfe entzieht, da kann Keiner dem Hektor Widerstand leisten. Mit schweren Niederlagen treibt er die Griechen in die Enge; wenig fehlt daran, daß er die ganze feindliche Flotte vernichtet. Sein Anblick erfüllt alles mit Schrecken; er hat den Blick der Gorgo oder des Mars. [1]) Der glückliche Erfolg spornt seinen Muth. Er will die Bahn des Sieges bis auf das Aeußerste verfolgen. Durch einen Hauptschlag will er das Vaterland aus aller Noth befreien. Solche Hoffnungen und Aussichten entflammen seinen Muth bis zu einem wilden Rasen; er schäumt mit dem Munde, und die Augen funkeln ihm unter den furchtbaren Augenbraunen [2]) Doch seine Hoffnung wird vereitelt. Dagegen wird ihm der Ruhm zu Theil, den tapfern Patroklus zu erlegen. Ungern hört man ihn über den sterbenden Feind nach der Sitte seiner Zeit spotten. [3])

Nachdem er den Leichnam geplündert, zieht er sich zurück, weil er den Ajax sich nähern sieht. Harte Vorwürfe macht ihm Glaukus über das Ausweichen. Er weiß sich genügend zu entschuldigen. „Jupiter," sagt er, „treibt auch den Tapfersten in die Flucht. Leicht wird der errungene Sieg verloren." [4]) Daß der angestrengte Kampf seine Kräfte erschöpft hatte, und dieses Gefühl den Rückzug anrieth, wollte er nicht mit klaren Worten bekennen.

---

[1]) Jl. VIII, 349. [2]) Jl. XV, 607. 608.
[3]) Jl. XVI, 830 ff. [4]) Jl. XVII, 177.

Doch bei den wilden Ausbrüchen heftiger Leidenschaft im wilden Schlachtgetümmel erkennt man in ihm den sanften, liebevollen, treuen Gatten und Vater. Sein Inneres enthüllt der Dichter auf die anziehendste Weise in dem Abschiede von der Andromache und dem Astyanax. Nichts kann gefühlvoller, edler und erhabener seyn als diese rührende Szene.

Daß er Mensch war, und daß er menschlichen Schwächen unterlag, zeigt sein Betragen im Kampfe gegen Achill. Entschuldigen kann ihn der Glaube an das unvermeidliche Geschick. Die Vorstellung des nahen Todes mußte ihn mächtig ergreifen. Diesen Tod hatte Zeus selbst ihm mit bestimmten Worten angekündiget. [1])

Wie fremd ihm Furcht und Feigheit waren, zeigt die hohe Achtung, welche er allgemein bei den Trojanern genoß; denn wie einen Gott verehrten sie ihn.

Das gewöhnliche Epitheton ist *κορυθαιόλος*, den Helm schnell bewegend.

Andromache.

Andromache war die Tochter des Etion, Königs von Theben, *Θήβη ὑποπλακίη*, am Berge Plakes gelegen.

Ihr Vater nebst ihren sieben Brüdern wurde von Achill erschlagen. [2])

Sie hängt mit ganzer Seele an ihren Gatten, und zeigt einen sanften, bescheidenen und häuslichen Sinn. Wie groß mußte ihre Sorgfalt für ihren Gatten seyn, da sie mit eigener Hand die Geschäfte verrichtete, welche die Wartung und Pflege seiner Pferde vorschrieb.

Paris.

Paris oder Alexander war durch die Entführung der Helena Urheber des trojanischen Krieges.

---

[1]) Il. XVII, 202. [2]) Il. VI, 416. 422.

Von dieser Entführung sagt Homer nicht mehr, als daß Paris mit Helena über Phönizien zurückgekehrt sey. [1]) Nach der Sage des Herodot war er auf der Rückreise auch in Aegypten. [2])

In dem Paris hat uns der Dichter das älteste Beispiel der asiatischen Ueppigkeit und Verweichlichung gegeben. Ausgerüstet mit den Gaben der Aphrodite weiß Paris sich die Gunst der Weiber auf eine unwiderstehliche Weise zu erwerben. Denn wenn Helena eine Lage, in der ihr nach ihrer Aussage nichts zu wünschen übrig blieb, verließ, um mit dem Fremdlinge über weite Meere nach einem unbekannten Welttheile zu gehen, so mußte seinem Wesen ein wunderbarer Zauber eigen seyn. Seine Schönheit und Liebenswürdigkeit rühmet Hektor, als er ihm bittere Vorwürfe macht, daß er sich vor Menelaus zurückgezogen habe.

Er nennt ihn in seinem Zorne γυναιμανής, den Weibertollen, den Weibern ganz Ergebenen, ἠπεροπευτής, den Verführer; fügt aber hinzu: „Dir, Schönster, εἶδος ἄριστε, werden deine Zauber nichts nützen; nicht dein Zitterspiel, noch dein schönes Haar, noch deine Schönheit; denn du kannst dem Tode nicht entgehen.“ [3])

Bei solchen Eigenschaften konnte er unmöglich ein tapferer Krieger seyn. Große Heldenthaten sieht man ihn nie verrichten. Dabei verleugnet er doch den kriegerischen Sinn seines Zeitalters nicht ganz in seinem Betragen.

Ohne Weigerung stellt er sich zum Zweikampfe mit dem Menelaus, durch welchen der ganze Krieg beigelegt werden soll. Wohlgerüstet geht er seinem Gegner entgegen, und schleudert die lange Lanze gegen den runden Schild. Sowie aber Menelaus heftig eindringt, um einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen, da wird Paris unsichtbar. Aphrodite, sagt der Dichter, umhüllet ihn mit einer undurchdringlichen Wolke, und bringt ihn so in das Gemach der Helena. Die bittern Vorwürfe derselben er-

---

[1]) Jl. VI. 290. 291. [2]) Herod. II, 112. [3]) Jl. III, 38—55.

wiedert er mit großer Gelassenheit. Er selbst fühlt seine Schwäche als Krieger. Als Hektor ihn wegen seiner Feigheit tadelt, antwortet er: „Dir gaben die Götter einen unerschrockenen Muth; mir verlieh Venus ihre Gaben. Der Mensch hat es nicht in seiner Gewalt, was er seyn will. Er muß mit Dank annehmen, was die Götter ihm verleihen.“ [1])

Paris kämpft gern aus dem Hinterhalte mit dem Bogen, welcher nicht die Waffe tapferer Heroen war; mit diesem verwundet er Diomed. Spöttisch nennt dieser ihn einen Mädchengaffer, παρθενοπίπης, der sich des Bogens rühmt, κέρα ἀγλαός. [2])

Die Helena, welche er stets Gattin, πόσις, nennt, liebt er mit beharrlicher Anhänglichkeit. Als Antenor den Vorschlag thut, zur Beendigung des Krieges die Helena den Griechen zurückzugeben, widersetzt er sich mit Festigkeit. Nur die Schätze, welche er mit aus Griechenland gebracht hat, will er den Griechen wieder zustellen. [3]) Der König Priamus ist mit dieser Erklärung zufrieden; er giebt Befehl, sie den Griechen vorzutragen.

Aeneas.

Aeneas, Sohn des Anchises und der Aphrodite, war auf dem Ida geboren. Von dem Herrscherstamme nur in einer Nebenlinie entsprossen, hatte er, so lange Priamus Söhne hatte, keine Hoffnung, zur Thronfolge zu gelangen. Doch ganz ohne Herrschaft war er nicht; Homer nennt ihn gewöhnlich den Anführer der Dardaner, so wie den Hektor den der Troer. [4])

Als Verbündeter focht er mit in dem Heere der Trojaner, ohne jedoch ausgezeichnete Heldenthaten zu verrichten. Ueberhaupt zeigt er keine recht thätige Theilnahme für die gemeinschaftliche Sache. Vielleicht war ihm eine gewisse Eifersucht gegen die Herrscherfamilie nicht ganz fremd. Als er dem Achill in der Vorder-

---

[1]) Jl. III, 63—66.
[2]) Jl. XI, 385.
[3]) Jl. VII, 357—364.
[4]) Jl. II, 816—830.

reihe sich nähert, fragt dieser ihn höhnisch: „Hast du etwa die Absicht mich zu tödten, damit Priamus dich aus Dankbarkeit zu seinem Nachfolger ernenne? Rechne nicht darauf, jener hat Söhne, welche er nicht zurücksetzen wird. Ich rathe dir, ziehe dich zurück, damit dir nicht etwas Uebles widerfahre." [1]) Darauf beginnen sie den Kampf. Aeneas wäre verloren gewesen, wofern Neptun ihn nicht gerettet hätte.

Einen ähnlichen Ausgang hat ein Kampf mit Diomed. Nachdem sie beide die Lanzen gewechselt haben, wirft Diomed mit einem Feldsteine. Ohnmächtig sinkt Aeneas zu Boden. Da eilt Aphrodite herbei und rettet ihn aus der unvermeidlichen Todesgefahr. [2])

---

[1]) Jl. XX, 178 ff. [2]) Jl. V, 311 ff.

Zweiter Theil.

Zweite Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Religions-Cultus.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß in dem Religionsglauben des Homer viel Fabelhaftes und aus menschlichen Verhältnissen Entlehntes anzutreffen ist. Nichtsdestoweniger hat die Religionsverehrung in diesen Gedichten eine sehr hohe Bedeutung für das Leben, und greift tief ein in die Denk- und Handlungsweise der Menschen.

Eine Vereinigung zwischen Religion und Moral, wie wir sie in dem Christenthume verwirklicht sehen, in welchem Religion die Grundlage der Sittlichkeit ist, darf in einem Zeitalter, dem das Zurückführen der Lebensvorfälle auf höhere Grundsätze und allgemeine Welt- und Lebensansichten fremd ist, nicht gesucht werden. Doch selbst in seiner roheren Gestalt blieb der Glaube an die Götter nicht ohne Einfluß auf die Sittlichkeit. Der Dichter schildert die Götter als Wesen, welche das Ausgezeichnete, Edle und Gute lieben; [1]) böse Gesinnung und Uebelthat verab-

[1]) Od. I, 65. 66.

scheuen, hassen und strafen sie. [1]) Wenn der Mensch sie auch nicht durch Reinheit der Gesinnung und des Wandels und durch edle Thaten zu verehren glaubt, so hat er doch die Vorstellung, daß er befleckt mit Sünden und Schandthaten ihnen seine Verehrung nicht auf eine ihnen wohlgefällige Weise darbringen könne. In der Sitte, vor dem Beten [2]) und Opfern die Hände zu waschen, erkennt man sehr deutlich eine Hindeutung auf moralische Reinheit.

Was noch mehr ist, wenn es dem Menschen wohl gehen soll, so muß er sich den himmlischen Mächten mit Demuth unterwerfen, sie bereitwillig als seine Oberherren anerkennen, und ihre Gunst und ihren Beifall sich auf jede Weise zu erwerben suchen. Jedes menschliche Unternehmen, das sich eines guten Erfolges erfreuen soll, muß von den Göttern begünstiget werden. Daher muß er ihre Gunst zu besitzen streben. Da aber die Götter nur menschliche Wünsche und Neigungen haben, so erwirbt man ihre Gunst durch dieselben Dinge, durch welche man sich Menschen gewogen macht, d. h. man bringt ihnen das Beste, was man hat, als Gabe dar. Dann sind sie dem Menschen gewogen, erhören seine Gebete, schützen ihn vor Gefahren, retten ihn aus Elend und Noth, rächen ihn, wenn ihm Unrecht zugefügt worden ist, und lassen sich leichter versöhnen, wenn sie auf irgend eine Weise von ihm beleidigt worden sind. [3])

Die Art der Gottesverehrung ist im Ganzen sehr einfach; Homer nennt das Beten, Libiren, Opfern und Darbringen von Weihgeschenken.

Gebete. Die Gebete, welche gewöhnlich mit gen Himmel gehobenen Händen verrichtet wurden, bestanden in kurzen und kräftigen Anrufungen. Der Betende erflehete entweder Glück, Heil und Segen im Allgemeinen, [4]) oder auch die Erreichung

---

[1]) Od. I, 46. 47. [2]) Od. III, 261. Jl. VI, 268.
[3]) Jl. IX, 495. [4]) Od. III, 57.

eines bestimmten Wunsches. Um die Götter zur Erhörung zu bewegen, pflegte er in dem Gebete der früher dargebrachten Gaben und Opfer Erwähnung zu thun.

Libationen. Um das Gebet feierlicher zu machen, wurde eine Libation mit demselben verbunden. Das Libiren, *σπένδειν* und *λείβειν*, bestand darin, daß man aus dem mit Wein gefüllten Becher einen Theil zur Ehre der Götter auf die Erde, den Tisch oder Altar goß. Der Gebrauch dabei war folgender:

Wenn man trinken wollte, so mischten Jünglinge, *κοῦροι*,[1]) oder auch Herolde, *κήρυκες*,[2]) oder Diener Wein und Wasser in einem großen Mischbecher. Diesen Mischbecher füllten sie bis an den Rand mit Getränk, *κρητῆρας ἐπεστέψαντο ποτοῖο*. War dies geschehen, so wurde der Wein von den Dienern in die Trinkbecher vertheilt, indem sie die Erstlinge eingoßen; Homer sagt gewöhnlich: *νώμησαν πᾶσιν ἐπαρξάμενοι δεπάεσσιν*. *Ἐπάρχεσθαι* heißt, das Erstegeben, nämlich aus dem Mischbecher in die Trinkbecher. Ein zweimaliges Eingießen, nämlich zuerst zum Libiren und darauf erst zum Trinken, was Manche hier annehmen,[3]) ist nicht zu erweisen, da in keiner der vielen Stellen, in welchen vom Libiren die Rede ist, irgend etwas davon gesagt wird, sondern überall das Trinken unmittelbar nach dem Libiren folgt. Das Eingießen in die Trinkbecher geschah nach hergebrachter Sitte stets nach der rechten Seite hin, *ἐπιδέξια*.

Die Entstehung der Libationen läßt sich aus dem Opfergebrauche herleiten. Der Anthropomorphismus im Religionsglauben der Griechen hielt es nöthig, den Göttern von dem Besten und Liebsten, was der Mensch hätte, einen Theil zu weihen. Daher, um auch bei dem Genusse des Trankes die

---

[1]) Od. III, 339. [2]) Od. VII, 163.

[3]) S. Nitzsch Anmerk. zu Homer's Odyssee zu III, 340.

Erstlinge darzubringen, goß man etwas Wein zu Ehre der Götter aus.

Zum Libiren nahm man in der Regel denselben Becher, aus welchem man nachher trank. Doch nicht immer. Als Achill seinen Freund Patroklus in den Kampf schicken will, verrichtet er ein Gebet mit einer Libation, zu welcher er sich eines Bechers bedient, welchen er zu diesem Gebrauche sorgfältig aufbewahrt, und mit welchem er dem Jupiter allein unter allen Göttern libirt.[1]) Mitunter pflegte man auch wohl einen Becher mit erhobener Arbeit, ἄλεισον, zum Libiren zu nehmen,[2]) ohne daß er jedoch zu diesem Gebrauche allein bestimmt war.[3])

Opfer. Die wichtigste und feierlichste Verehrung der Götter waren die Opfer, welche in ihrer einfachsten Gestalt von den Libationen wenig verschieden waren. So wie man nämlich beim Trinken den Göttern einen Theil des Weines weihete, so that man es gleichfalls beim Essen, vorzüglich bei Fleischspeisen. Wenn ein Stück Fleisch gebraten war, so verbrannte man, ehe man zu essen anfing, einen Theil desselben zur Ehre der Götter. Das Erstlingsstück nannte man ἄργματα,[4]) auch wohl θυηλή,[5]) von θύειν, weil es verbrannt wurde. Der Sauhirt Eumäus zerlegt das gebratene Fleisch in sieben Theile; den einen weihet er den Nymphen und dem Merkur; die übrigen sechs vertheilet er unter die Gäste.[6])

Außer dieser einfachen Art des Opferns gab es auch eine mit feierlichen Gebräuchen verbundene. Solche feierliche Opfer wurden bei wichtigen Unternehmungen, ungewöhnlichen Vorfällen des Lebens, oder überhaupt zur Verehrung der Schutz- und Landesgötter angestellt. Was dabei beobachtet wurde, mag hier genauer beschrieben werden.

---

1) Jl. XVI, 225—227.
2) Jl. XI, 773.
3) Od. XXII, 9.
4) Od. XIV, 446.
5) Jl. IX, 220.
6) Od. XIV, 434.

Die Opferthiere, welche Rinder, Schafe, Ziegen und auch Pferde [1]) waren, mußten frei von Fehlern, in ihrem kräftigsten Alter und wohl gemästet seyn. Kühe, welche man opferte, waren gewöhnlich fünfjährig. [2]) Doch nahm man sie auch jünger, z. B. ein Jahr alt, ἤνις. Ein Opferthier durfte nicht zu menschlichen Zwecken benutzt seyn; es durfte weder am Joche gezogen, noch Junge gehabt haben, daher heißt es ἤκεστος, nicht gestachelt, [3]) ἀδάμαστος und ἄδμητος, ungebändigt. [4])

Sollte die Opferfeierlichkeit angestellt werden, so wurde das Thier geschmückt, indem man die Hörner mit Gold überzog, und dann zum Altare geführt. Die Altäre waren in den Tempeln, oder in den Vorhöfen bei den Häusern, z. B. der Altar des Zeus als des Schützers des Heerdes und Hauses, ἑρκεῖος, [5]) oder sie wurden auch für den jedesmaligen Gebrauch, da wo man opfern wollte, errichtet.

War das Thier am Altare, so wurde es eingeweihet, welches dadurch geschahe, daß man demselben einige Haare vom Kopfe abschnitt und in das Feuer warf. [6]) Bei Ablegung eines Eides wurden diese Haare auch wohl an die umstehenden Zeugen vertheilt. [7]) Nach dem Abschneiden der Haare folgte das Bestreuen mit grob geschrotener Gerste, οὐλαί oder οὐλοχύται, [8]) der

---

[1]) Jl. XXI, 132. [2]) Jl. II, 403. Jl. VII, 315.
[3]) Jl. VI, 94. [4]) Od. III, 383. [5]) Od. XXII, 335.
[6]) Od. XIV, 422. [7]) Jl. III, 272.
[8]) Die gewöhnliche Erklärung von οὐλαί ist, daß man es von ὅλος ableitet, und es ganze, ungeschrotene Gerstenkörner versetzt. Buttmann im lexil. S. 191 giebt die Ableitung von ἔλω, dem Stammworte von ἀλέω, mahlen. Οὐλαί soll gleich seyn mit ὀλαί. Den Beweis führt er theils aus der Veränderung des Accents in οὐλαί und ὅλος, theils aus der Abweichung, welche bei der Ableitung von ὅλος mit der Bedeutung der mola salsa der Römer, welches grob geschrotene Gerste ist, entstehen würde. Ὀλή hält er für die allgemeine Benennung der durch Besprengung und Stampfen oder Mahlen zum Essen zubereiteten Gerste. Für die Gerste kam das

mola salsa der Römer, welche in einem Korbe, ἐν κανέῳ, herbeigebracht wurde. Das Bestreuen mußte mit gewaschenen Händen verrichtet werden.

Nach dem Voropfer wurde ein kurzes Gebet gesprochen, welches die Wünsche, für deren Erreichung die Feierlichkeit angestellt wurde, enthielt. Nach diesem Gebete wurde das Thier mit der Schärfe des Beiles in den Nacken geschlagen, so daß man die Sehnen abhieb.[1] Dann wurde es mit dem Messer gestochen, und das aus der Wunde fließende Blut in eine Schale, ἀμνίον, aufgefangen. War das Thier todt und die Haut abgezogen, so zerlegte man es in Stücke. Die eigentlichen Opferstücke, welche man verbrannte, waren die μηρία, die Lendenstücke.[2] Die μηρία wurde mit Fett, κνίσσα,[3] umwickelt und zwar doppelt. Daher die Redensart: μηρία κνίσσῃ ἐκάλυψαν, δίπτυχα ποιήσαντες. Außerdem wurden sie auch mit andern Fettstücken belegt, ὠμοθετεῖν. So zubereitet wurde das Opferfleisch auf den Altar gelegt, und nachdem es mit Gerstengraupen bestreut und mit Wein begossen war, wurde es verbrannt. Damit es sich im Feuer nicht herumwerfen konnte, wurden Knaben mit Gabeln angestellt,[4] die es hielten, oder es wieder zurecht legten, wenn es seine Stelle verändert hatte. Die Gabeln, πεμπώβολα, hatten fünf Zacken.

Wort κριθή in Gebrauch, und ὀλή, eigentlich das Gemahlene, bezeichnete die Gerstengraupen, welche man beim Opfern gebrauchte.

1) Od. III, 449.

2) Ob es mehr Knochen- oder mehr Fleischstücke waren, sagt Homer nicht ausdrücklich. Wahrscheinlich waren es vorzüglich Fleischstücke. Theils scheint das stets gebrauchte Wort ἐκτέμνειν darauf hinzudeuten, theils ist zu vermuthen, daß man den Göttern Fleischstücke, als das Beste, wird geweihet haben. S. Nitzsch Anm. Od. III, 456.

3) κνίσσα heißt zuerst Opferduft, Geruch von verbrannten Fleisch, dann Fett oder Fetthaut, mit welcher man die Opferstücke umwickelte. Dieselbe Bedeutung hat δημός.

4) Jl. I, 463.

Während der Zeit, daß man die Opferstücke zubereitete und verbrannte, röstete man die Eingeweide, das Herz, die Leber und Lunge, und verzehrte sie sogleich, *σπλάγχνα πάσασθαι*. Das übrige Fleisch des Opferthiers wurde darauf in Stücke zerlegt, *μιστύλλειν*, an Bratspieße gesteckt, *κρέα ἀμφ' ὀβελοῖσιν πείρειν*, und gebraten.[1]) War es gehörig zubereitet, so wurde die Opfermahlzeit gehalten.

Am Schlusse der Opfermahlzeit wurde die Zunge des Opferthiers mit einer Libation verbrannt.[2])

Unter den bei verschiedenen Veranlassungen dargebrachten Opfern verdient das bei Ablegung eines Eides verrichtete einer besondern Erwähnung.

Nicht jeder Eid und Schwur wurde mit einem Opfer begleitet. Das einfachste Mittel eine Aussage oder Betheurung glaubwürdiger zu machen, bestand darin, daß man die Götter zu Zeugen aufrief. Wollte man der Versicherung eine höhere Sanktion geben, so forderte man die Götter zu Rächern des gebrochenen Wortes auf. Die höchste Bündigkeit erhielt der Eid durch eine damit verbundene Opferfeierlichkeit. Daß Opfer sehr gebräuchlich bei Ablegung eines Eides waren, beweiset die Redensart: *ὅρκια τέμνειν*, von dem Schlachten des Opferthiers.

Wenn das Thier zum Altare geführt war, so wusch der Schwörende sich die Hände und sprach, nachdem er einige Haare vom Kopfe des Opferthiers geschnitten hatte, welche er an die Zeugen vertheilen ließ, die Worte, in welchen er die Götter zu Zeugen und Rächern aufrief. Zeus, der höchste der Götter, war auch derjenige, bei welchem man die heiligsten Eide ablegte. Nicht weniger wichtig war auch das Ansehen anderer Gottheiten für die Heiligkeit desselben. Sehr oft wurde die Sonne, „welche alles siehet und höret," zum Zeugen aufgerufen. Das Schwören

---

[1]) Il. I, 465. Od. III, 462. [2]) Od. III, 341.

bei Himmel, Erde und Styx nennt Homer den heiligsten Eid für die Götter. [1]) Gewöhnlich schwören die Götter bei dem Styx. Juno schwört dem Hypnos bei dem unverletzbaren Wasser des Styx, indem sie mit der einen Hand die Erde und mit der andern das Meer berührt. [2]) Agamemnon, die Hände gen Himmel streckend, schwört beim Zeus, bei der Erde, der Sonne und den Erinnyen. [3])

Glaubte man aus irgend einem Grunde bei einem Unternehmen des Schutzes oder Beistandes eines Gottes sich versichert halten zu können, so wandte man sich beim Schwören an diesen. Als Menelaus und Antilochus beim Wagenrennen sich entzweiet haben, soll letzterer einen Reinigungseid bei dem Poseidon ablegen. Er soll beim Schwören vor den Pferden stehen, und sie mit der Peitsche berühren. [4]) Es war nämlich Sitte, daß der Schwörende den Altar, oder eine andere Sache, die irgend Wichtigkeit, oder eine nähere Beziehung zu dem Eide hatte, mit der Hand berührte. So schwört Achill bei seinem Zepter, welchen er nach Ablegung des Eides auf die Erde wirft. [5])

Waren die Worte des Eides gesprochen, so wurde das Thier getödtet, worauf eine Libation mit Wein folgte. Diese Libation wurde mit der Verwünschung begleitet! „Wer den Eid bricht, dessen Gehirn möge fließen, wie dieser Wein; dessen Gattin möge geschändet werden. [6])

Ob das Fleisch des Opferthiers bei Ablegung eines Eides gegessen wurde, sagt der Dichter nicht mit ausdrücklichen Worten. Als Priamus die Bedingungen des Zweikampfes durch einen feierlichen Eid im Lager der Griechen bekräftiget hat, nimmt er das Fleisch der geschlachteten Lämmer auf seinem Wagen mit nach der Stadt. [7]) Doch wurde es wahrscheinlich nicht gegessen.

---

[1]) Od. V, 184. 185. [2]) Jl. XIV, 272—274. [3]) Jl. XIX, 258. 259.
[4]) Jl. XXIII, 582—584. [5]) Jl. I, 234. 245. [6]) Jl. III, 300.
[7]) Jl. III, 310.

Nach dem Eide des Agamemnon, die Briseis nicht berührt zu haben, wirft Thaltybius den geschlachteten Eber in das Meer, damit er den Fischen zur Speise diene. [1]) Auf dem Fleische, bei welchem geschworen war, ruhete eine Verwünschung; es mußte den Augen der Menschen gänzlich entzogen werden. Um dies zu bewirken, warf man es in das Meer. Eine ähnliche Sitte war bei Reinigungen eingeführt. Nach der Zurücksendung der Chryseis ließ Agamemnon das Heer der Griechen eine Reinigung vornehmen. Das unreine Wasser, λύματα, wurde in das Meer geschüttet. [2]) Diese Sitte erhielt sich noch in spätern Zeiten, wo man die λύματα, wenn das Meer nicht nahe war, in die Erde grub.

Weihgeschenke. Außer den Opfern brachte man den Göttern auch Kostbarkeiten und Kleinode als Weihgeschenke dar. Die allgemeinen Benennungen solcher Gaben sind ἄγαλμα, etwas, woran Jemand seine Freude hat, und ἀνάθημα, ein Aufgestelltes, Dargebrachtes. Als Diomed die Stadt Troja hart bedrängt, da fordert Hektor seine Mutter auf, die Gunst der Athene durch ein Weihgeschenk zu erflehen. Hekuba bringt der Göttin das schönste Gewand, welches Paris einst mit aus Phönizien gebracht hatte, und verspricht ihr zugleich ein Opfer von zwölf jährigen Kühen. [3]) Aehnliche Gelübde findet man bei Unternehmungen von Wichtigkeit und bei Wünschen, an deren Erreichung viel gelegen ist.

Es könnte auffallend scheinen, daß bei der häufigen Erwähnung der Opfer und überhaupt bei der Wichtigkeit der Gottesverehrung, der Dichter so selten von Tempeln redet. Allein wenn man den Geist der homerischen Götterlehre zu würdigen weiß, so muß man dieses Stillschweigen in der eigenthümlichen Ansicht von der Götterwelt begründet finden. Der Himmel im Allgemeinen und namentlich der Olympus ist der prachtvolle Wohnsitz der

---

[1]) Il. XIX, 267. [2]) Il. I, 314. [3]) Il. VI, 308.

Götter; hier hat Zeus sein ewiges, auf Erz gegründetes Haus. Was sollten von Menschenhänden aufgeführte Tempel für sie? Die ganze Erde ist der Schauplatz ihres Wirkens; sie sind den Menschen an allen Orten nahe. Wie konnte man sie einschließen in enge Mauern? Wie sie darstellen aus Bildern von Erz und Stein? Menschen mögen herrliche Palläste haben, für die homerischen Götter passen sie nicht.

Doch wenn auch das Aufführen von Tempeln und Aushauen von Bildsäulen den homerischen Religionsbegriffen widerstreitet, so gab es nichtsdestoweniger Veranlassungen, besondere Plätze den Göttern zu weihen, sie mit einem Gehäge zu umschließen, Altäre zu errichten und Tempel zu bauen.

In einer Gegend, die einer Gottheit lieb ist, und wo sie sich viel aufzuhalten pflegt, da weihet man ihr einen Hain oder sonstigen Platz als Eigenthum, und erbauet einen Altar darin, um ihr Opfer darbringen zu können. Geheiligte Plätze der Art nennt Homer τέμενος, und den Altar βωμός. [1]) Zeus z. B. hat einen heiligen Hain auf dem Ida, [2]) und Aphrodite bei Paphos auf der Insel Cyprus. [3]) In Städten wurden auf solchen geweiheten Plätzen Tempel [4]) aufgeführt, theils weil es das örtliche Verhältniß so mit sich brachte, theils weil man die Weihgeschenke nicht ohne Tempel aufbewahren konnte. Auf der Burg zu Troja nennt Homer verschiedene Tempel ausdrücklich. Auch mußte in dem Tempel der Athene eine Bildsäule der Göttin vorhanden seyn, weil die Hekuba das Gewand, welches sie derselben als Weihgeschenk darbringt, auf die Kniee derselben legt. [5])

---

[1]) βωμός bedeutet allgemein Erhöhung, Unterlage, Fußgestell, Im engern Sinne Altar zum Opfern.

[2]) Jl. VIII, 48. [3]) Od. VIII, 363.

[4]) Tempel nennt Homer ναός, doch gebraucht er überall die Form νεώς oder νηός. [5]) Jl. VI, 303.

Priester. Auch auf das Priesterthum mußte die homerische Religionsvorstellung einen besondern Einfluß haben. Bei der Allgegenwart der Götter hatte jeder Sterbliche Zutritt zu ihnen; sie offenbarten sich und erschienen Jedem ohne Unterschied. Ein geheimer Tempeldienst, und was die Folge davon ist, ein abgesonderter Priesterstand konnte unter den Heroen nicht aufkommen. Jeder Hausvater verrichtet das Opfer den Schutzgöttern seines Hauses. Für das Volk kann es kein Anderer thun, als der Vorsteher, Herrscher oder Anführer desselben. Die Könige bekleiden zugleich das Amt des Oberpriesters, sie besorgen die allgemeinen Opfer. Doch für die Handreichung bei denselben, so wie auch für die Besorgung der Geschäfte in den Tempeln, mußten bestimmte Diener, Aufwärter und Wächter angestellt werden. Die Ernennung von Priestern konnte nicht ausbleiben, obgleich sie nach dem Zwecke ihrer Verrichtungen stets nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen konnten.

Sie würden bloße Handlanger geblieben seyn, wenn sie nicht durch eine besondere Wissenschaft, durch die Deutung und Auslegung der Vorbedeutungen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Geschäfte und das Leben erhalten hätten. Die allgemeinen Zeichen des Himmels, welche Glück oder Unglück verkündigten, die kannte ein Jeder; eine Deutung war nicht erforderlich. Allein bei Vorfällen und Erscheinungen, die dunkel und verwickelt waren, und eben daher eine verschiedenartige Auslegung zuließen, da wurde ein Seher zu Rathe gezogen. Er war eingeweihet in eine höhere Kunst, durch die er die dunklen Wege der Zukunft zu enthüllen vermochte.

Das Wesentlichste, was Homer von Priestern und Sehern sagt, ist:

Die Besorgung des Gottesdienstes im Tempel hatte der Priester, ἱερεύς. Die Verrichtung seines Amtes brachte ihn in die Nähe des Gottes, durch welches Verhältniß er ein besonderes Ansehen beim Volke genoß. Die Pest im Heere der Griechen ist

die Strafe des Apoll, weil Agamemnon den flehentlich bittenden Priester Chryses mit Stolz und Verachtung zurückgewiesen hat. [1])

Das Hauptgeschäft im Tempel war die Darbringung der Opfer [2]) und Weihgeschenke. Als die trojanischen Frauen der Athene ein kostbares Gewand weihen, öffnet Theano, die Ehegattin des Antenor, ihnen die Thüren des Tempels, und überreichet das Geschenk der Göttin. [3]) Außerdem beschäftigten die Priester sich auch mit der Prophezeihung der Zukunft. Homer setzt sie in dieser Hinsicht mit den Wahrsagern und Sehern in eine Klasse. [4]) Aus welchen Zeichen und Erscheinungen der Natur sie ihre Deutungen machten, wird uns nicht deutlich gesagt. Ohne Zweifel stellten sie beim Opfer manche Beobachtungen an, z. B. wenn das Fell der geschlachteten Opferthiere sich bewegte, oder das Fleisch am Bratspieße einen Ton von sich gab; [5]) doch eigentliche Haruspices, wie die Römer sie hatten, welche aus den Eingeweiden der Opferthiere wahrsagten, waren es nicht, sonst würde der Dichter ohne Zweifel dieser Kunst beim Opfern, wovon so oft die Rede ist, Erwähnung gethan haben.

Eben so wenig erfahren wir in den Werken des Homer, was für Einkünfte und Rechte den Priestern zugestanden wurden; daß sie nicht arm waren, wird uns wenigstens vom Dares, dem Priester des Hephästus, berichtet, welchen der Dichter reich und unbescholten nennt. [6])

Die Kunst der eigentlichen Seher und Wahrsager war sehr ausgebreitet, und wurde als eigenes Gewerbe betrieben. Dies konnte nicht anders seyn. Bei dem Glauben, daß die Götter den Menschen überall Zeichen, Winke, Ermahnungen, Warnungen und Ermunterungen gäben, mußten häufig Fälle eintreten, wo ein Ereigniß verschiedene Deutungen zuließ.

---

[1]) Jl. I, 94. 95.
[2]) Jl. I, 40.
[3]) Jl. VI, 298. 303.
[4]) Jl. I, 62. 63.
[5]) Od. XII, 395.
[6]) Jl. V, 9.

Die Wahrsagerkunst hieß allgemein *μαντοσύνη* oder *θεοπροπία*. Der allgemeine Name eines Wahrsagers war *μαντίς* [1]) und *θεοπρόπος*. [2])

Da aber der Flug der Vögel vorzüglich für ein göttliches Zeichen gehalten wurde, so sind verschiedene Benennungen der Wahrsager von dem Worte *οἰωνός* [3]) hergenommen. Der allgemeine Ausdruck ist *οἰωνοπόλος*, wodurch Jemand bezeichnet wird, der damit umgeht oder sich damit beschäftigt, die Vögel zu beobachten und darnach zu prophezeihen; ferner *οἰωνιστής* und *οἰωνόμαντις*. Außerdem wird auch das Wort *θυοςκόος* [4]) vom Wahrsager gebraucht.

Eine Vorbedeutung nennt Homer *σῆμα*, ein Zeichen. Ein solches *σῆμα* wird den Griechen von den Göttern geschickt, als sie gegen Troja ziehen. Während eines Opfers kommt eine große Schlange unter dem Altare hervor und springt auf einen Baum, auf welchem acht junge Sperlinge und ein alter sitzen. Die Schlange verzehrt die Vögel sämmtlich, worauf Jupiter die-

---

[1]) *μαντίς*, von *μαίνομαι*, ist ein Begeisterter, ein Verzückter, den ein Gott in den Zustand einer höhern Ekstase versetzt hat, in welchem er zukünftige Dinge vorherzusehen vermag. Eine solche göttliche Mittheilung sollte unmittelbar geschehen. Od. I, 201. *Μαντεύομαι* steht auch überhaupt für vorhersagen, ohne daß dabei an Begeisterung gedacht wird. Od. II, 178.

[2]) Die gewöhnliche Ableitung dieses Wortes ist von *θεός* und *πρέπω*, oder von *τὰ τοῖς θεοῖς πρέποντα εἰπών*.

Buttm. lexil. pag. 19 nimmt *πρέπω* als Stammwort, doch in einer seltenern Bedeutung. *Πρέπω* heißt auch hervorbrechen, durchbringen, laut tönen; daher *θεός πρέπει*, ein Gott schickt ein Zeichen. Der *θεοπρόπος* legt diese Zeichen aus.

[3]) *Οἰωνός* ist ein Vogel der allein fliegt, vorzüglich der Adler, *ἀετός*, der Geier, *γύψ*, der Habicht, *κίρκος*.

[4]) *Θυοςκόος* ist ein Priester, eigentlich der das Opfer verbrennt, von *θύος* oder *θυμίαμα* und *κοεῖν*, letzteres gleichbedeutend mit *καίω*. Eustat. Od. XXI, 145 zieht die Ableitung von *θύος* und *κοεῖν*, welches so viel heißen soll als *νοεῖν*, vor. *Θυοςκόος* wäre demnach ein Priester, der es versteht, Zeichen beim Opfer zu deuten.

selbe in einen Stein verwandelt. Der Seher Kalchas deutet das Zeichen als eine günstige Vorbedeutung des Krieges. [1])

Bei den Zeichen kam es vor allen Dingen darauf an, an welcher Seite sie sich ereigneten. Alles, was an der rechten Seite sich zeigte, hatte eine gute Vorbedeutung, weil der griechische Seher sich mit dem Gesichte gegen Norden wandte, wenn er Beobachtungen am Himmel anstellte. Osten, die Gegend des Himmels, welche durch die Sonne Licht und Wärme bringt, war der Ort des Heils und Segens. Westen, die Gegend der Dunkelheit und Finsterniß, brachte Unglück und Trauer. [2]) Als die Griechen auf dem Wege nach Troja waren, donnerte Zeus rechts, *ἐπιδέξια*, [3]) was ihnen einen glücklichen Ausgang verbürgte. — Als Ulysses und Diomed auf Kundschaft ausgiengen, zeigte sich ihnen ein Reiher an der rechten Seite, *δεξιὸς ἐρωδιός*. [4]) Das war ein glückliches Zeichen. Dagegen flog den Trojanern während des Kampfes ein Adler an der linken Seite, welcher eine Schlange trug, die er aber, weil sie ihn biß, fallen ließ. Dies bedeutete eine Niederlage; sie nannten es ein *Διὸς τέρας αἰγιόχοιο*. Polydamas rieth daher, nicht weiter gegen die Griechen zu kämpfen. [5])

Außer den Vorbedeutungen aus dem Fluge oder der Stimme der Vögel, und besonders aus Donner und Blitz, gab es noch eine Menge anderer Erscheinungen, welche man für Zeichen des Himmels hielt. Wenn Jemand ein Vorhaben hatte, und ein Anderer dagegen sprach, so wurde ein solches Abrathen für eine unglückliche Vorbedeutung gehalten. Als Priamus in das Lager der Griechen gehen will, und Hekuba lebhaft dagegen spricht, sagt er ihr: „Sey mir kein böser Vogel.“ [6])

Die spätern Orakel hatten zur Zeit des trojanischen Krieges noch kein großes Ansehen, obgleich sie nicht ganz unbekannt wa-

---

1) Jl. II, 307 ff. 2) Jl, XII, 239. 3) Jl. II, 253.
4) Jl. X, 274. 5) Jl. XII, 203 ff. 6) Jl, XXIV, 219.

ren. Ulysses, vorgeblich Sohn des Kastor aus Kreta, erzählt der Penelope: Ulysses sey nach Dodona gereiset, um die Eiche des Zeus zu befragen, ob er mit seinen Schätzen oder ohne dieselben nach Ithaka zurückkehren solle. [1])

Zweites Kapitel.

Volksverfassung.

Wohl eingerichtete und nach den höhern Bedürfnissen des Menschen organisirte Staaten, in welchen jedes Mitglied sich frei bewegen und thätig zeigen kann, dürfen wir in der von Homer beschriebenen Zeit nicht suchen. Was man von Staatseinrichtungen bei ihm findet, sind die ersten rohen Anfänge; es sind allgemeine Umrisse und schwache Grundzüge eines in seinen Theilen ausgebildeten Staatsgebäudes. Der Dichter beschreibt uns Helden, welche keine andere Einrichtungen kennen als diejenigen, welche sich unter Völkern, die im Stande der Natur leben, von selbst entwickeln und feststellen. Die Vorstellung von wohlgeordneten bürgerlichen Einrichtungen und einer auf philosophischen Grundsätzen beruhenden Verfassung widerspricht der homerischen Dichtung ihrem ganzen Wesen und Geiste nach. Mochte gleich Homer in seiner Umgebung unter den durch Handel und Verkehr segenreich aufblühenden Völkerschaften an der Küste von Kleinasien manche Begriffe von politischen Verhältnissen gewonnen und ausgebildet haben, so mußte er doch solche Kenntnisse in seinen Gedichten verleugnen; denn er wollte ja Helden schildern, die im einfachen Naturstande lebend, sich nur durch Gebrauch und Sitte,

---

[1]) Od. XIV, 199 ff.

durch Neigungen und das natürliche Gefühl von Recht und Unrecht leiten lassen. Gebrauch und Sitte mußte die Verhältnisse der Heroenvölker nothwendiger Weise schon geordnet und festgestellt haben; denn völlig rohe ungesittete Naturmenschen können nicht Gegenstand eines poetischen Kunstwerkes werden. Daß man damals überhaupt viel auf Ehre und guten Ruf hielt, beweisen die Reden des Telemach gegen die Freier.[1])

Dem natürlichen Gange der Vereinigung zu Staaten gemäß sehen wir die homerischen Völker von Königen und Fürsten beherrscht. Menschen auf einer niedrigen Stufe geistiger Kultur sind durchaus unfähig für den Genuß politischer Freiheit, wie sie allein unter dem Schutze einer alles ordnenden und in Einklang bringenden Verfassung aufkommen und gedeihen kann. Der Unmündige und Schwache erkennt geistige und körperliche Ueberlegenheit stets willig an. Der Wille des im Gefühle seiner Ueberlegenheit sich durch sich selbst zum Herrscher aufwerfenden Regierers ist ihm Gesetz. Sitte, Gebrauch und Gefühl für Recht und Unrecht bildet dann dies Verhältniß, wie es Bedürfniß und der natürliche Gang der Dinge zuerst gestaltete, allmählig zu feststehenden Formen aus. Hinterher scheint freilich so etwas durch Verabredung und aus absichtlicher Berechnung sein Entstehen erhalten zu haben, was sich doch der Natur der Dinge nach von selbst bildete und fügte.

Unbeschränkte Monarchie ist der Anfang aller Staatsverbindungen. Diesen Gang bestätigt auch die Geschichte des griechischen Heroenalters. Wer sich durch geistige oder körperliche Ueberlegenheit, durch Vermögen und Ansehen hervorthat, der wurde Herrscher oder König. Doch gewöhnlich standen ihm Andere durch dieselben Eigenschaften und Vorzüge sehr nahe; daher war der König nur der Erste unter seines Gleichen. Der König hieß vorzugsweise ἄναξ, und Agamemnon, als erster Befehlshaber des

---

[1]) Od. II, 65 ff.

ganzen Heeres, ἄναξ ἀνδρῶν. Außerdem wurde der Herrscher auch βασιλεύς genannt, welches jedoch auch der Name für die Vornehmen und Fürsten ist, welche den König umgeben. Sie wurden auch πρῶτοι genannt.[1]) Bei den Phäaken gab es zwölf Fürsten; der König Antinous war der dreizehnte.[2])

Die königliche Würde ging in dem Heroenalter aus der Persönlichkeit hervor. Der Unterthan gehorchte, weil er mußte. Doch das persönliche Ansehen war nicht die einzige Stütze der Herrscherwürde; der religiöse Glaube verlieh dem Herrscher eine höhere Majestät. Die Vorstellung, daß alles in der Welt, was sich auf irgend eine Weise auszeichnet, seinen Ursprung von den Göttern habe und mit denselben in einer nähern Verbindung stehe, mußte natürlich bewirken, daß man Menschen, die sich durch Klugheit, Verstand, Tapferkeit und Reichthum besonders auszeichneten, als von den Göttern abstammend dachte. Könige, Herrscher, Heroen und überhaupt ausgezeichnete Menschen führten den Beinamen διογενής oder διοτρεφής. Zu diesem Glauben der Abstammung kam noch die Ansicht, die Herrschergewalt sey den Königen von Zeus übertragen, er gebe ihnen den Zepter, das Sinnbild ihrer Gewalt.

Wir wollen jetzt die einzelnen Verhältnisse der königlichen Würde durchgehen.

Thronfolge. Der Geburtsadel der Könige, welchen der religiöse Glaube den Nachkommen der Göttersöhne einräumte, mußte einen wichtigen Einfluß auf die Erbfolge haben, sobald der Thron durch den Tod des Königes erledigt wurde. Die monarchischen Staaten der Heroenzeit konnten unmöglich freie Wahlreiche seyn. Der Sohn stand ja dem Herrscher, dem von einem Gotte abstammenden, offenbar am nächsten. Wie hätte dieser nicht für den Würdigsten gehalten werden sollen, wofern

---

[1]) Od. VI, 54. 60. [2]) Od. VIII, 390.

er sich nicht durch Schlechtigkeit und Frevelthaten der Thronfolge unwürdig bezeigt hatte? Wie hätte dieser nicht gleichsam ohne Wahl Nachfolger des Vaters werden sollen, da es ihm am leichtesten war, sich mit dem Besitze des väterlichen Erbes auch in den Besitz der väterlichen Macht zu setzen? Daß der Sohn gegründete Ansprüche auf das Reich des Vaters habe, räumt Antinous dem Telemach willig ein. [1]) Doch die Abstammung allein sicherte dem Sohne den väterlichen Thron noch nicht. Er mußte sich des hohen Ranges würdig zeigen. Wurde er von einem andern Vornehmen in dem väterlichen Reiche übertroffen, so machte dieser ihm den Vorrang streitig. Daß die Gunst des Volkes in solchen Fällen ein entscheidendes Uebergewicht gab, [2]) ist leicht einzusehen, wenn auch die Königswürde nicht nach freier Wahl des Volkes verliehen wurde.

Pflichten und Rechte der Könige. Um sich eine richtige Vorstellung von einem Könige der Heroenzeit, von dessen Lebensweise, Pflichten und Vorrechten zu machen, muß man den Satz festhalten, daß die Könige nichts weiter als begüterte Stammhäuptlinge oder Familienväter waren, welche ein patriarchalisches Leben führten. Von einem königlichen Hofstaate, wie man ihn später erfand, um die königliche Würde durch äußeres Ansehen zu heben, war in jenen Zeiten nicht die Rede. Die Fürsten lebten in Pracht und Ueberfluß, doch zeigte sich in ihrer Lebensweise keine Spur von konventionellen Formalitäten. Könige und Fürsten schämten sich nicht Geschäfte zu verrichten, wie sonst wohl Privatpersonen sie übernehmen. Als Athene dem Telemach unter der Gestalt des Mentes nahet, giebt sie vor König der Taphier zu seyn, der eine Reise nach Temesa mache, um Kupfer für Eisen einzutauschen. [3]) Was noch mehr ist, Achill, der größte Held seiner Zeit, besorgt mit eigener Hand das Mahl für Ulysses und

[1]) Od. I, 387. [2]) Od. III, 215.
[3]) Od. I, 184.

Ajax, als diese ihn in seinem Zelte besuchen. Er selbst steckt das Fleisch an den Bratspieß und zerlegt es, nachdem es gebraten ist, in Stücke. [1]) Diese Einfachheit zeigt sich in allen Geschäften des Wirkungskreises der Könige und Herrscher.

Dasjenige, was einem Könige oblag und was er für seine Leistungen genoß, war nicht durch Urkunden und Bullen festgesetzt, sondern durch Gebrauch und Sitte eingeführt. Homer nennt das so Eingeführte *δίκη βασιλήων*, oder auch *θέμιστες*. [2]) Nach hergebrachter Weise war der König Oberanführer im Kriege, und darin bestand sein Hauptgeschäft. Da er diesen Posten nur bekleidete, weil er der Erste an Tapferkeit und Stärke war, so war es eine sehr natürliche Folge, daß er im Kriege unumschränkter als in Friedenszeiten herrschen konnte. Aus der Aeußerung des Menelaus, daß er, um Ulysses in seiner Nähe zu haben, wohl eine von seinen Städten von Bewohnern leer machen möchte, um diesem darin einen Wohnsitz anzuweisen, [3]) möchte man schließen, als habe ein König seine Unterthanen wie Leibeigene behandeln können. Allein diese Stelle beweiset nichts. Sie enthält einen Wunsch, an dessen Ausführung nicht zu denken war, denn in welches Verhältniß wäre Ulysses, selbst ein freier Herrscher, durch diese Versetzung getreten? Aus der ganzen Handlungsweise der Könige sieht man deutlich, daß sie sich stets nach der hergebrachten Sitte richten mußten; denn selbst im Kriege konnten sie nicht nach Willkühr verfahren. Bei wichtigen Vorfällen und in schwierigen Lagen hielt der König Versammlungen, zu welchen entweder das ganze Volk, oder ein Ausschuß der Geronten berufen wurde. Hier trug er seine Wünsche, Meinung, Ansichten und Entschlüsse vor, und erwartete von dem Ausspruche der Ver-

---

[1]) Il. IX, 206—217.

[2]) *Θέμις* ist das durch den Gebrauch Feststehende, ohne rechtlich begründet zu seyn.

[3]) Od. IV, 171—177.

sammlung die Bestätigung der gemachten Vorschläge. Viel hing in dieser Hinsicht von der Persönlichkeit des Herrschers ab. Wenn Agamemnon als oberster Befehlshaber des Heeres irgend etwas von Wichtigkeit vornehmen will, so trägt er seinen Plan entweder dem ganzen Heere, oder den Anführern seiner Bundesgenossen vor; Achill dagegen handelt stets unabhängig nach eigenem Entschlusse. Im Gefühl seiner Ueberlegenheit glaubt er allein entscheiden zu können. Widerspruch kennt er bei seinem Volke nicht.

Die Zusammenberufung und Leitung der öffentlichen Versammlungen war das zweite Hauptgeschäft des Königes. Der Hergang dabei war folgender.

Sollte eine allgemeine Versammlung gehalten werden, so machte ein Herold im Namen des Königes die Ankündigung. [1]) Der Ort der Versammlung war der Markt, ἀγορά, oder ein sonstiger Platz unter freiem Himmel. War die Menge bei einander, so nahm der König seinen Platz in der Mitte ein, umgeben von den Geronten, [2]) und der Herold gebot Stillschweigen. [3]) darauf trug der König die zu berathende Sache aufrecht stehend, seinen Zepter in der Hand haltend, vor. Wenn ein Anderer einen Vortrag hielt, so setzte der König sich während der Zeit. [4]) Der Sitz hieß θῶκος. [5]) Mitunter redete der König auch sitzend, z. B. Agamemnon, als er verwundet war. [6])

Der Vortrag des Königes in der Versammlung war durchaus nicht bestimmend und gebietend, sondern zur Berathung vorschlagend. [7]) Wie wenig der Wille desselben entscheidend war, sieht man deutlich aus dem Mittel, dessen Agamemnon sich bedienen mußte, um seine Zwecke durchzusetzen. Bevor er zum Volke redet, zieht er die vornehmsten Anführer des Heeres zu

---

[1]) Jl. II, 50. [2]) Od. II, 14. [3]) Jl. II, 98.
[4]) [5]) Od. II, 14. [6]) Jl. XIX, 77.
[7]) Jl. IX, 33.

einer geheimen Berathung, um sie so von seinen Absichten zu unterrichten und sie für dieselben zu gewinnen. [1])

Ein besonderes Abgeben der Stimmen nach den Volksklassen oder nach der Zahl der Köpfe, wird nie vom Dichter angegeben. Die Versammlung giebt allgemeine Zeichen des Beifalls oder der Mißbilligung, fast auf dieselbe Weise, wie es in den Versammlungen der alten Germanen nach dem Berichte des Tacitus der Fall war.

Zu diesen beiden Geschäften des Königes kommt alsdann noch, wie schon oben erwähnt ist, das Amt des Oberpriesters, so wie auch das eines Richters bei wichtigen Streitigkeiten seiner Unterthanen. Die Gerichte wurden öffentlich unter Beisitzung der Geronten gehalten, in Gegenwart des Volkes. [2]) Geschriebene Gesetze, die auf allgemeine Rechts-Prinzipe begründet gewesen wären, kannte man nicht. Gewohnheitsrechte und gesunder Menschenverstand dienten zur Richtschnur der richterlichen Entscheidung.

Außerdem hielt man es den Verhältnissen des Herrschers angemessen, daß er sich sowohl gegen die Vornehmsten unter dem Volke, als auch gegen Fremde gastfrei und freigebig zeigte. In dieser Hinsicht mußte der König gewissermaßen einen Hof machen. Er zog die Ersten seines Volkes oft zu seiner Tafel, wofür er sie verpflichtet hielt, sein Leben und seine Ehre mit Gut und Blut zu vertheidigen. Fremde bewirthete er ohne Unterschied so lange als sie bei ihm zu bleiben wünschten, und wenn sie abreiseten, rüstete er sie gewöhnlich mit kostbaren Geschenken der Gastfreundschaft aus. Dieser Aufwand setzt ein bedeutendes Vermögen voraus, woran es den homerischen Königen nicht fehlte. Ulysses besaß zwölf Heerden Rinder, eben so viele Schafe, Ziegen und Schweine. [3])

---

[1]) Il. II, 55 ff. [2]) Il. XVIII, 502 ff. [3]) Od. XIV, 100.

Wir wenden uns jetzt zu den **Vorrechten** des Königes. Als der erste unter seines Gleichen hatte er überall den Vorsitz, sowohl bei allen öffentlichen Verhandlungen, als auch bei Mahlzeiten. Bei der Mahlzeit wurde er reichlicher mit Speise und Trank versehen als die übrigen Gäste. Vom Braten erhielt er ein Rückenstück.

Das Abzeichen der königlichen Würde war der Zepter oder Herrscherstab, *σκῆπτρον*, das Symbol eines Hirten und Führers seines Volkes, daher der König gewöhnlich *ποιμὴν λαῶν* und *ὄρχαμος ἀνδρῶν* genannt wird. Die Vorstellung, daß der König seinen Zepter und seine Würde unmittelbar von Zeus empfangen habe, [1]) war tief in der Denkungsart und dem religiösen Glauben des griechischen Alterthums begründet.

Die Einkünfte des Königes bestanden nicht in Steuern und Abgaben irgend einer Art. Der König war gewöhnlich der reichste Güterbesitzer; er bedurfte daher auch keine Einnahme. Doch da manche Herrscher auch weniger begütert waren, so war ihnen der Ertrag eines Grundstückes, *τέμενος*, zugesichert. Es trug Wein, Oel und Getreide. [2])

Als eine besondere Einnahme des Königes verdient auch der Antheil an der Beute genannt zu werden, welchen er nach einem anerkannten Rechte fordern konnte. Sehr bitter beklagt sich Achill über diese ungleichmäßige Vertheilung der Beute. [3])

Volkseintheilung. Von einer Eintheilung des Volkes nach Klassen sagt Homer nichts; die von ihm genannten *φῦλα* und *φρῆτραι* sind Stämme und Familien. In Hinsicht der Geburt sind zu unterscheiden: Erstens **königliche Familien**, welche ihren Ursprung von den Göttern und Heroen herleiteten. Zweitens der **Adel** oder die **Vornehmen**. Auch diese waren von göttlicher Abkunft, ohne jedoch ihre Abstammung mit Be-

---

[1]) Il. II, 197. 206.
[2]) Il. XII, 313. 314.
[3]) Il. I, 167.
[4]) Il. II, 362.

stimmtheit nachweisen zu können. Drittens das Volk, δῆμος, der gemeine Mann oder freie Bürger. Viertens Sklaven. Die Sklaverei hatte ihren Grund in dem Kriegsrechte; der Gefangene war ein Eigenthum des Siegers. Es hieng von der Willkühr des Siegers ab, ob er die Gefangenen verkaufen, oder zum eigenen Dienst behalten wollte. Sklavenhandel wurde sehr stark getrieben. Der Preis war verschieden. Für die Eurykleia hatte Laertes den Werth von zwanzig Rindern gegeben. [1] In den Kampfspielen wird ein kunstfertiges Weib als zweiter Preis, vier Rinder an Werth, ausgesetzt. [2] Die Behandlung der Sklaven war im Allgemeinen menschlich; ja, wenn der Sklave Anhänglichkeit und Treue für seinen Herrn zeigte, so wurde er mit Freundlichkeit und selbst mit Achtung behandelt. In der Eurykleia schildert uns Homer die sorgsame und geschäftige Haushälterin; als solche wird sie stets im Hause des Ulysses behandelt. Den edlen Sauhirten Eumäus hatte Laertes gleichfalls für Geld gekauft. Im Hause des Ulysses ist er Ober-Schweinhirt. Der Dichter nennt ihn ὄρχαμος ἀνδρῶν. Wie hoch der Sohn des Hauses, Telemach, ihn schätzt, kann man daraus abnehmen, daß er ihn mehre Male mit dem Worte ἄττα, lieber Vater, oder überhaupt, lieber guter Alter, anredet.

Die von Dienern gebrauchten Namen sind folgende: 1) Θεράπων, ein freiwilliger Diener oder Aufwärter. In der Iliade wird dies Wort oft gebraucht von dem Waffengefährten eines Helden. So wird Patroklus der θεράπων des Achill genannt. 2) Ἀμφίπολος. Was bei Männern der θεράπων war, das war bei Frauen ἡ ἀμφίπολος, eine Begleiterin, Gesellschafterin, Aufwärterin. Sie war freilich auch gekauft, wurde aber viel schonender behandelt als die gewöhnlichen Sklavinnen. 3) Δμώς und δμωή, ein Bezwungener, durch Krieg Ueberwundener. Die δμῶες und δμωαί

[1] Od. I, 431. [2] Il. XXIII, 705.

sind Leibeigene. Sie verrichten alle gröbere Hausarbeit und was außer dem Hause für den Ackerbau und die Viehzucht zu thun ist. 4) Δοῦλος und δούλη, Sklave oder Leibeigener. Es waren nicht Bezwungene, sondern in der Sklaverei Geborne. Mit dem Ausdrucke δούλιον ἦμαρ verbindet Homer den Begriff der Knechtschaft in seiner ganzen Härte. [1]) — Auch werden θῆτες genannt. [2]) Diese waren Lohnknechte, freie Unterthanen, welche für Lohn dienten.

Drittes Kapitel.

Kriegswesen.

Die Art, wie der trojanische Krieg geführt wurde, so wie auch die Waffenrüstung, deren sich die Heroen bedienten, hat viel Eigenthümliches. Zum Verständnisse der Werke des Homer ist eine ausführliche Behandlung besonders der Waffenrüstung erforderlich.

Der trojanische Krieg ist außer einigen einzelnen Unternehmungen älterer Heroen und dem Argonauten-Zuge die erste mit vereinigten Kräften durchgeführte Kriegsthat der Griechen, von welcher die Geschichte uns Kunde giebt. Daß das große Heer der Griechen vor Troja mehr aus fremdartigen Theilen zusammengesetzt seyn mußte, als daß es ein in sich wohl geordnetes, strenge Einheit des Planes in seiner Thätigkeit verfolgendes Ganzes bildete, ist leicht einzusehen. Es ist der menschlichen Natur eigen, daß wenn bei gemeinschaftlichen Unternehmungen nicht eine höhere Auktorität oder das Ansehen geheiligter Gesetze und bin-

---

1) Il. VI, 463. 2) Od. IV, 644.

dender Verpflichtungen das Privat-Interesse, und besonders die Neigungen und Leidenschaften zügelt, das Individuum in dem Gefühle seiner Ueberlegenheit in Ungebundenheit hervortritt. Es verfolgt eigene Zwecke, strebt nach eigenem Vortheil und hat den eigenen Ruhm als höchstes Ziel vor Augen. Die sich so widerstreitenden Interessen der einzelnen Anführer theilen und zersplittern die Kräfte der Gesammtmasse, so daß die Anstrengungen nicht den Erfolg hervorzubringen im Stande sind, welche das gemeinsame Zusammenwirken aller Kräfte auf einen Punkt würde gehabt haben.

Mit diesem einen Zuge läßt sich das Eigenthümliche der Heroenkriege seinem Wesen nach charakterisiren. Der durch physische Kraft und Geschicklichkeit in den Waffen sich hervorthuende Heros lebt ganz für den Ruhm. Mag er immerhin Theilnahme für die allgemeine Sache bezeigen; seine Thätigkeit wirkt nicht immer für die Erreichung eines für Alle berechneten Planes.

Der Heroenkrieg ist der Kampf der persönlichen Tapferkeit. Von eigentlichen Kriegswissenschaften und Kriegskünsten, von strategischen Berechnungen und taktischen Bewegungen der Heere weiß die Heroenzeit gar wenig. Der Anführer, umgeben von seinen Untergebenen, rückt gegen den Feind vor, indem er selbst in den Vorderreihen als *πρoμάχος* das Meiste und Wichtigste thun muß. Der Platz, auf welchem die Vorfechter kämpfen, nennt Homer *γέφυρα*, Damm, Wall, Zwischenraum zwischen den beiden gegen einander rückenden Heeren, Kampfplatz oder Schlachtfeld. Der Anführer ist stets erster Streiter und Kämpfer, nicht eigentlicher Lenker der Streitkräfte seines Heeres. Er ermuntert die Muthlosen und Weichenden, ruft, wenn der Andrang der Feinde heftig wird, die einzelnen Mitkämpfer bei Namen auf, — weswegen eine gute Stimme zu den empfehlenden Eigenschaften eines Anführers gehörte, er wird *βοὴν ἀγαθός* genannt, — ohne jedoch durch sein Kommando die Schlacht zu leiten. Die persönliche Tapferkeit

des Feldherrn entscheidet in der Regel den Sieg. Er ist überhaupt der Schutz der Seinigen; gleich einer Schutzmauer steht er an ihrer Spitze, er ist für sie ein ἕρκος, Zaun, Umschließung, Vormauer, und ein πύργος, Thurm, Bollwerk, Schutzwehr. Eine Reihe von Leichen bezeichnet die Bahn, welche er kämpfend zurückgelegt hat.

Sobald der Held einen Feind von Auszeichnung erlegt hat, so zieht er ihm unter verhöhnenden Reden die Waffenrüstung, ἔναρα, mit dem Beiworte βροτόεντα, aus, um sie als Tropäe aufzubewahren. Ehrenvoll und vortheilhaft wegen des Lösegeldes war es, wenn der Sieger den Leichnam des besiegten Feindes mit sich fortführen konnte. Die Freunde und Begleiter hielten es daher für heilige Pflicht, den Leichnam eines Erschlagenen zu vertheidigen; fahren lassen durften sie ihn auf keine Weise des Begräbnisses wegen.

Ueberhaupt war das Begraben der Gefallenen ein Geschäft, welches mit der größten Gewissenhaftigkeit vollzogen wurde. Schon in dem Heroenalter fand die später so allgemein unter den Griechen beobachtete Sitte statt, nach einem blutigen Gefechte Waffenstillstand, ἐκεχειρία, zu schließen, damit jede von den beiden Partheien ihre Todten begrübe.

In den Schilderungen der Schlachten ist selten von den gemeinen Soldaten die Rede; der Dichter beschäftigt sich fast allein mit den Vorfechtern. Die Soldaten standen hinter dem Anführer; doch an eine innige Verbindung der einzelnen Heerhaufen ist nicht zu denken. Daß indessen auch auf die Stellung gesehen wurde, beweisen verschiedene Stellen. Nestor räth dem Agamemnon, das Heer nach den Stämmen und Familien abzusondern, und sie so abgesondert kämpfen zu lassen, damit er den Feigen von dem Tapfern unterscheiden könne. [1]) Um den Angriff gegen den Feind zu verstärken, drang das Fußvolk, πρυλέες, auch in

---

[1]) Il. II, 362—368.

geschlossenen Gliedern, *κατὰ στίχας*, vor. Jeder Soldat hielt den Schild gegen die Schulter; nach den Worten des Dichters: *σάκε' ὤμοισι κλίναντες*. In so eng geschlossenen Reihen, der Dichter nennt sie *φάλαγγες ἀνδρῶν*, rückte das Heer selten vor; denn es bekümmerten die einzelnen Haufen sich gewöhnlich nicht um die Bewegungen des ganzen Heeres. Jeder Held drang vielmehr vor, oder zog sich zurück, wie er es angemessen und vortheilhaft fand. Konnte er sich fliehend gegen den verfolgenden Feind vertheidigen, so zog er sich langsam weichend zurück; konnte er sich gegen die Uebermacht nicht halten, und die Schnelligkeit seiner Füße ihn retten, so trug er kein Bedenken vor dem Feinde zu laufen. Schnellfüßigkeit war eine rühmliche Eigenschaft eines Kriegers. Achill wird gewöhnlich *πόδας ὠκύς* und *ποδάρκης* genannt.

Die Helden gehen nicht zu Fuß in den Kampf, sondern sie fahren stehend auf ihrem Streitwagen. Ein Wagenlenker, *ἡνίοχος*, der mitunter selbst ein tapferer Streiter ist, nimmt den vordersten Platz des Wagens ein und leitet den Lauf der Pferde. Hinter dem Wagenlenker steht der Held, *παραβάτης*. So lange der Kampf allgemein bleibt, kämpft der Held von seinem Wagen ab. Doch sobald er einen ausgezeichneten Streiter unter den Feinden vor sich erblickt, so springt er auf die Erde, um seinem Gegner mit recht festem und sicherem Schritte entgegen gehen zu können.

Der erste Angriff in stehender Feldschlacht, *ἐν ὑσμίνῃ σταδίῃ* oder *ἐν αὐτοσταδίῃ*, wurde gewöhnlich mit der Lanze gemacht, welche die beiden Streiter, so wie sie sich auf Schußweite genähert hatten, gegen einander schleuderten. Der kommenden Lanze suchte der Krieger durch eine rasche Wendung des Körpers auszuweichen, oder wenn dies nicht möglich war, so fieng er sie mit seinem Schilde auf. Doch der Schild von siebenfachem Ochsenleder konnte oft der Gewalt des Schusses keinen Widerstand leisten. In dem Zweikampfe zwischen Ajax und Hek-

tor, treibt letzterer, welcher den ersten Schuß thut, die Lanze durch sechs Häute des Schildes; in der siebenten bleibt sie stecken. Ajax durchbohrt die sämmtlichen Häute, so daß die Spitze der Lanze den Körper seines Gegners noch erreicht und verwundet. Nach dem Werfen der Lanzen folgt der Stoß mit derselben. Hektor stößt gegen den Schild des Ajax. Die Spitze des Speeres legt sich um, und der Stoß bleibt ganz ohne Erfolg. Kräftiger ist der Angriff des Ajax. Dieser durchstößt den Schild durch und durch, ohne jedoch den Gegner tödtlich zu verwunden. Der dritte Angriff wird mit großen Steinen gemacht, mit welchen jeder seinen Gegner niederzuschmettern sucht. Hektor wird getroffen und sinkt ohnmächtig zu Boden. Apoll erscheint plötzlich und rettet ihn aus der Hand der Feinde. [1])

In andern Fällen folgt nach dem Wurfe mit den Lanzen der Angriff in der Nähe mit den langen zweischneidigen Schwertern.

Ausgezeichnet ist die Fertigkeit und Sicherheit, mit welcher die Helden ihre Waffen zu handhaben wissen. Nicht genug, daß sie als Bogenschützen das Ziel sicher treffen, selbst mit der Lanze werfen sie so genau, daß sie, wenn der Gegner, mit dem Schilde sich nicht gehörig deckend, eine Blöße giebt, eine solche einzelne Stelle des Körpers zu treffen im Stande sind. Ja was noch mehr ist, Homer nennt Schützen, die es durch Uebung dahin gebracht haben, zwei Lanzen zu gleicher Zeit, mit jeder Hand eine, zu schleudern und mit jeder zu treffen. Ein solcher Schütze war Asteropäus, welchen der Dichter περιδέξιος, welches gleichbedeutend ist mit ἀμφιδέξιος, mit beiden Händen rechts, nennt. [2])

Außer den allgemeinen Gefechten mit dem ganzen Heere auf offnem Felde gab es auch kleinere, indem ein Theil des Heeres sich in einen Hinterhalt, λόχος, legte, oder indem man Ueberfälle in das feindliche Lager oder die belagerte Stadt machte. Um sich

[1]) Il. VII, 244—272. [2]) Il. XXI, 162.

dagegen zu sichern, wurden die Städte mit Mauern, welche mit Thürmen, Brustwehren, ἐπάλξεις, Zinnen, κρόσσαι, und Pallisaden, σκόλοπες, versehen waren, umschlossen. Um das Ersteigen der Mauer zu erschweren, wurde vor derselben ein Graben gezogen, τάφρον ὀρύσσειν. Daß Wachen ausgestellt wurden, sagt Homer gleichfalls. Doch scheint es nicht immer geschehen zu seyn, sondern nur wenn das Heer in einer gefährlichen Lage war, oder man Ursache hatte einen Ueberfall zu befürchten. [1]) Glaubte ein Heer durch einen Sieg über den Feind sich hinreichend gesichert vor Ueberfall, so unterließ es das Ausstellen der Wachen. [2]) Diese Nachlässigkeit machte es dem Ulysses und Diomed möglich in das Lager der Thrazier zu gehen, den Rhesus zu erschlagen und dessen Pferde zu den Schiffen zu führen.

Von der Belagerungskunst hatten die Heroen nicht die geringste Kenntniß. — Kriegsmaschinen, um Festungen mit Gewalt zu erobern, werden nie vom Dichter erwähnt. — Wollen sie die Thore sprengen, so geschiehet es durch Steinwürfe mit der Hand. Auch die Pallisaden auf den Mauern reißen sie mit den Händen aus. Patroklus stürzt drei Mal gegen die Mauer, um sie zu stürmen; drei Mal stößt Apoll, welcher auf einem Thurme steht, ihn wieder zurück. [3])

Daß die Anstalten für die Unterhaltung und Verpflegung des Heeres sehr dürftig und mangelhaft seyn mußten, läßt sich aus der ganzen Art der Kriegführung sehr leicht abnehmen. Homer berichtet uns so wenig über diesen Punkt, daß man nicht im Stande ist aus seinen Angaben die Frage zu beantworten, wie ein so großes Heer eine so lange Reihe von Jahren hindurch habe unterhalten werden können. Schon Thucydides sahe diese Schwierigkeit, und suchte die Sache durch eine Vermuthung erklärlich zu machen. Er glaubt nämlich, ein Theil des Heeres

---

[1]) Il. VIII, 521. IX, 67. [2]) Il. X, 416. 417.
[3]) Il. XVI, 702.

habe sich während der Zeit des Krieges außer Plünderung auch mit Ackerbau beschäftiget.[1]) Allein bei Homer findet sich keine einzige Stelle, wodurch diese Vermuthung bestätiget wird. Nach den Aussagen des Dichters muß man annehmen, daß Streifzüge in die Umgegend und Plünderung der benachbarten Städte, wie dies ausdrücklich vom Achill erzählt wird,[2]) die nöthigen Lebensmittel geliefert haben. Allein wie konnte die Beute zehn Jahre lang für ein Heer von 100000 Menschen hinreichen? Auch dieser Umstand läßt nicht ohne Grund schließen, daß der Krieg nicht so lange gedauert habe, und das Heer auch nicht so zahlreich gewesen sey, als es der Dichter angegeben hat.

Waffenrüstung eines homerischen Helden.

Der Held in seiner vollen Rüstung erscheint nach den Schilderungen des Homer in seinem schönsten Glanze und seiner höchsten Würde. Bewunderung und Ehrfurcht flößt er überall ein, wann er, glänzend wie ein leuchtendes Gestirn, zum Kampfe hervorschreitet. Man denke ihn. Den Kopf bedeckt ein eherner Helm, auf welchem ein langer rother Federbusch schwankt. Um die Brust strahlt ein sich wölbender Panzer, mit metallenen Streifen verziert. Vorn auf dem Panzer kreuzen sich die Koppel, an welcher ein langes zweischneidiges Schwert hängt, und der Riemen, womit der starke, schwere Schild getragen wird. Wo der Harnisch aufhört schützt ein bunter Gürtel den Unterleib. Beinharnische von feinem Zinn sind mit silbernen Schnüren vor die Schienbeine gebunden. In der Hand trägt er einen starken zehn Ellen langen Speer.

Die ganze Rüstung eines Helden bestand aus zweierlei Arten von Waffen, aus Schutz- und Angriffswaffen. Es ist nöthig, sie einzeln durchzunehmen, um ihre Beschaffenheit genauer kennen zu lernen.

---

[1]) Tucyd. I, 11. [2]) Od. III, 106.

α. Schutzwaffen.

Der Helm. Κυνέη. Κόρυς.

Der Helm war aus Fellen gemacht, zuerst aus Hundsfellen, wie auch der Name κυνέη beweiset, mitunter auch aus Wieselfell, κυνέη κτιδέη [1]) Das Leder war dreidoppelt und mit Metall überzogen, damit er Hiebe und Stöße abzuhalten vermögte; Homer nennt ihn χαλκήρης. Vorn über dem Gesichte hatte er einen Rand oder eine Krempe von Metall, στεφάνη. [2]) Oben war er gewölbt.

Zur Verzierung des Helmes dienten: 1) Eine Besetzung von Pferdehaaren; daher ἱπποδάσεια und ἵππουρις. 2) Ein langer schwankender Federbusch, λόφος. Statt der Federn nahm man auch einen Schweif von Pferdehaaren, welcher gewöhnlich roth gefärbt war. [3]) 3) Schimmernde Knöpfe, φάλοι oder φάλαρα. [4]) Diese Knöpfe saßen an der Vorder- und Hinterseite, daher nennt Homer den Helm ἀμφίφαλος. Nach der Zahl der Knöpfe wurden die Beiwörter τρίφαλος und τετράφαλος, oder τριφάληρος und τετραφάληρος gewählt. Der Helmbusch steckte in einem dieser Knöpfe, obgleich auch einige Helme mehre Büsche gehabt zu haben scheinen, wie das Beiwort τετράλοφοι zeigt. Zum Einstecken des Busches hatten die Knöpfe Röhren, weswegen der Helm τρυφάλεια [5]) αὐλῶπις genannt wurde, von αὐλός,

---

[1]) Jl. X, 335. [2]) Jl. VII, 12. [3]) Jl. XV, 537. 538.

[4]) Buttm. lexil. Thl. 2. S. 240 hält φάλος für einen Bügel über dem Helme, und φάλαρα für Seitenbedeckungen der Backen, so daß diese beiden Wörter eine gänzlich verschiedene Bedeutung gehabt hätten. Allein wie soll man bei dieser Erklärung τετράφαλος verstehen? Vier solcher Bügel konnte doch ein Helm nicht gut haben.

[5]) τρυφάλεια ist gleichbedeutend mit τριφάλεια, doch mit verschiedener Ableitung. Τρυφάλεια von τρύειν, durchreiben, durchbohren, weil der Helm durchbohrt war, um den Helmbusch hineinzustecken; τριφάλεια ist der Helm mit drei φάλοις. Buttm. lexil. hält τρυ-

Flöte und Röhre. Richtiger ist jedoch wohl die Ableitung von αὔλωψ, hohläugig. Somit wäre αὐλῶπις der Helm mit hohlen Augen, oder Löchern zum Visiren.

Eine leichtere Kopfbedeckung war der Sturmhut, καταῖτυξ. Er war niedrig, und hatte weder Knöpfe noch Federbusch.[1] Eine ähnliche Art Helm scheint derjenige gewesen zu seyn, welchen Ulysses vom Meriones erhält. Dieser war aus Filz, πῖλος, gemacht; inwendig mit vielen ledernen Riemen durchzogen, und auswendig mit den Zähnen eines Ebers dicht besetzt.

Damit der Helm nicht vom Kopfe fallen könnte, wurde er mit einem Riemen unter dem Kinne festgebunden.

Panzer. Θώραξ.

Der Panzer oder Harnisch war eine Bedeckung von Metall für den obern Theil des Körpers; er reichte vom Halse bis auf den Unterleib. Damit er die Brust nicht beengte und drückte, hatte er vorn eine Wölbung, welche γύαλον genannt wird. Eine solche Wölbung war jedoch nicht bloß vorn, sondern, nach dem Zeugnisse des Pausanias,[2] auch hinten, indem die beiden gewölbten Platten an den Seiten mit Haken zusammengefügt wurden. Von diesen gewölbten Platten wurde der Panzer θώραξ κραταιγύαλος,[3] mit starken festen Wölbungen versehen, genannt. Wenn auch Homer den Panzer nicht genau beschreibt, so ist doch klar, daß die Panzer des trojanischen Heldenalters von denen von Pausanias beschriebenen nicht verschieden gewesen sind, wenn jener sie γυάλοισιν ἀρηρότες, aus gewölbten Platten zusammengefügt, nennt.[4])

φάλεια für eine gewöhnliche Benennung des Helmes, weil dies Wort stets allein und nie als Beiwort des Helmes vorkommt.

[1]) Jl. X, 258.

[2]) Pausan. Phocic. 26. nennt die γύαλα, δύο χαλκᾶ ποιήματα.

[3]) Jl. XIX, 361. [4]) Jl. XV, 530.

Die Außenseite des Panzers war auf mancherlei Weise verziert. Das Metall war sorgfältig polirt, so daß es stark glänzte, daher der Zusatz, λαμπρὸν γανόωντες, die leuchtend strahlenden Harnische. Bei manchen war die Oberfläche nicht glatt, sondern gestreift. Der Panzer des Agamemnon, welchen er als Geschenk von Kinyras aus Cyprus bekommen hatte, war mit zehn dunkelblauen, zwölf goldgelben und zwanzig weißen Streifen verziert. Nach dem Nacken zu streckten sich von beiden Seiten her drei Schlangen, gleich dem Regenbogen, welchen Zeus in den Wolken feststellt. [1])

Ueber die Lage der Streifen und Schlangen sind die Meinungen der Ausleger verschieden, indem der Dichter sich nicht deutlich ausdrückt. Am natürlichsten scheint es anzunehmen, daß die Streifen um den Leib liefen, die schwarzen unten, die gelben in der Mitte und die weißen oben. Sie konnten aber nicht weiter reichen als bis unter die Arme. Den obern Theil des Panzers auf der Brust füllten die Schlangen, welche über die Schulter nach dem Nacken zuliefen. Die Worte: τρεῖς ἑκάτερθε προτὶ δειρήν, lassen sich nicht anders verstehen. Die Aehnlichkeit mit dem Regenbogen ist ohne Zweifel in der sich über die Schulter windenden Lage zu suchen.

Die Farben benennt Homer nach dem Metalle; er sagt sie waren, κυάνου, χρυσοῦ und κασσιτέρου. Κύανος ist ein Metall von dunkler Farbe; man hält es für Stahl, oder auch wohl für Meer- oder Kupferoker. Κασσίτερος ist Zinn, plumbum album, verschieden von dem plumbum nigrum, oder Blei. [2])

Der äußerste Rand des Panzers pflegte mit einem Guſſe von glänzendem Zinn eingefaßt zu seyn, wie es Homer von dem Panzer des Asteropäus sagt. [3])

---

[1]) Jl. XI, 20 — 27.

[2]) Beckmann, Gesch. der Erf., hält κασσίτερος für das Stannum der Römer, eine Mischung von Silber und Blei, unser Werk oder Werkblei.

[3]) Jl. XXIII, 561.

Wegen der Verzierungen des Harnisches erhielten die Helden das Epitheton *αἰολοθώραξ*,[1]) obgleich man es auch auf die Schnelligkeit, mit welcher sie sich in dem Panzer bewegten, beziehen kann.

Außer dem Panzer von Metall hatte man auch eine leichtere Bedeckung des Oberkörpers. Dahin gehört der Kettenpanzer, *στρεπτὸς χιτών*,[2]) der aus Ringen von Metall zusammengefügt war, und ein anderer von Leinewand. Von diesem hatte Ajax der Oileer das Beiwort *λινοθώραξ*.[3])

Gürtel. *Ζωστήρ. Ζώνη. Μίτρα.* Leibrock. *Ζῶμα.*

Der Panzer deckte nicht den ganzen Unterleib, was er auch nicht durfte, wofern er nicht die freie Bewegung des Körpers hindern sollte. Der Unterleib wurde daher mit einer wollenen Binde, *μίτρα*, umbunden, welche der Sicherheit wegen mit Metallplatten belegt war.[4])

Ueber dieser Binde trug der Krieger ein Unterkleid oder Leibrock, *ζῶμα*, gleichbedeutend mit *χιτών*.[5]) Dies Unterkleid wurde durch einen Gürtel, *ζωστήρ* oder *ζώνη*, zusammengehalten. Der Gürtel bildete eine Fortsetzung des Panzers, dessen untern Theil er bedeckte. Daß der Panzer nicht ganz unter dem Gürtel herlief, sagt Homer ausdrücklich.[6]) Daß aber der Gürtel überfaßte auf den untern Theil des Panzers, zeigt die ausführliche Beschreibung, wie Pandarus den Menelaus schießt.[7])

Der Gürtel war bunt gearbeitet, er hieß *παναίολος*, oder auch roth gefärbt, *φοίνικι φαεινός*.[8]) Zusammengehalten wurde er durch Schnallen oder Spangen, *ὀχῆες*.

---

1) Jl. IV, 489.
2) Vgl. Herod. II, 68 und VIII, 61.
3) Jl. II, 529.
4) Jl. IV, 216.
5) Eust. zu Od. XIV, 482.
6) Jl. XI, 234.
7) Jl. IV, 135. 136.
8) Jl. VII, 305.

Woraus der Gürtel gemacht war, wird nicht ausdrücklich gesagt. Ganz von Metall konnte er nicht seyn. Doch daß er, gleich wie die μίτρα, mit Platten von Metall verstärkt war, wird gleichfalls angeführt. [1])

Beinharnische. Κνημῖδες.

Um die Beine gegen Hiebe und Stöße zu sichern, trugen die Helden Beinharnische, welche aus Metall gemacht waren; gewöhnlich aus Erz, doch hatte man sie auch aus feinem, dünngeschlagenem Zinn, ἑανοῦ κασσιτέροιο. [2]) Sie wurden mit Schnüren festgebunden, die bei den Vornehmen silbern waren. Diese Schnüre hießen ἐπισφύρια.

Schild. Σάκος. Ἀσπίς.

Der Schild war eine vorzügliche Schutzwaffe der Alten. Ursprünglich sehr einfach gemacht, aus Flechtwerk, das mit Leder überzogen war, wurde er nach und nach so sehr verbessert, daß er nicht allein durch seine Festigkeit hinreichenden Widerstand gegen Angriffe leistete, sondern auch durch die Kunst in der Arbeit ein dem Auge gefälliges Ansehen erhielt.

Er war gewöhnlich von runder Gestalt, ἀσπὶς πάντοσ' ἐΐση, und hatte die Größe, daß er den ganzen Menschen zu decken im Stande war, ἀμφίβροτος. Er bestand aus siebenfachem Ochsenleder, [3]) obgleich es auch einige gab, die weniger fest gearbeitet waren, z. B. Schilde mit vier Lagen, σάκος τετραθέλυμνον. [4]) Ueber dem Leder lag eine Platte von gehammertem Erze, ἀσπις ἐξήλατος. [5]) Diese Platte war durch kleine goldene, ganz durchgehende Stäbchen, welche einen Kreis bildeten, an dem Leder befestiget. [6]) Am äußersten Rande war die Metallplatte mit Leder überzogen, damit das Anschlagen und Reiben des

---

[1]) Jl. XI, 237. [2]) Jl. XVIII, 612. [3]) Jl. VII, 220.
[4]) Jl. XV, 479. [5]) Jl. XII, 295. [6]) Jl. XII, 297.

Schildes die Haut nicht verwundete, oder dieselbe schmerzte. Dieser Reif hieß ἄντυξ. [1]) Er war rund umher mit Trodbeln, θυσάνοι, besetzt. Das Feld des Schildes war mit mannichfaltigen Abbildungen ausgefüllt. Von den Verzierungen hatte er die Epitheta, πολυδαίδαλος, ποικίλος, παναίολος. Gerade in der Mitte war ein hervorragender Buckel, ὀμφαλός.

Die Abbildungen des Feldes stellten gewöhnlich Heldenthaten dar. Man fand jedoch auch andere Darstellungen, wie z. B. dies der Fall war auf dem Schilde, welchen Vulkan für Achill verfertiget hatte. Vom Schilde des Agamemnon heißt es: „Um den Rand liefen zehn Kreise von Erz. In der Mitte war ein dunkelblauer Buckel, μέλανος κυάνοιο, welche zwanzig weiße von Zinn, κασσιτέροιο, umgaben. In dem Zwischenraume zwischen den Buckeln und den Kreisen waren die Gorgo, die Furcht, Δεῖμος, und der Schrecken, Φόβος, als personifizirte Wesen abgebildet. [2])"

Manche hatten das Feld ihres Schildes weiß. Der Dichter nennt sie λευκάσπιδες.

An der Innenseite befanden sich Querhölzer, durch welche man den linken Arm steckte, wenn man dem heranrückenden Feinde entgegen ging. Diese Hölzer nennt Homer κανόνες. Bei spätern Schriftstellern heißen sie ὄχανον.

Außer dem Kampfe trug man den Schild an einem Riemen, τελαμών. Der Riemen lief von der rechten Schulter über die Brust, wo er mit dem Degengehänge zusammentraf. [3]) Er war mit Thiergestalten aus Metall verziert. Agamemnon hatte auf dem Riemen eine sich windende Schlange mit drei Köpfen.

Von dem Ochsenleder, dem Haupttbestandtheile des Schildes, waren verschiedene Benennungen desselben entlehnt, z. B. βοάγρια, von βόαγρος, ein wilder Ochse, auch schlechthin

---

[1]) Il. VI, 118. [2]) Il. II, 33 — 35.

[3]) Il. V, 796 vergl. mit 188. XIV, 404. 405.

βοῦς [1]) und ῥινόν. Eine kleinere Art von Schilden waren λαισήϊα, welche wahrscheinlich ganz aus Leder bestanden. Der Dichter nennt sie πτερόεντα. [2]) Dieses Beiwort bezieht sich ohne Zweifel auf die Leichtigkeit, mit welcher man diesen Schild handhabte, im Gegensatz gegen den großen und schweren μέγα καὶ στιβαρόν, welchen Homer auch πύργος nennt.

Daß πτερόεντα die Leichtigkeit, mit welcher der Krieger den Schild führte, bezeichnet, ist ganz dem homerischen Sprachgebrauche gemäß. Wird doch der Schild des Agamemnon sogar θοῦρις, [3]) der ungestüme, heftige, genannt, weil derjenige, der ihn führt, heftig und ungestüm eindringt.

β. Angriffswaffen.

Lanze oder Speer. Ἔγχος. Δόρυ. Ξυστόν.

Die Hauptwaffe zum Angriffe war dem Helden seine Lanze, deren er sich zum Werfen und Stoßen bediente. Sie bestand aus einer langen Stange, δόρυ oder ξυστόν, [4]) von Eschenholz, daher μείλινον. Die Länge bezeichnet das oft beigefügte Epitheton δολιχόσκιον. Dichterische Hyperbel ist es, wenn die Lanze eilf Ellen lang, ἑνδεκάπηχυ, genannt wird.

Vorn war sie mit einer ehernen Spitze, αἰχμὴ χαλκείη, versehen. Um das Ende, wo die Spitze in den Schaft eingefügt war, wurde ein goldener Ring gelegt, um das Aufspalten des Holzes zu verhindern. Dieser Ring hieß πόρκης. [5]) Das unterste Ende des Schaftes, σαυρωτήρ, war etwas zugespitzt, damit man die Lanze, wenn man ausruhen wollte, mit Leichtig-

---

[1]) Jl. XVI, 636. XII, 105. [2]) Jl. V, 453. [3]) Jl. XI, 32.

[4]) Δόρυ und ξυστόν werden gewöhnlich für die ganze Lanze gebraucht. — Eine Verschiedenheit der Bedeutung haben die Wörter ἔγχος und δόρυ bei Homer nicht. Nur Jl. XVI, 140 wird ἔγχος als schwerer von δόρυ unterschieden.

[5]) Jl. VI, 320.

fest in die Erde stecken konnte. Die Spitze, *σαυρωτήρ*, wird auch *οὐρίαχος* genannt. Das Beiwort *ἀμφίγυον*, [1]) welches Homer der Lanze beilegt, bezieht sich auf die beiden zugespitzten Enden.

Wenn der Krieger die Lanze außer dem Kampfe mit sich forttragen wollte, so überzog er sie, oder doch wenigstens die Spitze derselben, mit einem Futteral, *σύριγξ*. [2])

Die gewöhnlichen Epitheta, welche Homer ihr beilegt, sind: *μέγα, βριθύ, στιβαρόν, ὄβριμον*. Den Speer des Achill nennt er *μελίη ἰθυπτίων*, [3]) die gerade fortfliegende.

Schwert. Ξίφος. Φάσγανον. Ἄορ.

Das Schwert wurde in einer Scheide, *κολεός*, an einem Gehänge, *τελαμών* oder *ἀορτήρ*, [4]) über die Schulter getragen. [5]) Die Scheide war mit Knöpfen oder Buckeln verziert, daher das Beiwort *ἀργυρόηλος*. Ihre Farbe war schwarz, denn das Epitheton *μελάνδετος* [6]) geht ohne Zweifel auf die Farbe der Scheide. Daß sie mit Eisen beschlagen gewesen sey, sagt dies Wort nicht, da es nichts weiter als „schwarz gebunden, schwarz gefaßt“ heißt.

Zum Anfassen war der Degen mit einem Griffe, *κώπη*, versehen. Auf den Griff bezieht sich das häufig vorkommende Beiwort *κωπήεις*. Vorn lief er in eine Spitze aus, daher *τανυήκης*, mit langer Spitze oder Schärfe.

Den Unterschied zwischen *ξίφος* und *φάσγανον* nennt Homer nicht. Daß beide gerade und nicht krumm gebogen waren, nach Art unserer Säbel, beweiset das Epitheton *ἀμφήκης*, an

[1]) Jl. XIII, 147. XIV, 26. *Ἀμφίγυον* ist abzuleiten von *γυῖον*, Glied, Fuß, Spitze.

[2]) Jl. XIX, 387. [3]) Jl. XXI, 169.

[4]) Daß *τελαμών* und *ἀορτήρ* gleichbedeutend sind, beweiset Od. XI, 609.

[5]) Jl. III, 334. [6]) Jl. XV, 713.

beiden Seiten scharf, zweischneidig, welches nicht bei Säbeln paßt. Wahrscheinlich war ξίφος länger und größer als φάσγανον. Letzterer, eigentlich Schlachtmesser von σφάζω, war die Waffe, welche der alte Grieche stets bei sich trug, ohne deswegen eigentlich zum Kampfe gerüstet zu seyn. Als Ulysses die Freier niederschießen will, ruft Eurymachus: „Haltet die Tische wie Schilde vor, und ziehet eure φάσγανα." [1]) Daraus erhellt, daß φάσγανον mehr ein Dolch als ein langes Schlachtschwert war.

Außer dem Schwerte trug der Held auch ein langes Messer, μάχαιρα, neben demselben, dessen Agamemnon sich bedient, um dem Opferthiere einige Haare vom Kopfe zu schneiden. [2])

Bogen und Pfeile. Τόξον. Ἰός. Ὀϊστός. Ἄτρακτος. Ἠλακάτη.

Bogen und Pfeile waren nicht die gewöhnlichen Waffen der Helden vor Troja. Nur einige Völker bedienten sich ihrer vorzugsweise, wie Homer dies von den Lokrern sagt, die weder Helme, noch Schilde, noch Lanzen führten. [3]) Der schwer bewaffnete Krieger gebrauchte den Bogen nur bei Angriffen aus dem Hinterhalte, oder aus der Ferne.

Der Bogen war aus hartem Holze, oder aus den Hörnern eines Bockes gemacht. Einen solchen besaß Pandarus, den Homer sehr genau beschreibt. Die beiden Hörner eines Bockes, deren jedes sechszehn Palmen lang war, ἑκκαιδεκάδωρος, [4]) waren von einem Hornarbeiter geglättet, und mit den beiden untern Enden so zusammengefügt, daß sie die Gestalt eines Bogens erhielten. An jedem der beiden äußersten Enden war ein goldener Knopf, κορώνη, angebracht, woran die Sehne, νευρά, befestigt war. [5])

---

[1]) Od. XXII, 74. [2]) Jl. III, 271. [3]) Jl. XIII, 714. 717.
[4]) Von δῶρον, die flache Hand. [5]) Jl. IV, 109—111.

Sollte der Bogen nicht gebraucht werden, so wurde er, nachdem die Sehne losgebunden war, in ein Behältniß, γωρυτός, gesteckt. [1]) Wollte man schießen, so wurde er, um die Sehne straff zu binden, gegen die Erde gesetzt und gebogen. War die Sehne festgebunden, so faßte man den Bogen mit der linken Hand in der Krümmung, πῆχυς, legte den Pfeil, ἰός, mit der Kerbe, γλυφίς, auf die Sehne, und zog ihn mit solcher Kraft zurück, daß die Sehne die Brust des zielenden Schützen, und die Spitze des Pfeils den Bogen berührte. Dann ließ man ihn plötzlich fliegen.

Der Pfeil bestand aus leichtem Holze oder Rohr; er hatte vorn eine Spitze von Metall, welche mit einer Sehne festgebunnen war. [2]) Die Spitze hatte Widerhaken, ὄγκοι. [3]) Wegen des Erzes an der Spitze nennt Homer den Pfeil χαλκοβαρής, und wegen der Widerhaken τριγλώχιν, mit drei Spitzen, oder ταννγλώχιν, [4]) mit langer Spitze. Das Beiwort παλίντονος bezieht sich ohne Zweifel auf die Eigenschaft der Elastizität. Manche Ausleger nehmen das Wort von einem besondern Zustande des Bogens, und übersetzen es zurückgespannt, oder auch losgebunden und abgespannt.

Die Pfeile wurden in dem Köcher, φαρέτρα, getragen, welcher als Pfeilbehälter das Beiwort ἰοδόκης [5]) führt. Oben wurde er durch einen Deckel, πῶμα, verschlossen. Von dem Deckel hat er das Epitheton ἀμφηρεφής, [6]) welches, von ἐρέφω, bedecken, nichts weiter als mit einem Deckel verschlossen bedeutet. [7])

---

[1]) Od. XXI, 54. [2]) Jl. IV, 151. [3]) Jl. IV, 151.
[4]) Jl. VIII, 297. [5]) Od. XXI, 12. [6]) Jl. I, 45.

[7]) Einige Ausleger übersetzen es, von beiden Seiten, oben und unten, verschlossen. Allein die Verschließung war unten anders als oben. Die Präposition ἀμφί, rund herum, soll hier das Ueberfassen des Deckels über den ganzen Köcher ausdrücken.

Selten von Homer erwähnte Waffen sind: 1) Ἀξίνη, [1]) die **Streitart**, mit einem Stiele, πέλεκκον, gemacht aus dem Holze des Oelbaumes. 2) Πέλεκυς, [2]) das **Beil**, dessen man sich im hitzigen Kampfe in der Nähe bediente. 3) Σφενδόνη, die **Schleuder**, mit welcher man Bleikugeln warf.

Zu der Kriegsrüstung gehören auch Wagen und Pferde, so wie auch, wenn gleich etwas entfernter, Schiffe. Die Beschreibung derselben mag daher am Schlusse dieses Kapitels folgen.

Wagen. Ἅρμα. Ἅμαξα. Ἀπήνη.

Wenn der Held in den Kampf zieht, oder eine Reise zu Lande macht, so bedient er sich eines Wagens, ἅρμα. Dieser Streitwagen war niedrig und zweirädrig. Wegen der schönen Arbeit hieß er, ποικίλον, und weil er aus vielen Stücken zusammengeleimt war, κολλητόν.

Die einzelnen Theile des Wagens sind:

1) **Die Achse**, ἄξων, der Hauptheil, auf welchem der Aufsatz ruhete.

2) **Die Räder**, κύκλα oder τροχοί. Wegen der runden Gestalt werden sie gewöhnlich καμπύλα genannt.

Das Rad bestand aus vier Stücken, a) der Nabe oder Büchse, πλήμνη, in welcher die Achse lief; b) den Speichen, κνῆμαι, deren acht zu seyn pflegten, daher κύκλα ὀκτάκνημα; c) dem Reife aus Felgen von Holz, ἴτυς; d) dem Beschlage von Metall, ἐπίσωτρον, welcher die Felgen zusammenhielt.

3) **Der Wagenkasten**, δίφρος. Er ruhete auf der Achse, an welche er mit Riemen gebunden war. Die Gestalt desselben war länglich rund, und zum Aufsteigen hinten offen. Die beiden Seiten bildeten zwei Halbkreise, an welchen ein Rand herum=

---

[1]) Jl. XIII. 612. [2]) Jl. XV, 711.

lief, welcher aus Reisern, ὄρπηκες, geflochten war. Der Rand hieß ἄντυξ. [1]) Homer erwähnt zwei derselben an einem Wagen, [2]) entweder weil der Wagen zwei Seitenwände hatte, oder weil oben und unten an dem Sitzkasten ein Rand herumlief. Vorn lief der Rand in einen Knopf zusammen, an welchen der Wagenlenker, wenn er die Pferde anhielt, die Zügel band. [3]) Dieser Rand wurde auch ἐπιδιφριάς genannt. [4])

4) Die Deichsel, ῥυμός, an welcher der Wagen gezogen wurde. Riemen zum Ziehen nennt Homer nicht. Die Pferde trugen das Joch, ζυγόν, ein krummgebogenes Holz, auf dem Nacken, welches mit Riemen, λέπαδνα, an das vorderste Ende der Deichsel gebunden wurde. Daß der Wagen mit der Deichsel allein gezogen wurde, sieht man daraus, daß, wenn die Spitze derselben brach, jener stehen blieb. [5])

Das Joch war aus Buchsbaum gemacht, es war πύξινον. In der Mitte hatte es eine Erhöhung oder Buckel, daher das Beiwort ὀμφαλόεν. Zum Durchziehen der Zügel war es mit Ringen versehen, οἰήκεσσιν ἀρηρός. [6]) Diese οἴακες hielten die Zügel, damit sie nicht niederglitten. Der Riemen zum Festbinden des Joches, λέπαδνα, wird auch ζυγόδεσμος genannt, [7]) welcher nach dem Ausdrucke des Dichters ἐννεάπηχυ, neun Ellen lang, seyn soll. [8]) Wenn auch nicht neun Ellen, so mußte er doch sehr lang seyn, denn er wurde dreidoppelt vom Joche zu der Spitze der Deichsel gebunden. Blieb ein Ende übrig, so wurde es untergesteckt. [9]) Das Anbinden des Riemens ist vom Dichter nicht deutlich beschrieben. Er sagt nämlich, über den Pflock, ἕστωρ, sey ein Ring, κρίκος, gelegt. [10]) Man kann dies nicht anders verstehen, als daß vorn auf der Deichsel ein Ring

---

1) Jl. XXI, 38. 2) Jl. 5, 728. 3) Jl. V, 262.
4) Jl. X, 475. 5) Jl. XVI, 371. 6) Jl. XXIV, 269.
7) Arrian. Anab. 2, 3. 11. 8) Jl. XXIV, 270.
9) Jl. XXIV, 274. 10) Jl. XXIV, 272.

steckte, welcher durch einen quer durch dieselbe gehenden Pflock gehalten wurde. Die Riemen des Joches wurden durch diesen Ring gebunden.

Die Pferde waren nicht sehr weit von dem Wagen entfernt. Wenn sie liefen, und der Schweif durch den Luftzug zurückgehalten wurde, so berührten die Spitzen der Haare das Rad. [1])

Außer dem zweirädrigen Streitwagen hatte man auch vierrädrige. Eines solchen Wagens, *ἅμαξα*, bedient sich Priamus, als er in das Lager der Griechen fährt, um den Leichnam seines Sohnes zu holen. Zum Mitführen der Sachen war ein Korb, *πείρινϑος* oder *πείρινς*, aufgebunden. [2]) Dieser Korb wird auch *ὑπερτερία* genannt. [3]) Von der *ἅμαξα* wird noch ein anderer Wagen, *ἀπήνη*, unterschieden. Priamus selbst fährt auf einer *ἅμαξα;* die kostbaren Geschenke, das Lösegeld für den Leichnam, werden auf einer *ἀπήνη τετράκυκλος* vor ihm hergeführt. Zwischen beiden Wagen mußte jedoch kein Unterschied seyn, denn sie werden in manchen Stellen als gleichbedeutend mit einander vertauscht. [4])

Pferde. Ἵπποι.

Pferde wurden von den Helden des trojanischen Krieges nie zum Reiten, sondern nur zum Ziehen der Streitwagen gebraucht. Wenn auch das Reiten in jenem Zeitalter nicht unbekannt war, — Homer kennt schon Kunstreiter — so war es doch nicht anwendbar bei der schweren Waffenrüstung jener Helden. Krieger, welche zu Pferde kämpften, werden als eine Merkwürdigkeit genannt. [5])

Gute Pferde waren für den Krieger von Wichtigkeit. Daher sah man nicht allein sehr auf ihre Abstammung, sondern man pflegte sie auch mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit. Als vorzügliche Pferde werden die Abkömmlinge des Boreas und der

---

[1]) Il. XXIII, 519. 520. [2]) Il. XXIV, 267. [3]) Od. VI, 70.
[4]) Od. VI, 72. 73. [5]) Od. IX, 49.

Harpyie genannt. [1]) Ihre Schnelligkeit sollte der des Windes gleich seyn. Um die Leichtfüßigkeit ausgezeichneter Pferde zu beschreiben, sagt der Dichter: „Sie laufen über die Aehren der Kornfelder und über die Wogen des Meeres." Von den Pferden des Eumellus heißt es: „Sie sind schnell wie Vögel, gleich an Jahren, Größe und Haaren." Die Gleichheit der Größe wird durch die Redensart ausgedrückt: *σταφύλῃ ἐπὶ νῶτον ἐΐσας*, im Rücken so gleich, als wären sie nach der Bleiwage gemessen. [2])

Wie groß die Sorgfalt war, mit welcher die Pferde der Helden gepflegt wurden, beweiset das Beispiel der Andromache, die mit eigener Hand den Pferden ihres Gemahls das Futer gab. Das Futter war Gerste, *κρῖ* oder *κριθή*, Dinkel oder Spelt, *ζειά*, [3]) wofür auch *ὄλυρα* [4]) gebraucht wird, — doch scheinen beide Kornarten verschieden gewesen zu seyn, — und Weizen, *πυρός*. [5]) Unter den Futterkräutern werden Lotusklee, *λωτός*, in Sümpfen wachsender Eppich, *σέλινον ἐλεόθρεπτον*, und Galgant, *κύπειρον*, gleichfalls eine Wiesenpflanze, genannt. [6]) Maulthiere erhielten Feldgras, *ἄγρωστις*. [7])

Daß Reinlichkeit den Pferden sehr zuträglich sey, war dem Dichter nicht unbekannt. Vom Patroklus heißt es, er habe die Pferde des Achill mit klarem Wasser gewaschen, und darauf die Mähnen mit Oel eingerieben. [8])

Das Pferdeschirr wurde mit mancherlei Zierrathen, *φάλαρα*, geschmückt; daher die Redensart, *ἵπποι χρυσάμπυκες*, von *ἄμπυξ*, Stirnband. Die Zügel, *ἡνία* und *εὔληρα*, wurden mit Gold oder Elfenbein ausgelegt. [9]) Das gewöhnliche Epitheton ist *σιγαλόεντα*, glatt, schön gearbeitet Die Pferde selbst

---

1) Jl. XVI, 150. 2) Jl. II, 765.
3) Od. IV, 41. In dieser Stelle wird *ζειά* mit weißer Gerste gemischt.
4) Jl. V. 196. 5) Jl. X, 569. 6) Jl. II, 776.
7) Od. VI, 90. 8) Jl. XXIII, 281. 282. 9) Jl. V, 583.

nennt Homer ἐριαύχενες, mit hohem Halse, und ἀερσίποδες, die Füße hoch hebend.

Der Wagen der Helden wurde von zwei Pferden gezogen. Diesen war gewöhnlich ein Seiten- oder Handpferd, παρήορος oder παράσειρος, beigefügt, [1]) so daß drei Pferde in einer Linie neben einander vor dem Wagen giengen. Daß das Seitenpferd nicht gezogen habe, sondern mitgeführt sey, um den Platz eines der beiden andern, im Falle daß eines verwundet wurde, einzunehmen, [2]) wird nie vom Dichter gesagt. Wahrscheinlicher ist, daß das Seitenpferd den Wagen mit zog. Wenigstens war es kein loses Handpferd, sondern mit den beiden andern so verbunden, daß diese, wenn jenes getödtet wurde, den Wagen nicht fortziehen konnten. Als das Seitenpferd des Patroklus erschossen wird, kommen die beiden andern in Verwirrung, und sie können nicht eher aus der Stelle gehen, als bis Automedon die Riemen abgehauen hat. [3]) Hätte das dritte Pferd den Wagen nicht mit gezogen, so hätte es einen passendern Platz hinter dem Wagen, wo es mehr vor Verwundung gesichert war, gefunden.

Eigenthümlicher Glaube jenes Zeitalters war es, daß den Pferden eine höhere Natur, eine Ahnung künftiger Dinge, ein weissagendes Vermögen zuzuschreiben sey, welchen Glauben die Germanen auch gehabt haben sollen. Die Pferde des Patroklus sind traurig über den Tod ihres Herrn, lassen den Kopf hängen und vergießen heiße Thränen. [4]) Dem Achill sagt eines seiner Pferde den Tod vorher. [5])

Schiffe. Νῆες.

Von Seegefechten kommt in den Werken des Homer nichts vor, obgleich zum Seegefechte dienende Stangen erwähnt werden. [6]) Genau genommen gehört der Abschnitt vom Schiffswe-

[1]) Od. IV, 590. [2]) S. Heyne zu Jl. XVI, 152. [3]) Jl. XVI, 474.
[4]) Jl. XVII, 437. 438. [5]) Jl. XIX, 417. [6]) Jl. XV, 389.

sen nicht zum Kriegswesen. Allein da der Krieg gegen Troja ein Zug über das Meer war, so können die Schiffe als zur Kriegsrüstung gehörig betrachtet werden.

Die Schiffahrt erscheint in der Heroenzeit in ihrer ersten Kindheit, da diejenigen Kenntnisse in der Astronomie, Geographie und solchen Erfindungen, durch deren Hülfe weite Seereisen mit Sicherheit zurückgelegt werden, fehlten. Daß man sich jedoch auch damals nicht wenig mit der Schiffahrt beschäftigte, und daß Homer selbst mit Kunst gebaute und bequem eingerichtete Schiffe kannte, zeigt die Menge der Epitheta, die sich auf das Schiffswesen beziehen, so wie die genaue Angabe der Theile, welche damals an einem Schiffe gefunden wurden.

Die Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Theile wird dazu dienen, daß man sich eine richtige Vorstellung der Schiffe des Heroenalters bilde. Die Theile sind:

1) Der Haupt- oder Kielbalken, *στεῖρη*, welcher auch *τρόπις* genannt wird.

2) Der Boden oder untere Raum, in welchem das in das Schiff eindringende Meerwasser sich sammelt, *ἄντλος* oder *ἀντλία*.

3) Das Steuerruder, *πηδάλιον*, mit einem Griffe zum Anfassen, *οἴαξ*.

4) Die Seitenwände, *πλευραί*. Sie waren aus aufgerichteten Hölzern, *ἴκρια*, gemacht, welche durch Querhölzer, *σταμῖνες*, [1]) verbunden waren. Zur Bekleidung dieses Gerippes dienten lange Bretter, *ἐπηγκενίδες*, die sich vom Vordertheile bis zum Hintertheile erstreckten. [2])

Um das Eindringen des Wassers durch die Seitenwände abzuhalten, bringt Ulysses an dem von ihm erbaueten Schiffe eine besondere Vorrichtung an. Er überzieht die Seitenwände im Innern mit Flechtwerk von Weidenruthen, *ῥίπεσσι οἰσυΐνῃσιν*.

---

[1]) Manche übersetzen, aufrecht stehende Hölzer. S. Eust. zu Od. V, 252. [2]) Od. V, 252. 253.

Den Zwischenraum zwischen dem Flechtwerke und den Seitenbrettern füllt er mit Schutt, ὕλη.[1])

Nach manchen Stellen sind ἴκρια das Verdeck, also gleichbedeutend mit καταστρώματα,[2]) was sich jedoch nicht widerspricht. Wenn ἴκρια eigentlich die aufrecht stehenden Seitenhölzer des Schiffes sind, und das Verdeck auf ihnen ruhet, so konnte der Dichter das Verdeck sehr wohl ἴκρια nennen.

Das Verdeck gieng nicht über den ganzen Raum des Schiffes. Der mittlere Raum, in welchem die Ruderer ihre Sitze hatten, war offen. Die Schiffe hatten zwei Verdecke; eines vorn und eins hinten, ἴκρια πρώρης[3]) und ἴκρια πρύμνης.[4])

5) Die Ruderbänke, ζυγά, oder κληΐδες, von κλείς. Sie füllten den mittleren Raum des Schiffes. Wegen ihrer Menge hießen die Schiffe πολυζύγοι und πολυκλήϊδες. Ihre Anzahl war sehr verschieden. Gewöhnliche Schiffe hatten zwanzig;[5]) die größten hundert, daher ἑκατόζυγος.[6]) Sehr lang waren sie nicht, wie der Ausdruck θρῆνυς ἑπταπόδης,[7]) eine sieben Fuß lange Bank, sagt.

6) Das Ruder, κώπη und ἐρετμός. Damit es sich nicht verschieben könnte, lag es in ledernen Riemen, τροποῖς ἐν δερματίνοισιν,[8]) indem es auf einem Pflocke, σκαλμός, ruhete.

7) Der Mastbaum, ἱστός. Er war von Tannenholz, stand mitten im Schiffe in einem Querbalken, in welchem ein Loch war, μεσόδμη.[9]) Mit zwei Stricken, προτόνοισι, wurde er an das Vorder- und Hintertheil des Schiffes gebunden.[10]) Sobald das Schiff in den Hafen einlief, wurde der Mastbaum heruntergelassen und in einen Behälter, ἱστοδόκη, gelegt. Für

---

1) Od. V, 256. 257. 2) Jl. XV, 678. 729. Od. III, 353.
3) Od. XII, 230. 4) Od. XIII. 75. 5) Od. I, 28.
6) Jl. XX, 247. 7) Jl. XV, 729. 8) Od. IV, 782.
9) Od. II, 424. 10) Od. XII, 409.

die Befestigung des Segels, *ἱστίον*, war der Mastbaum mit einer Segelstange, *ἐπίκριον*, versehen. [1]) An dem *ἐπίκριον*, sagt der Dichter, sey das *σπεῖρον*, [2]) welches gleichbedeutend mit *ἱστίον* ist, befestiget gewesen.

8) Tauwerk und Stangen. Das sämmtliche Tauwerk auf einem Schiffe wird mit dem Worte *ὅπλα* bezeichnet. [3]) Die Stricke, mit welchen das Schiff, wenn es am Lande lag, festgebunden wurde, heißen *πρυμνήσια* [4]) und auch *πείσματα*. [5]) Andere Taue waren: *ὑπέραι*, Taue zum Anbinden der Segelstangen, *κάλοι*, Segeltaue, und *πόδες*, Stricke zum Aufziehen und Spannen der Segel, auch die untern Zipfel des Segels. Die Stangen, *ξυστά*, waren lang und daher aus mehren Stücken zusammengefügt; Homer sagt, *ξυστὸν κολλητὸν βλήτροισι*, [6]) und giebt die Länge auf zwei und zwanzig Ellen an. *Βλῆτρον* wird von Einigen Klammer oder Ring, von Andern Fuge übersetzt.

Eigentliche Matrosen kennt Homer nicht. Die Soldaten versahen während der Seereisen den Dienst der Matrosen. Als eine besondere Schiffsmannschaft werden Steuermänner und Aufseher über die Lebensmittel genannt. [7])

Zierrathen am Hintertheile des Schiffes waren *ἄφλαστα* [8]) und *κόρυμβα*. [9]) Beide Wörter bedeuten dasselbe. Hektor will diese Zierrathen als Siegeszeichen vor der Vernichtung der Schiffe wegführen. In der einen Stelle [9]) verspricht er die *ἄκρα κόρυμβα* abzuhauen, und dann die Schiffe zu verbrennen; in der andern [8]) nimmt er das *ἄφλαστον* vom Hintertheile, und hält es in den Händen. Beide Wörter bezeichnen die äußerste Spitze des gebogenen Hintertheils, welches mit Zierrathen geschmückt war. Diese Spitze wird sonst *κορώνη* genannt. Ob das *ἄφλαστον*, wovon

---

[1]) Od. V, 254. [2]) Od. V, 318. [3]) Od. II, 430.
[4]) Od. II, 418. [5]) Od. VI, 269. [6]) Jl. XV, 678.
[7]) Jl. XIX, 43. 44. [8]) Jl. XV, 717. [9]) Jl. IX, 241.

das aplustre der Römer herzuleiten ist, einerlei mit unserer Flagge gewesen sey, bleibt nach dem, was Homer darüber sagt, zweifelhaft.

Groß ist die Zahl der Beiwörter, welche der Dichter den Schiffen beilegt. Die am häufigsten vorkommenden mögen hier folgen.

Νῆες ἐΐσαι, entweder gleichschwebende, oder treffliche Schiffe. Das Wort *ἐΐσος* hat bei Homer zweierlei Bedeutungen. Es ist gleichbedeutend mit *ἴσος*, gleich, wie dies durch die Redensart, *ἀσπὶς πάντοσ' ἐΐση*, erwiesen wird. Daher erklärt man *νῆες ἐΐσαι*, Schiffe, an beiden Seiten gleich gezimmert, welche daher gleich segeln oder schweben. *Ἐΐσος* ist in seiner Bedeutung aber auch verwandt mit *ἐΰς* oder *ἠΰς*, es heißt gut, trefflich, edel, *ἀγαθός*, *ἐσθλός*. Wenn Jupiter sagt: [1]) Mein Altar ermangelte nie *δαιτὸς ἐΐσης*, so kann dies nicht von einer Mahlzeit, wo Jeder einen gleichen Theil erhält, verstanden werden, sondern es muß eine vorzügliche Mahlzeit, ein vortreffliches Opfer dadurch angedeutet seyn, was deutlich erhellt, da Homer für *δαιτὸς ἐΐσης* auch *ἐσθλῆς* sagt. [2]) Auch der Ausdruck *φρένες ἐΐσαι* [3]) dient zur Bestätigung.

Εὔσσελμος, mit guten Ruderbänken oder Ruderern versehen.

Ἀμφιέλισσος, auf beiden Seiten durch Ruder getrieben.

Γλαφυραί, hohl, ausgehöhlt. *Ὠκυπόροι* und *ὠκύαλοι*, schnell durch das Meer segelnd. *Ποντοπόροι*, über das Meer oder auf dem Meere fahrend.

Μεγακήτης, groß, mit großer Höhlung, von *κῆτος*, ein Seeungeheuer.

Εὔπρυμνος, mit gut gebauetem Hintertheile.

---

[1]) Il. IV, 48. [2]) Il. I, 575. [3]) Od. XI, 337.

Κυανοπρώρος und *κυανοπρώρειος*, mit dunklem oder dunkelblauem Vordertheile.

Μιλτοπάρηος und *φοινικοπάρηος*, das die Seiten mit Röthel oder Mennig gefärbt hat.

Κορωνίδες, mit gekrümmtem Hintertheile, von *κορώνη*.

Nach einer dichterischen Vergleichung nennt Homer die Schiffe Pferde des Meeres, *ἁλὸς ἵπποι*,[1]) und die Ruder Flügel der Schiffe, *πτερά*. [2])

Wollte man mit dem Schiffe auf eine kurze Zeit anhalten, so warf man Anker aus; Homer sagt, *ἐκ δ' εὐνὰς ἔβαλον*. Statt der Anker bediente man sich Steine. Sollte das Schiff auf längere Zeit still liegen, so wurde es auf das Land gezogen; hoch auf den Sand, sagt der Dichter, *ὑψοῦ ἐπὶ ψαμάθοις*. [3]) Damit es am Boden nicht faulte, legte man es auf Balken oder Steine, *ἕρματα*, [4]) *ἔχματα*, [5]) so daß der Luftzug unter dasselbe durchgehen konnte. Wollte man in See gehen, so wurde das Schiff in einem Graben oder einer Vertiefung in das Wasser hinabgelassen. Der Graben wird *οὐρός* genannt. [6]) Daß man sich beim Landen der Häfen bediente, ist natürlich. Homer nennt die Häfen, *λιμένες*, *νηῶν ὄχοι*, Halter oder Aufnehmer der Schiffe, auch *ἐπιωγαί*, weil sie vor Sturm und Wetter gesichert sind, von *ἰωγή*, der Schutz.

Wie groß die Schiffe waren, läßt sich nach den Angaben des Dichters nicht genau bestimmen. In dem Katalogen werden einige, welche funfzig, und einige, welche hundert und zwanzig Menschen führten, erwähnt. Daß man sie also nicht für Kähne zu halten habe, geht aus diesen Angaben deutlich hervor.

---

[1]) Od. IV, 709. [2]) Od. XI, 125. [3]) Jl. I, 486.
[4]) Jl. I, 486. [5]) Jl. XIV, 410. [6]) Jl. II, 153.

Viertes Kapitel.

Häusliches Leben.

Sollte man auch die Absicht des Dichters, uns in seinen Heroen Menschen in dem einfachen und unverdorbenen Naturstande zu schildern, verkennen, so ist doch von selbst einleuchtend, daß ein Dichter des grauesten Alterthums, das selbst über das Gebiet der Geschichte hinausgeht, das Bild der größten Einfachheit in der Lebensweise und in den Sitten liefern muß. Denn wenn auch Homer höhere Bildung in Künsten und in der ganzen Lebensart kennt, als die Helden sie hatten, die er besingt, so war doch sein Zeitalter dem einfachen Naturstande sehr nahe. Von den konventionellen Formen des geselligen Lebens, welche verfeinerte Sitte eingeführt hat, weiß er noch wenig oder nichts.

Die Spuren von Luxus, Verweichlichung und einer der Heroenwelt fremdartigen Kunstfertigkeit blicken nur hin und wieder in einzelnen nicht sehr auffallenden Zügen durch. Im Ganzen ist die homerische Welt, wenn auch nicht ohne feststehende Gebräuche und eingeführte Sitten, doch voll natürlicher Einfachheit und ungekünstelter Gradheit und Offenheit, wie uns die heiligen Urkunden das patriarchalische Leben der ältesten Hebräer schildern; was hier Hirten sind, das sind bei den Griechen Kriegshelden.

Die Handlungsweise des griechischen Helden ist der Ausdruck seiner natürlichen Gefühle und Empfindungen. Eigen sind ihm Muth, Tapferkeit, Redlichkeit, Treue, Selbstverleugnung, Wohlwollen, Anhänglichkeit an Freunde und Verwandte, Sinn für Anstand und Ehrbarkeit, Gewissenhaftigkeit und Ehrfurcht vor den Göttern. Diese Tugenden ehrt und übt er, ohne sich durch Verstellung besser zu machen als er ist. Er gebraucht mit=

unter freilich Täuschungen und Hinterlist, doch nur um sich Vortheil zu verschaffen, nie um sich den Schein ausgezeichneter Tugenden zuzueignen. Er sagt überall offen und frei, wie er ist, was er denkt, begehrt und wünscht. In dieser Offenheit verläugnet er die Schwächen und Leidenschaften der menschlichen Natur nicht. Er will die Naturbedürfnisse befriedigt sehen; daraus macht er keinen Hehl. Ziererei, Scheinheiligkeit, Frömmelei, verstellte Unterthänigkeit gegen Höhere, affektirte Feinheit des geselligen Umganges sind ihm durchaus fremd.

Nach diesen allgemeinen Zügen, wie der Grieche gesinnt ist und handelt, wollen wir die einzelnen Verhältnisse, Sitten und Einrichtungen des häuslichen Lebens nach einander durchgehen.

Familienverhältnisse.

Gegen die Mitglieder der Familie zeigen die Menschen der Heroenzeit innige Liebe, herzliche Theilnahme, treue Anhänglichkeit und dienstfertige Gefälligkeit. Der erste im Hause ist der Hausvater; er ist unumschränkter Herr und Gebieter der ganzen Familie. Die Hausfrau spielt eine untergeordnete Rolle, doch wird sie mit Schonung, Anstand und Liebe behandelt. Die Polygamie des Orients erscheint bei den Griechen beschränkt, und in dieser Beschränkung liegt der Grund eines würdigeren Verhältnisses zwischen Ehegatten; denn Monogamie allein giebt der Ehe gegenseitig Achtung, Zartheit, Liebe und Gleichheit der Rechte.

Der griechische Held war nur mit einer Frau als der rechtmäßigen Ehegattin verbunden, doch nahm er keinen Anstand auch Kebsweiber zu halten. Die mit ihnen erzeugten Kinder sind *νόθοι*, im Gegensatz der ehelichen, *γνήσιοι* oder *ἰθαιγενεῖς*. Priamus hat deren eine Menge, die er ohne Bedenken öffentlich anerkennt, worin er sich der Sitte des Orients nähert. Bei den Griechen wurden die Kebsweiber neben der Gattin weniger ge-

duldet. Laertes liebte die Sklavin Eurykleia eben so innig wie seine Gattin, doch wagte er nie ihr Bett zu berühren, um das Verhältniß mit seiner Ehegenossin nicht zu trüben. [1])

Doch nicht alle Ehemänner beobachteten diese Zartheit. Menelaus verheirathet den Sohn einer Sklavin, Megapenthes, an demselben Hochzeitsfeste, was er zu Ehren seiner einzigen Tochter Hermione veranstaltet hat. [2]) Von dem Umgange des Achill mit der Briseis spricht Homer ohne Rückhalt.

Gebräuche bei Abschließung der Ehe.

Die Bewerbungen um die Braut geschahen, so lange die Tochter noch im älterlichen Hause war, vorzüglich bei dem Vater. Der Bräutigam machte dem Vater der Braut, so wie auch der Braut selbst, Geschenke, ἕδνα, im homerischen Dialekte ἔεδνα. Wegen dieser Geschenke wurden Töchter, deren Schönheit viele Freier anzog, πολύδωροι [3]) und ἀλφεσίβοιαι [4]) genannt. Doch der Bräutigam gab nicht allein Geschenke; die Braut vertheilte Kleider bei der Verheirathung, [5]) und der Brautvater stattete sie aus. Dieser gab μείλια, [6]) welche jedoch auch ἕδνα genannt werden. [7]) Man kann darin keinen Widerspruch finden, da es sehr natürlich ist, daß gegenseitig Geschenke gegeben werden, und daß derjenige am reichlichsten giebt, der am begütertsten ist. Agamemnon bietet dem Achill, wenn er für ihn kämpfen will, eine seiner Töchter ohne Brautgeschenke an. Ja er soll sie ἀνάεδνον haben, indem er selbst herrliche μείλια zu geben verspricht. [8])

---

[1]) Od. I, 433. [2]) Od. IV, 10. [3]) Jl. VI, 394.

[4]) Eigentlich Rinder erwerbend von ἀλφαίνω und βοῦς. Jl. XVIII, 593.

[5]) Od. VI, 28. [6]) Jl. IX, 147.

[7]) Od. I, 277. Vergl. Kr. Bibl. Jahrg. 6. № 11.

[8]) Jl. IX, 147.

Othryoneus wirbt um Kassandra. Geschenke kann er nicht geben; dafür will er im Kriege eine große That vollführen. [1]) Daß sogar Arme, von unehelicher Geburt, eine angesehene Heirath thun konnten, wenn sie sich durch Tapferkeit hervorthaten, beweiset die Erzählung des Ulysses. [2])

Das Geschenkgeben war hauptsächlich Sache der Begüterten. Unnatürlich mußte es erscheinen, wenn die Aeltern der Braut bei großen Reichthümern ihrer vielleicht einzigen Tochter nicht eine reiche Aussteuer gegeben hätten. Wozu sollten sie von einem wenig begüterten Bräutigam Geschenke annehmen? Es wäre aber ein seltsamer Gebrauch gewesen, wenn der Vater die ἕδνα angenommen, und dieselben, nach dem Maße seiner Liebe, entweder ganz oder zum Theil der Tochter zur Aussteuer wieder mitgegeben hätte, und wenn bei diesem Zurückgeben die Braut ἀνάεδνος genannt worden wäre. [3]) Daß der Vater auch ἕδνα gab, und nicht bloß einige von den empfangenen erstattete, wird mit bestimmten Worten vom Ikarius, dem Vater der Penelope, gesagt, welcher ἕδνα für die Tochter bereiten soll, um sie dem zu wählenden Schwiegersohne zu geben. [4])

Nach dieser Stelle scheint es, als ob eine Tochter, wenn sie auch das väterliche Haus schon verlassen hatte, nicht ohne Einwilligung des Vaters ermächtiget gewesen wäre, eine zweite Ehe abzuschließen, und daß die ἕδνα dem Vater und nicht der Braut gegeben wurden. Penelope soll zum Vater zurückkehren, damit dieser sie nach seinem Belieben verheirathe. — Gegen diese Ansicht streiten verschiedene Stellen, nach welchen Penelope sich nach freier Wahl hinsichtlich eines zweiten Gemahls bestimmen will. [5])

Diese Dunkelheit läßt sich so aufklären. Das Weib, in dem untergeordneten Verhältnisse, in welchem es bei den Griechen

[1]) Il. XIII, 365. 366.
[2]) Od. XIV, 212.
[3]) S. Nitzsch Anm. zu Od. I, 277.
[4]) Od. II, 52.
[5]) Od. II, 88. ff. XIX, 137 ff.

stand, war im Allgemeinen abhängig von dem Willen des Vaters und der Brüder, namentlich die Tochter, so lange sie noch im Hause des Vaters war.[1]) Als Wittwe war sie unabhängiger; sie verheirathete sich ganz nach eigener Wahl, im Falle ihr Vater todt war. Wenn Telemach sagt, daß die Freier sich scheueten in das Haus seines Großvaters zu gehen, um zu werben, so will er damit nicht die Nothwendigkeit, daß seine Mutter zum Ikarius gehen müsse, ausdrücken, sondern er will nur andeuten, daß die Freier nicht zu einer anständigen Bewerbung geneigt wären, wie diese doch statt finden mußte, sobald die Mutter zu ihrem Vater zurückkehrte.

Wenn Antinous fordert, Penelope solle zu ihrem Vater gehen,[2]) so kann auch dies die Sitte, daß eine Wittwe nur vom Vater verheirathet werden konnte, nicht erweisen. Man sieht leicht, warum Antinous die Forderung macht. Telemach hat den Freiern bittere Vorwürfe gemacht, daß sie sein Erbgut verzehrten.[3]) Darüber ist jener unwillig, weil Telemach den Freiern einen bösen Namen mache.[4]) Um sich nun gegen diesen Vorwurf sicher zu stellen, thut er den Vorschlag, die Mutter möge das Haus verlassen und sich zu ihrem Vater begeben. Dann könne die Bewerbung auf eine Weise vor sich gehen, daß sie dem Vermögen des Telemach nicht zur Last falle.

Von Hochzeitsgebräuchen sagt Homer wenig. Daß eine Mahlzeit von Verwandten und Nachbaren gefeiert wurde, erfahren wir bei der Ankunft des Telemach im Hause des Menelaus.[5]) Auch müssen feierliche Züge mit Fackeln und Gesängen gebräuchlich gewesen seyn. Eine Darstellung auf dem Schilde des Achill läßt es vermuthen.

---

[1]) Od. II, 114. XV, 16. [2]) Od. II, 113. [3]) Od. II, 63.
[4]) Od. II, 86. [5]) Od. IV, 3 ff.

Besorgung des Hauswesens.

Die Geschäfte des Hauswesens waren nach hergebrachter Sitte unter sämmtliche Hausgenossen vertheilt. Doch der Hausherr selbst bekümmerte sich wenig um den Haushalt. Verrichtungen der Art hielt er seiner unwürdig. Die ehrenvollsten Beschäftigungen für ihn waren Krieg und kriegerische Unternehmungen; außerdem Waffenübungen, Kampfspiele, Jagd und das Besuchen der öffentlichen Versammlung. Letztere wurde daher auch die Männer ehrende, *ἀγορὰ κυδιάνειρα*, genannt.

Ebenso befaßte die Ehefrau sich wenig mit der Besorgung der Haushaltsgeschäfte. Sie lebte zurückgezogen in den hintern Gemächern des Hauses, wo sie sich, umgeben von einigen Sklavinnen, mit weiblichen Arbeiten, am meisten mit Weben und Spinnen, beschäftigte. Als Penelope, begleitet von zwei ehrbaren Dienerinnen, im Saal der Freier erscheint, und dem Sänger Verweise wegen des Inhaltes seiner Gesänge giebt, weiset Telemach sie in ihr Gemach zu ihrer Arbeit, da das Reden sich nur für Männer schicke. [1])

Doch wenn die Umstände es mit sich brachten, übernahm der Hausherr und die Hausfrau auch Geschäfte, welche sonst nur von Sklaven verrichtet wurden.

Achill bereitet mit eigener Hand die Mahlzeit für Ulysses und Ajax. [2]) Die Freier der Penelope, die üppigen Schwelger, ziehen selbst den Ziegen die Haut ab, so wie sie auch selbst die geschlachteten Schweine sengen. [3])

Nicht anders die Frau. Wenn Hektor aus dem Kampfe zurückkehrt, so reicht Andromache, die Schwiegertochter des Königes, den Pferden das Futter, zwischen welches sie Wein mischt. [4]) Nausikaa, die Tochter des Königes der Phäaken, fährt selbst mit

---

[1]) Od. I, 354. [2]) Jl. IX, 206 ff. [3]) Od. II, 300.
[4]) Jl. VIII, 188. 189.

der schmutzigen Wäsche an den Fluß und wäscht sie mit ihren Mägden.[1]) Sie behauptet sogar, daß dies ein Geschäft sey, welches sie allein zu besorgen habe.[2])

In der Regel werden die sämmtlichen Geschäfte, welche das Hauswesen veranlaßt, von Sklaven und Lohnknechten besorgt. Sie bestellen den Acker, führen die Aufsicht über die Heerden, bereiten die Speisen und verrichten die gewöhnlichen Handreichungen im Hause, z. B. das Reinigen der Zimmer, Aufmachen der Betten, Bringen des Waschwassers u. s. w. Vornehme ließen sich oft von Herolden bedienen. Diese mischten ihnen Wein, führten die Fremden in das Schlafgemach und bestellten Aufträge. Im Hause des Ulysses hat die treue Eurykleia die Schlüssel zu den Vorrathskammern und zu dem Weinlager.[3])

Nahrungsmittel.

Die Nahrungsmittel der Heroen sind einfach und kräftig. Gebratenes Fleisch ist stets das Hauptgericht der Mahlzeit. So oft auch Homer von glänzenden Gastmählern redet, so erwähnt er nie Kuchen, feine mit Gewürzen zubereitete Gerichte und Obst. Leckerbissen passen sich nicht für die einfache Lebensweise des Heroenalters; die Kost muß nahrhaft und einfach seyn. Das Fleisch wird genommen von Rindern, Schafen, Schweinen und Ziegen. Von jedem zum Essen geschlachteten Stücke wurden den Göttern einige Theile geweihet; daher das Wort *ἱερεύειν* auch schlechthin für s c h l a c h t e n gebraucht wird.[4])

War das Fleisch gebraten, so wurde es auf einem Brette, *ἐλεός*, von dem *δαιτρός* in Stücke zerlegt und an die Gäste vertheilt; daher *δαίς* eine Mahlzeit. Der Gebrauch der Messer und Gabeln wird nie erwähnt; es heißt gewöhnlich: „Sie streck-

---

[1]) Od. VI, 57 ff. [2]) Od. VI, 65. [3]) Od. II, 350.
[4]) Od. II, 56.

ten die Hände aus nach den vorgesetzten Speisen." Mit dem Fleische wurde jedem Gaste Brot in einem Korbe aufgesetzt.

Als Nebenkost werden auch andere Speisen genannt. In dem Zelte des Nestor setzte Hekamede ihrem Herrn und dem Machaon Zwiebeln, *κρόμυα*, als eine Zukost zum Weine, vor. Ferner gab sie frischen Honig, *μέλι χλωρόν*, und Kuchen oder Brot von gemahlener Gerstengraupe, *ἀλφίτου ἀκτή*. [1])

Auch Fische wurden gegessen. Obgleich der Dichter ihrer nie als eines Gerichtes erwähnt, so ist doch der Gebrauch derselben als Speise nicht zu bezweifeln, da ihm verschiedene Arten Fische zu fangen bekannt sind. Sogar Austern, *τήθεα*, werden schon genannt. Als Kebriones über Kopf vom Wagen stürzt, da ruft Patroklus; „Du wärst gut zum Taucher; du würdest leicht Austern sammeln für eine ganze Gesellschaft". [2])

Unter den Obstsorten werden genannt: die Birne, *ὄγχνη*, der Apfel, *μῆλον*, die Weintraube, *σταφυλή*, die Feige, *σῦκον*.

Das gewöhnliche Getränk ist Wein. Wein wird nicht bloß bei festlichen Gelegenheiten, oder nach ermüdenden Anstrengungen, sondern auch bei der täglichen Mahlzeit getrunken. Es ist nicht das Getränk der Vornehmen allein, auch der Sauhirt Eumäus trinkt ihn bei der Mittagsmahlzeit.

Wegen seiner stärkenden und erheiternden Kraft nennt Homer ihn *εὔφρων* und *εὐήνωρ*.

Der rothe scheint der gewöhnliche gewesen zu seyn; Wein wird fast überall *ἐρυθρός* genannt. Ein anderes Beiwort ist *αἴθοψ*. Dies könnte gleichfalls auf die Farbe gehen, der röthliche, feuerfarbige. Allein da die beiden Wörter *αἴθοψ* und *ἐρυθρός* auch zusammenstehen, [3]) so muß jenes das Feuer oder die Hitze des Weines ausdrücken.

Alter Wein wurde höher geschätzt als junger, und daher bei festlichen Gelegenheiten getrunken. Nestor bewirthet seine Gäste

---

[1]) Il. XI, 629. 630. [2]) Il. XVI, 745—747. [3]) Od. XII, 19.

mit eilfjährigem [1]) Aufbewahrt wurde er in Fässern, πίθοι, in der Vorrathskammer. Der Deckel des Fasses wird πῶμα und auch κρήδεμνον genannt. [2]) Statt der Fässer bediente man sich auch, vorzüglich auf Reisen, Schläuche aus Ziegenfellen, ἀσκὸς αἴγειος, oder Krüge mit zwei Henkeln, ἀμφιφορεύς, und Töpfe, κέραμος.

Nach der Sitte wurde der Wein nicht rein, sondern mit Wasser gemischt getrunken. Das Mischen geschah in einem großen Becher. Bei festlichen Gelegenheiten wurde ein stärkerer Zusatz von Wein genommen als gewöhnlich; daher hieß er ζωρότερος, von ζωρός, rein, ungemischt.

Ein anderes Getränk war κυκεών, das aus verschiedenen Zuthaten zusammengesetzt wurde. Es bestand aus pramneischem [3]) Weine, geschabtem Ziegenkäse, Gerstengraupen und Honig. [4])

Becher. Sie waren gewöhnlich aus Silber, oder Gold, oder aus Silber mit einem vergoldeten Rande. [5]) In der Gestalt fand eine große Verschiedenheit statt.

Der Pokal, das Gefäß, in welchem der Wein mit Wasser gemischt und aus welchem er in den Trinkbecher gegossen wurde, hieß κρατήρ, und das Füllen bis an den Rand ἐπιστέφειν, der gefüllte Becher κρατὴρ ἐπιστεφής. Für die Trinkbecher hatte man verschiedene Namen, δέπας, σκύφος und κύπελλον. Gleichbedeutend mit κύπελλον ist ἀμφικύπελλον, eigentlich ein Doppelbecher, dessen Fuß so gemacht war, daß er gleichfalls zum

---

[1]) Od. III, 391. [2]) Od. III, 392.

[3]) Πράμνειος leiten Einige her von παραμένειν, Wein, der sich lange hält, oder von πραΰνειν τὸ μένος, der den Geist sanft macht. Richtiger ist die Ableitung von Pramne. Der Scholiast zu Jl. XI, 638 hält Pramne für einen Berg in Karien. Ein anderer zu Od. XI, 235 sagt, es sey ein Berg auf der Insel Ikarus, was auch Ahenaeus I. c. LV bestätiget. Plinius XIV, 4 erklärt Pramne für einen Ort bei Smyrna. Der pramneische Wein hatte das Eigene, daß er scharf und strenge war. Athen. l. l.

[4]) Jl. XI, 637—39. [5]) Od. XV, 116.

Trinken dienen konnte. Es war gleich, ob man ihn auf den Kopf oder auf den Fuß stellte. [1])

Δέπας wurde als Trink-, aber auch als Mischbecher gebraucht. [2]) Nestor hatte einen künstlich gearbeiteten *δέπας* zum Mischen, welchen Homer genauer beschreibt. [3]) Er war mit goldenen Buckeln, *ἥλοισι*, besetzt, hatte vier Handgriffe oder Ohren, *οὔατα*, deren jedes mit zwei Tauben verziert war. Zwei *πυθμένες* waren darunter. *Πυθμήν* kann nicht Fuß seyn, sondern es muß von den Höhlungen oder Bäuchen, die über dem Fuße waren, verstanden werden. [4])

Seltener vorkommende Benennungen von Bechern sind *ἄλεισον* [5]) und *κισσύβιον*; [6]) jener hatte den Namen von der erhobenen Arbeit, womit er verziert war, und dieser von dem Epheuholze, woraus er bestand.

Eine genaue Angabe der Zeit, wann Mahlzeiten, Gastgelage und Schmausereien gehalten wurden, findet sich bei Homer nicht. So wie Menschen anderswo als auf dem Kampfplatze zusammen kommen, so pflegen sie auch zu essen. Nach der Tageszeit haben die Mahlzeiten verschiedene Namen. 1) das Frühstück, *ἄριστον*. Es wurde gleich nach dem Aufstehen genossen. 2) Das Mittagsessen, *δεῖπνον*. Dieses Wort wird auch vom Frühstück gebraucht, gleichbedeutend mit *ἄριστον*. Es scheint als ob die alten Griechen keine Mittagsmahlzeit gekannt haben, sondern nur Frühstück und Abendbrot, denn nur dem letztern werden die beiden genannten Wörter entgegengesetzt. 3) Abendessen, *δόρπον*.

---

[1]) Buttm. lexil. Th. I. S. 160.

[2]) *δέπας* wird auch mit *ἀμφικύπελλον* verbunden. Jl. I, 584.

[3]) Jl. XI, 631 ff.. [4]) Athen. XI, 488.

[5]) *ἄλεισον* ist herzuleiten von *α* und *λεῖος*, glatt, eben.

[6]) *Κισσύβιον* von *κισσός*, Epheu.

Festliche Mahlzeiten waren: γάμος, ein Hochzeitsfest; εἰλαπίνη, ein festlicher Schmaus. Außerdem wird ἔρανος genannt, dessen Bedeutung bei Homer zweifelhaft ist. Als Mentes in das Haus des Ulysses kommt, und die schmausenden Freier erblickt, fragt er: Was ist dies für ein Festgelage? Ein ἔρανος ist es nicht.[1] In einer andern Stelle wird ἔρανος ganz gleich gesetzt mit γάμος und εἰλαπίνη.[2])

Die Scholiasten erklären ἔρανος durch συμβολή, Pikenik oder Mahlzeit, zu welcher jeder Gast seinen Beitrag leistet. Daß dies Wort später diese Bedeutung hatte, ist ausgemacht; doch bei Homer paßt sie nicht recht. Nach der Meinung eines neueren Auslegers, soll ἔρανος die Mahlzeit seyn, zu welcher der König die Vornehmen oder Geronten gewöhnlich einzuladen pflegte.[3]) Sieht man auf die Ableitung von ἐρᾶν, so möchte man es für eine freundschaftliche Mahlzeit, für ein Gastmahl, das man guten Freunden und Bekannten giebt, halten.

Bewirthung der Gastfreunde.

Jeder Fremde ohne Ausnahme, ξένος, aber vorzüglich wer durch ein Bündniß in das Verhältniß der Gastfreundschaft getreten war, welcher gleichfalls ξένος genannt wurde, fand in dem Hause eines Heroen freundliche Aufnahme und freigebige Bewirthung, so lange es ihm gefiel.

Wenn ein Fremder ankam, so empfing man ihn vor der Thür mit dem Gruße, χαῖρε, ξεῖνε, παρ' ἄμμι φιλήσεαι, indem man ihm die Rechte reichte. Darauf wurde er in den Saal geführt, und nachdem er seine Waffen abgelegt hatte, erhielt er einen Stuhl. Unter gleichgültigen Reden wurde die Zeit hingebracht bis zu der Mahlzeit. Bevor der Fremde sich zum Essen niederließ, pflegte er sich zu waschen. Mentes erhielt in dem

---

[1]) Od. I, 226. [2]) Od. XI, 415. [3]) Nitzsch Anm. zu Od. I, 226.

Hause des Ulysses das Waschwasser in einer goldenen Gießkanne auf einem silbernen Becken. Mitunter badete man sich auch vor der Mahlzeit, besonders derjenige, welcher aus dem Kampfe kam, zuerst, wenn er es konnte, im Meere, und darauf in der Badewanne; *ἀσάμινθος*.

Hatte der Fremde sich hinreichend durch Speise gestärkt und ausgeruhet, so fragte man ihn, wer er sey, woher er komme, und was er begehre. [1]) Mitunter erfolgten diese Fragen erst am andern Morgen, [2]) oder wohl gar erst, nachdem der Fremde neun Tage bewirthet worden war. [3])

Bei der Abreise gab man dem Gastfreunde Geschenke, *ξείνια*. Wie bedeutend sie waren zeigt das Beispiel des Menelaus. [4])

Wohnungen.

Es fehlt in den Gedichten des Homer nicht an Stellen, in welchen die Rede von den Häusern der Heroenzeit ist. Nichtsdestoweniger bleibt es schwierig, eine genaue Beschreibung von der Beschaffenheit und Einrichtung derselben zu geben, wie dies schon zu ersehen ist aus der Verschiedenheit der Ansichten, welche unter den Alterthumsforschern darüber statt findet.

Nach der von Voß gegebenen Abbildung des Hauses des Ulysses, hat dasselbe einen doppelten Hof; einen ganz vorn für die Wirthschaft, und den zweiten im Innern des Hauses, indem die Halle, *αἴθουσα*, letztern von allen Seiten umschließen soll. Heyne (Jl. VI, 243) sagt von dem Pallaste des Priamus, die Halle laufe an der Außenseite des Hauses herum.

So verschieden waren die homerischen Häuser gewiß nicht gebauet, wenn man auch zugeben mag, daß sie nicht alle überein eingerichtet gewesen sind. Die Verschiedenheit der Meinungen erklärt sich aus den unbestimmten Angaben und Ausdrücken,

---

[1]) Od. I, 119 ff. [2]) Od. IV, 312. [3]) Jl. VI, 174. 175.
[4]) Od. IV, 128.

21*

welcher sich Homer als Dichter, wenn er von den Häusern redet, bedient.

Es mag hier eine Beschreibung der Haupttheile des Hauses, so weit die Kenntniß derselben zum Verständnisse des Dichters nöthig ist, folgen.

Das homerische Haus, *δῶμα*, *δόμος* auch *οἶκος*, hatte vorn nach der Straße zu einen Vorhof, *αὐλή*. Dies ist der einzige Hof, von welchem Homer etwas sagt; ein Mittelhof ist nicht nachzuweisen. [1]) Man könnte freilich auf einen Wirthschaftshof schließen, weil Homer sagt, der Dünger habe so lange auf dem Hofe gelegen, bis man ihn auf das Feld gebracht habe. Allein dieser Umstand berechtigt nicht zu jenem Schlusse. Da der Hof sehr geräumig war, wie dies erhellet aus der Angabe, daß die Freier sich im Hofe mit Diskuswerfen beschäftigten, so konnte das Liegen des Düngers denen, die sich im Hofe aufhielten, nicht lästig werden, zumal da die Aussage des Dichters so abgefaßt ist, daß man annehmen muß, der Dünger habe nicht sehr lange gelegen. [2])

Der Hof war mit einer Mauer, *τοῖχος*, *ἕρκος* oder *ἑρκίον* umschlossen. Diese Einschließung bestand ursprünglich aus einem Zaune. Allmählig verschönerte sie sich, so daß eine Mauer mit Zinnen, *θριγκοί*, und Thürmen, *πύργοι*, daraus wurde. Vorn in der Mauer war ein Thorweg mit Doppelthüren, *θύραι δικλίδες*. [3]) An dem Hofe lagen Ställe für das Vieh, und mitten

---

[1]) Die von Voß angeführten Stellen, Od. I, 104. IV, 627. XVII, 168 begründen die Annahme eines Mittelhofes nicht.

[2]) Od. XVII, 298. 299. Daß die *αὐλή* nicht im Innern des Hauses lag, beweisen manche Stellen, z. B. Od. XVIII, 102, wo Ulysses die Leichname an die Mauer des Hofes, *ἑρκίον αὐλῆς* legt. VII, 112. Außerhalb des Hofes liegt der Garten, *ὄρχατος*. VII, 131. Eine Quelle fließt in den Hof nach dem Hause zu, aus welcher man Wasser schöpft. Diese Stellen beziehen sich nothwendig auf einen Hof vor dem Hause.

[3]) Od. XVII, 267.

darin stand ein Altar des Zeus, der davon den Beinamen ἑρκεῖος führte.

Von dem Hofe trat man über die Schwelle, οὐδός, in das Vorderhaus, πρόδομος oder πρόθυρον. Zu beiden Seiten der Hausthür, an den Außenseiten des Hauses, lief die Halle, αἴθουσα, später στοά genannt, herum.[1]) Sie war oben bedeckt durch das darüber hervorragende Dach des Hauses, welches von Säulen getragen wurde. Die Räume zwischen den Säulen nach der Seite des Hofes zu waren offen, so daß die Sonne hineinscheinen konnte. Daher der Name, von αἴθω, brennen. Die andere Seite war durch die Wand des Hauses verschlossen.

Außer der Halle am Hause gab es eine zweite an der Hofmauer, αἰθούσῃ εὐερκέος αὐλῆς.[2]) Hier waren die Schlafstellen für die Sklaven.[3])

An der Halle des Hauses waren die Schlafgemächer, θάλαμοι, für Fremde. Telemach schläft im Hause des Menelaus in der αἰθούσῃ, wofür auch gesagt wird, ἐν προδόμῳ.

In der Halle selbst, welche nach einer Seite hin offen war, konnte das Bett nicht gut stehen. In der Halle schlafen, heißt bei Homer, in einer nach der Halle ausgehenden Kammer schlafen. Telemach schläft in seinem Hause in einem solchen Gemache.[4]) In dem Hause des Menelaus schläft er gleichfalls in der Halle.[5]) Am andern Morgen erhebt er sich von seinem Bette und geht aus der Thür,[6]) folglich aus einem Gemache.

Das Hauptzimmer ist μέγαρον. Es lag mitten im Hause, so daß man gerade durch das Vorderhaus gehend in dasselbe gelangte. In diesen Saal führte der Wirth die Fremden, hier

---

[1]) Melantheus bindet die Ziegen in der αἰθούσῃ an; ohne Zweifel lag sie daher am Hofe.

[2]) Jl. IX, 468. [3]) Od. XXIV, 209. [4]) Od. I, 425.

[5]) Od. IV, 297. [6]) Od. XV, 62.

wurden die Mahlzeiten gehalten, hier hatten die Freier der Penelope ihre Zusammenkünfte. Die Decke desselben, da er sehr geräumig war, wurde von Säulen getragen, an welchen Arme angebracht waren, um die Lanzen daran aufzustellen. [1]) Das Licht erhielt dieser Saal hauptsächlich durch die Vorderthür, und außerdem durch eine Seitenthür. [2]) Auch mußte eine Thür nach dem Hinterhause seyn; denn an dieser bleibt Penelope stehen. [3]) Hell beleuchtet konnnte er jedoch durch die Thüren allein nicht werden. Dies beweiset auch das Beiwort σκιόεντα.

Die übrigen Zimmer werden θάλαμοι genannt. Sie lagen theils an der Halle, theils hinten im Hause. Sie dienten zum Schlafen, so wie auch zum Aufbewahren der Vorräthe aller Art. [4])

Hinten im Hause war das Wohnzimmer der Hausfrau, wo sie mit ihren Dienerinnen weibliche Arbeiten verrichtete. In manchen Häusern war dies Zimmer oben; es hieß ὑπερῷον. Wenn Penelope in den Saal der Freier geht, so steigt sie auf der Treppe, κλίμαξ, zu ihnen hinunter. Nicht selten arbeitet die Frau mit ihren Mägden am Heerde, ἐσχάρα. [5])

Im Hinterhause war auch das eheliche Schlafgemach. Da es sehr entfernt von der Hausthür und abgelegen lag, so pflegt der Dichter die Lage zu bezeichnen durch den Zusatz, ἐν μυχῷ δόμου.

Außer dem Wohnhause hatte man auch Nebengebäude. Zu diesen gehört θόλος, ein rundes Gebäude mit einem Kuppeldache, in welches man das Hausgeräth, das man täglich gebrauchte, Becher, Schüssel u. s. w. setzte. [6]) Daß es nicht weit von der Mauer entfernt war, erhellet daraus, daß Telemach ein Seil von der θόλος bis an die Mauer bindet, um die gottlosen Mägde

---

[1]) Od. I, 127—130. [2]) Od. XXII, 127. [3]) Od. I, 333.
[4]) Od. XV, 101. [5]) Od. VI, 305.
[6]) Eust. zu Od. XXII, 442.

daran aufzuhängen. [1]) Ferner war die Mühle, μύλη, ohne Zweifel in einem Nebengebäude.

Ueber die Größe der Häuser fehlt es an Nachrichten. Daß die Palläste der Könige sehr geräumig seyn mußten, ergiebt sich daraus, daß die funfzig Söhne und zwölf Töchter des Priamus in dem Hause desselben eigene Zimmer haben. [2]) Wie groß mußte das allgemeine Gesellschaftszimmer in diesem Hause seyn, da die sämmtlichen Kinder verheirathet gewesen seyn sollen, wenn man diese Nachricht für etwas mehr als eine dichterische Ausschmückung halten will.

Sehr prachtvoll waren die Wohnungen der Könige eingerichtet. Telemach und Pisistratus sehen den Glanz und den Reichthum im Hause des Menelaus mit staunender Verwunderung. [3]) Glanzvoller noch ist der Pallast des Königes der Phäaken. Die Wände sind von Erz; ein Gesimse von dunkler Farbe, θριγκὸς κυάνοιο, läuft oben an ihnen herum. Die Thürpfosten bestehen aus Silber, die Thüren aus Gold. Die Oberschwelle oder der Balken über der Thür, ὑπερθύριον, ist gleichfalls von Silber, und der Griff an der Thür, κορώνη, von Gold. Vor der Thür liegen ein Paar goldene Hunde, unzerstörbare Wächter des Hauses, von Vulkan gearbeitet. Längs den Wänden stehen Stühle mit kostbaren Polstern. Statt der Leuchter halten goldene Knaben die brennenden Fackeln, auf künstlichen Fußgestellen stehend. [4]) Doch wer wird in solchen Schilderungen Wahrheit finden?

Die Schlösser an den Thüren waren von verschiedener Beschaffenheit, ohne jedoch mit denen, die wir haben, verglichen werden zu können. Ihr allgemeiner Name ist κλείς. In einigen Stellen ist κλείς der Riegel, welcher auch ἐπιβλής genannt wurde. [5]) Dieser wurde inwendig vorgeschoben. Um ihn von auswendig vorziehen und zurückschieben zu können, hatte man

---

[1]) Od. XXII, 466. [2]) Jl. [3]) Od. IV, 44—46.
[4]) Od. VII, 85—101 [5]) Od. XXIV, 453. 455.

einen Riemen, *ἱμάς*, daran gebunden, welcher durch ein Loch in der Thür gezogen, und, wenn die Thür zugemacht war, an den Klopfer gebunden wurde.

In andern Stellen ist *κλείς* der Schlüssel, ein krummer Haken, mit welchem man den vorgeschobenen Riegel zur Seite bog. Er war gebogen, *εὐκαμπής*, schön von Erz gemacht mit einem Griffe von Elfenbein. [1])

Der Unterschied zwischen den Riegeln ist leicht einzusehen. Zimmer, in welche Jeder hineingehen durfte, hatten einen Riegel mit einem Riemen, statt unseres Drückers. Gemächer, in welchen Vorräthe aufbewahrt wurden, mußten sicher verwahrt werden. Man verschloß sie durch Riegel, welche nur vermittels eines Schlüssels geöffnet werden konnten.

Hausgeräthe.

So prachtvoll auch die Palläste der Könige waren, so einfach und dürftig ist doch im Ganzen das Hausgeräthe. Der Dichter nennt:

Stühle verschiedener Art. *Θρόνος* war ein erhöheter Sitz, dessen sich sowohl Männer als Frauen bedienten. Der Höhe wegen pflegte der auf demselben Sitzende einen Schemel, *θρῆνυς*, unter den Füßen zu haben. Um den Sitz weich zu machen, breitete man eine Decke ohne eingewirkte Figuren, *λῖτα*, über die Stühle aus. [2]) Ueber die einfache Decke legte man auch eine zweite, einen Art Ueberzug, *ῥήγεα*, welcher gefärbt, purpurfarbig, *πορφύρεα*, war. [3])

Die gewöhnlichen Sessel hießen *κλισμοί*. Telemach führt den Mentes in den Saal der Freier. Hier bietet er dem Gaste einen *θρόνος* mit einem Schemel. Er selbst läßt sich auf einen *κλισμός* nieder. [4]) Gleichbedeutend mit *κλισμός* ist *κλισία*. In

---

[1]) Od. XXI, 6. 7. [2]) Od. I, 130. [3]) Od. X, 352. 353.
[4]) Od. I, 132.

den Häusern der Vornehmen war dieser Sessel künstlich gearbeitet und mit Zierrathen versehen, daher δινωτή ἐλέφαντι καὶ ἀργύρῳ. [1]) Die κλισμοί müssen übrigens nicht viel niedriger gewesen seyn als die θρόνοι, denn auch bei ihnen wurde ein Schemel gebraucht. [2])

Ein größerer Stuhl, auf welchem zwei Personen Platz hatten, ist δίφρος, deren im Hause des Ulysses eine große Menge vorhanden war. [3])

Sitze jeder Art, wie die von Stein in den öffentlichen Versammlungen, sind θῶκοι. [4])

Ueber die Tische, τράπεζαι, sagt Homer wenig. Groß scheinen sie nicht gewesen zu seyn, denn wenn ein Fremder ankommt, so wird ihm ein eigener Tisch zum Essen vorgesetzt, wenn auch die Anwesenden mit der Mahlzeit beschäftigt sind. [5]) Dasselbe geht auch hervor aus den Worten des Eurymachus. Als Ulysses die wehrlosen Freier niederschießen will, räth jener diesen, die Tische als Schilde vorzuhalten. [6])

Sie waren schön gearbeitet, daher die Beiwörter καλή und εὔξοος, gut geglättet. Von den Füßen, deren sie drei und vier hatten, gebraucht Homer das Epitheton κυανόπεζα, mit dunkel- oder stahlblauen Füßen. [7])

Ein sehr geschätztes Hausgeräth sind die Dreifüße, τρίποδες. Sie waren von zweierlei Art, nämlich Kessel mit drei Füßen zum Kochen, τρίπους ἐμπυριβήτης, [8]) und künstlich gearbeitete Gestelle, auf welche man Kessel, Schalen und Becken setzte, τρίπους ἄπυρος. Solche Dreifüße werden von Homer sehr oft als Kampfpreise und Ehrengeschenke erwähnt.

Ein berühmtes Kunstwerk waren die von Vulkan verfertigten Dreifüße, welche als Zierrathen an den Wänden im Zimmer auf-

---

[1]) Od. XIX, 56. [2]) Od. XIX, 57. [3]) Od. IV, 717.
[4]) Od. II, 14. [5]) Od. I, 138. [6]) Od. XXII, 74.
[7]) Jl. XI, 628. [8]) Jl. XXIII, 702.

gestellt wurden. Sie liefen auf Rädern und bewegten sich so leicht, daß der Dichter von ihnen sagt: „Sie kamen und gingen von selbst.“ [1])

Andere Geschirre zum Kochen waren λέβητες, Kessel oder Becken. Sie wurden auch zum Waschen gebraucht. Im Hause des Ulysses wird den Fremden das Waschwasser, χέρνιψ, in einer goldenen Gießkanne, πρόχοος, auf einem silbernen λέβης gebracht. [2])

Töpfe jeder Art hießen ἄγγεα; Milchtöpfe πέλλαι περιγλαγεῖς, [3]) und σκαφίδες.

Kleider und Betten.

Die Kleidungsstücke sind einfach, doch fehlt es dem Heroenalter nicht ganz an Putz.

Die allgemeine Benennung für den Anzug ist εἷμα. Das Anziehen wird ἕννυμι und ἐνδύω oder ἐνδύνω, und das Ausziehen ἐκδύω oder ἐκδύνω genannt. Der Schnitt der Kleider wird nicht genau beschrieben. Aermel werden gar nicht erwähnt. Daß die Kleider weit waren, läßt sich aus manchen Angaben abnehmen. Bei der Beschreibung der einzelnen Stücke wird dies klar werden.

Das Hauptstück war der Leibrock oder das Unterkleid von Wolle, χιτών, der von Männern und Weibern getragen wurde. Um ihn zusammen zu halten, bediente man sich eines Gürtels, ζωστήρ. [4]) Bei den Weibern vertrat die Stelle des Gürtels eine Schnalle, περόνη oder πόρπη. [5]) Statt des χιτών trugen Weiber auch ein Gewand von feiner Leinwand, ὀθόνη.

Wenn man ausgehen wollte, so zog man über den Leibrock einen mantelähnlichen Ueberrock, χλαῖνα, welcher gleichfalls aus

---

[1]) Il. XVIII, 373 ff. [2]) Od. I, 136. 137. [3]) Il. XVI, 642.
[4]) Od. XIV, 72.
[5]) Περόνη ist eigentlich die Zunge in der Schnalle, und πόρπη der Ring derselben. Beide Wörter werden allgemein für Schnalle gebraucht.

Wolle bestand. Daß er kraus und wollreich war, beweiset die Redensart, *οὔλη ἐπενήνοθε λάχνη*. [1]) Er war weit und lang, daher *δίπλαξ*, *διπλῆ* und *ἐκτάδιος*, und reichte über die Schultern. [2]) Befestiget wurde er mit einer Schnalle. [3])

Wer in kalten Nächten unter freiem Himmel bleiben wollte, pflegte auch wohl einen Pelz über zu ziehen. Eumäus umhüllet sich in dieser Absicht mit einem Ziegenfelle, *νάκη αἰγός*. [4]) Den Pelz zog man auch unmittelbar über den Leibrock. Agamemnon zieht über den *χιτών* eine Löwenhaut. [5])

Von gleicher Beschaffenheit mit der *χλαῖνα* war das *φᾶρος*. [6]) Es wurde von Männern und Weibern getragen. Letztere umgürteten es mit der *ζώνη*. [7]) *Φᾶρος* war übrigens mehr als Oberkleid; es bezeichnete jedes weite Gewand, z. B. *φᾶρος ταφήϊον*, das Leichentuch.

Grobe Kittel, wie Bettler sie trugen, nennt Homer *λαῖφος* und *σπεῖρον*.

Unter den Kleidungsstücken der Weiber wird häufig *ἑανόν* erwähnt, worunter ein leichtes, bequem zu tragendes Gewand zu verstehen ist. [8])

Kopfbedeckungen hatten die Weiber verschiedene. Allgemeine Benennungen sind *δέσματα* und *καλύπτραι*. *Καλύπτρα* bezeichnet in engerer Bedeutung den Schleier, mit welchem Frauen ihr

---

1) *Οὖλος* für *ὅλος* heißt zuerst ganz, dann stark oder kräftig, endlich gedrängt, kraus, wollig. *Ἐπενήνοθε* und *ἐνήνοθε* wird gewöhnlich von *ἐνόθω*, es drängt sich darauf hervor, abgeleitet. Buttm. lexil. S. 266 nimmt *ἐνέθω* und *ἔνθω* verwandt mit *ἔθω*, als Stammwort an in der Bedeutung, darauf seyn, darauf liegen.

2) Od. XXI, 118. 3) Jl. X, 133. 4) Od. XIV, 530.

5) Jl. X, 23. 6) Od. III, 466. IV, 50. 7) Od. IV, 230. 231.

8) *Ἑανόν* ist das Neut. von *ἑανός*, welches Passow anziehbar, von *ἕννυμι*, sich durch Leichtigkeit und Bequemlichkeit zum Anzuge empfehlend, erklärt.

Gesicht verhüllten, sobald sie in die Gesellschaft der Männer gingen. Außerdem werden genannt: die Kopfbinde, *κρήδεμνον*, welche so beschaffen war, daß sie herunter gelassen werden konnte und das ganze Gesicht bedeckte. Ulysses bindet das *κρήδεμνον* der Leukothea als Zaubergürtel um die Brust. [1]) Das Netz, *κεκρύφαλος*, womit die Haare zusammengehalten wurden. Dies Netz wurde durch eine Binde, *ἀναδέσμη* oder *μίτρα*, festgebunden. Das Stirnband, *ἄμπυξ*, [2]) welches auch als Pferdeschmuck genannt wird.

Daß es den Weibern nicht an Putz fehlte, beweiset die Menge der sich darauf beziehenden Ausdrücke. Solche sind: Ohrringe, *ἕρματα*, welche mit Steinen und Perlen besetzt waren, daher das Beiwort *τρίγληνα*, mit drei Augensternen. Ein anderes Beiwort *μορόεντα* [3]) haben sie nach der gewöhnlichen Erklärung wegen der künstlichen und daher sehr mühevollen Arbeit. Ferner Halsbänder, *ὅρμος* und *ἴσθμιον*; Armbänder, *ἕλιξ*, eigentlich etwas Gewundenes, daher auch Ringe oder Ketten; Schnallen, *πόρπη*. Ein mit allerlei Zierrathen versehenes Putzwerk, vielleicht Ohrringe, waren *κάλυκες*, eigentlich Hülsen, Knospen, Blumenkelche. [4])

Fußbekleidungen trugen die homerischen Helden im Hause gewöhnlich nicht, sie gingen barfuß. Doch sobald sie eine Fußreise machen, oder in völliger Kleidung vor Fremden, oder in der Rüstung [5]) erscheinen wollten, banden sie Sohlen oder San=

---

[1]) Od. V, 373.

[2]) Jl. XIV, 183.

[3]) Jl. XXII, 468 ff.

[4]) Jl. XVIII, 401 ff.

[5]) Der Rec. der kr. Bibl. Jahrg. VIII. S. 1125 meint, im Kampfe habe der Held keine Sohlen getragen, weil sie ihn an rascher Bewegung gehindert hätten. — Dieser Grund genüget nicht. Wie können ein Paar Sohlen den Helden im Laufen hindern, der in der vollen Rüstung zu laufen gewohnt ist? Ferner, nie wird gesagt, daß ein Held die Sohlen vor dem Kampfe ablegt. Endlich, er konnte sie im Kampfe nicht entbehren; wie leicht würde er beim Laufen auf steinigtem Boden die Füße verwundet haben.

dalen, ὑποδήματα, πέδιλα, unter die Füße. Bei der Garten- und Feldarbeit schützten sie die Schienbeine gegen Verletzung durch Dornen oder sonstige Dinge mit Stiefeln oder Beinharnischen von Leder. [1])

Betten. Sie waren verschieden nach den Vermögensumständen. Arme schliefen im Sommer auf einer Streu; [2]) in den übrigen Jahrszeiten auf Fellen, gewöhnlich von Schafen und Ziegen. [3]) Unten legten sie auch wohl eine ungegerbte Rindshaut, und darüber Schaffelle, κώεα ὄϊων. Als Decke diente eine χλαῖνα. [4]) Reiche sorgten für Bequemlichkeit. Sie hatten Bettstellen, λέχος, λέκτρον, δέμνιον. Δέμνια bezeichnet Bettstelle, aber auch das ganze Bett, daher δέμνια und λέχος στορέσαι, das Bett aufmachen.

Wegen der künstlichen Arbeit hatten die Bettstellen die Beiwörter δινωτόν, rund gedrechselt, und τρητόν, durchbrochen gearbeitet, oder vom Durchbohren der Löcher, durch welche die Riemen oder Gurten gezogen wurden. [5])

Die Theile der Betten der Reichen waren: Unten dicke wollene Tücher, ῥήγεα; darüber Teppiche oder Decken, τάπητες. Diese Decken werden nicht immer genannt. Man findet nämlich auch, daß unten κώεα, Felle, und darüber ῥήγεα liegen; [6]) die Stelle der τάπητες vertreten Laken von Leinewand, λίνον und λίνοιο λεπτὸν ἄωτον. [7])

---

[1]) Od. XXIV, 228. [2]) Od. XI, 194. [3]) Od. XIV, 519.
[4]) Od. XX, 3. [5]) Od. XXIII, 198. [6]) Jl. IX, 657.
[7]) Od. XIII, 73 und Jl. IX, 657. Ἄωτον, Die Blüthe, wird oft von feiner Wolle gesagt. Zunächst bedeutet es das Schönste, Zarteste und Feinste in seiner Art. Wenn die Bedeutung einmal auf feine Wollarbeiten übertragen wurde, so konnte sie auch auf feine Leinwand ausgedehnt werden.

Leichenfeierlichkeiten.

Sobald ein Volk sich über den Zustand einer thierischen Rohheit erhebt und anfängt, Gefühl für das, was der Anstand fordert, zu zeigen, fängt es auch an, die Körper der Verstorbenen mit einer gewissen Achtung und Sorgfalt zu behandeln. Diese Behandlungsart der Todten erklärt sich theils aus der Anhänglichkeit, die man für die Abgeschiedenen hat, welche sich zunächst gegen die sichtbaren Ueberbleibsel an den Tag legt, theils aus dunklen Vorstellungen und Ahnungen von einem Zustande des Menschen nach dem Tode. Die Fortdauer des Menschen nach dem Tode mußte sich nach dem allgemeinen Glauben zugleich mit auf den Körper beziehen, weswegen eine sorgfältige Aufbewahrung und wenigstens theilweise Erhaltung für nöthig gehalten wurde. Ein solcher Glaube findet sich bei allen Völkern des Alterthums, welche überhaupt eine Vorstellung von einem Zustande nach dem Tode hatten.

Nach der Ansicht des Homer muß man die Seele des Menschen von dem Schatten oder Körper desselben im Tode unterscheiden. Wenn das Leben, der Lebenshauch, ψυχή oder θυμός, weicht, so verzehrt das Feuer des Scheiterhaufens das Fleisch und die Knochen; die Seele aber entschwebt wie ein Traum. [1]) Die Schattenbilder des Körpers, εἴδωλα, gehen in die Unterwelt. Diese Schattenbilder haben einen feinen dünnen Körper; sie geben, wenn sie durch die Luft fliegen, einen zwitschernden Ton, gleich dem der Fledermäuse, von sich. [2]) Verschieden davon ist die eigentliche Seele. Das beweiset die Stelle, in welcher der Dichter vom Herkules sagt, das εἴδωλον sey in das Haus des Hades, er selbst aber zu den Mahlzeiten der Götter gegangen. [3])

So klar auch die Unterscheidung in dieser Stelle ist, so ist sie doch nicht die allgemeine Vorstellung von dem Zustande des Menschen im Tode. Das Gesagte gilt nur von ausgezeichneten

---

[1]) Od. XI, 219—222. [2]) Od. XXIV, 5. 6. [3]) Od. XI, 601. 602.

Heroen, welche nach ihrem Absterben unter die Zahl der Götter aufgenommen werden.

Von den gewöhnlichen Menschen bleibt im Tode nichts als das Schattenbild, welches seinen Wohnort im Hause des Hades hat. Die Seelen der erschlagenen Freier auf Ithaka, welche Homer bald εἴδωλα, bald ψυχαί nennt, werden von Hermes in die Unterwelt geführt. [1])

Die Schatten hatten die Gestalt und die Gesichtszüge, welche die Menschen im Leben gehabt hatten. Als Ulysses die Unterwelt besucht, kennt er jeden Schatten, welcher sich ihm nähert, beim ersten Anblicke. Ihr Gang ist ein leichtes Dahinschweben. Mit weiten Schritten, sagt der Dichter, gehen sie über die Asphodill — eine lilienartige Pflanze — hervorbringende Wiese. [2]) Den Weg zur Unterwelt nennt Homer εὐρώεντα κέλευθα. [3])

Die Gebräuche bei der Bestattung eines Todten waren folgende:

War Jemand gestorben, so wurde er gewaschen, gesalbet und gekleidet. War dies geschehen, so legte man ihn auf eine Bettstelle, und stellte ihn zur Schau aus, indem die Füße nach der Thür des Hauses gerichtet waren. Während der Zeit der Ausstellung wurden Trauerlieder von Leichensängern gesungen, in welche die Weiber der Familie des Verstorbenen mit einstimmten. [4]) Hierauf folgte das Leichenbegängniß, bei welchem man den Leichnam verbrannte. Eine ausführliche Beschreibung desselben finden wir bei der Bestattung des Patroklus.

Nachdem die Griechen das nöthige Holz zum Scheiterhaufen vom Berge Ida geholt haben, bringen sie die Leiche in einem feierlichen Zuge zu dem Platze des Scheiterhaufens. Bei dem

---

[1]) Od. XXIV, 1 ff. [2]) Od. XI, 539.

[3]) Εὐρώεις ist ein gewöhnliches Beiwort der Unterwelt. Es wird auch dem Wege dahin beigelegt, obgleich dieser nicht als dunkel beschrieben wird. [4]) Il. XXIV, 720 — 22.

Zuge erscheinen Alle bewaffnet; die Helden auf ihren Streitwagen, die übrigen zu Fuße. Als letzte Gabe bringen sie dem Abgeschiedenen Haarlocken dar. Achill geht zunächst hinter der Leiche, indem er den Kopf derselben mit der Hand berührt. Als der Zug an dem bestimmten Platze angekommen ist, weihet Achill dem abgeschiedenen Freunde eine Locke, welche er einst dem Sperchius als Weihgeschenk gelobt hat, im Falle er glücklich ins Vaterland zurückkehren würde. Darauf zerstreut sich die Menge des Zuges. Die Leichenbesorger bleiben zurück, und errichten den Scheiterhaufen hundert Fuß im Viereck. Nach Vollendung desselben schlachten sie Rinder und Schafe, mit deren Fett sie den Leichnam von oben bis unten umwickeln. Außerdem werden Gefäße mit Honig und Oel, vier Pferde, zwei Hunde und zwölf trojanische Jünglinge auf den Holzstoß gelegt, welcher darauf angezündet wird. Doch das Feuer will nicht brennen. Daher ruft Achill den Boreas und Zephyr zu Hülfe. Durch ihr Blasen angefacht verzehrt das Feuer während der Nacht den ganzen Scheiterhaufen. Achill verrichtet unterdessen Libationen zur Ehre des Abgeschiedenen. Am folgenden Morgen wird die Asche gesammelt.

Zu diesem Zwecke wird das Feuer des Scheiterhaufens mit Wein ausgegossen, und darauf die Asche in eine Schale oder Urne, φιάλη, geschüttet. Eine doppelte Fetthaut wird zunächst darum und feine Leinewand darüber gewickelt.

Auf der Stelle des Scheiterhaufens wird ein großer Grabhügel von Erde aufgeworfen, worunter die Urne mit der Asche beigesetzt wird. [1])

Zum Beschlusse werden Leichenspiele zur Ehre des Bestatteten angestellt. Die von Homer beschriebenen Kampfspiele waren: das Wagenrennen, der Faustkampf, das Ringen, das Laufen, der Kampf in schwerer Rüstung, das Diskuswerfen, das Bogenschießen und Wurfspießwerfen.

---

[1]) Il. XXIII, 161—256.

1) Das Wagenrennen, ἀγὼν ἱππέων. Als Preis wird eine Sklavin und ein Dreifuß für den ersten Sieger, eine trächtige Stute für den zweiten, ein Kessel für den dritten, zwei Talente Gold für den vierten und eine Schale für den fünften ausgesetzt. Als Bewerber treten Eumelus, Diomed, Menelaus, Antilochus und Meriones hervor. Dem Antilochus giebt der alte Nestor eine ausführliche Belehrung über die Kunst in der Rennbahn zu fahren. Nachdem die Bewerber um die Plätze, wie die Wagen stehen sollen, geloset haben, beginnt das Wettrennen. Eumelus und Diomed gewinnen zuerst den Vorsprung vor die andern. Doch beide werden aufgehalten. Diomed läßt die Peitsche fallen, und Eumelus zerbricht den Wagen. Menelaus fährt diesen beiden vor, welchen Antilochus in der Krümmung des Weges überlistet. Den ersten Kampfpreis gewinnt Diomed, den zweiten Antilochus, doch unter bittern Vorwürfen des Menelaus. Meriones ist der letzte. Aus Mitleiden über den erlittenen Unfall erhält Eumelus den zweiten Preis, was Antilochus nicht glaubt gestatten zu können.

2) Der Faustkampf, πυγμαχία. Kampfpreise sind ein Maulthier und ein Doppelbecher; Bewerber Epeus und Euryalus. Sie entkleiden sich und umhüllen die Schamtheile mit einer Schürze. Ihre Waffen sind Riemen von Ochsenleder. Euryalus erhält einen Schlag durch das Gesicht. Ohnmächtig sinkt er zu Boden. Seine Freunde führen ihn, der dickes Blut ausspeiet, vom Kampfplatze.

3) Das Ringen, παλαισμοσύνη. Der Sieger soll einen Dreifuß, zwölf Rinder an Werth, und der Besiegte eine Sklavin, vier Rinder an Werth, erhalten. Es stellen sich Ulysses und Ajax der Telamonier. Lange kämpfen sie ohne Erfolg. Endlich fällt Ajax, indem Ulysses ihn in die Kniebeuge schlägt. Als darauf Ulysses seinen Gegner von der Erde aufheben will, sinkt er nieder unter der Last. Achill macht dem Kampfe ein Ende, indem er beide des Sieges für würdig erklärt.

4) Der Wettlauf, ταχυτῆτος ἄεθλα. Preise sind ein phönizischer Becher, ein fetter Ochse und ein halbes Talent Gold. Den Lauf beginnen Ajax der Oileer, Ulysses und Antilochus. Ajax übertrifft die andern an Schnelligkeit. Ulysses betet in der Noth zur Athene. Das Gebet wird erhört; er soll siegen. Daher muß Ajax gleiten und fallen. Ulysses erringt so den ersten Preis, Antilochus als der jüngste den letzten.

5) Der Kampf mit schweren Waffen, μονομαχία. Eine Lanze, ein Schild und ein Helm, Waffen des Sarpedon, sollen Kampfpreis seyn, doch so, daß die beiden Kämpfer sich darin theilen. Der Sieger soll ein Schwert erhalten. Es treten der Telamonier und der Tydide hervor. Sie machen drei Angriffe; Diomed gewinnt einen Vorzug. Die Griechen wünschen den Kampf beendigt zu sehen. Diomed wird für den Sieger erklärt.

6) Das Diskuswerfen. Statt des sonst gewöhnlichen Diskus wird ein schweres Stück Eisen, σόλος, genommen, welches der Sieger als Preis behalten soll. Es ist so groß, daß es auf fünf Jahre das nöthige Eisen zu Ackergeräth für einen begüterten Landmann zu liefern im Stande ist. Bewerber des Kampfpreises sind Polypoites, Ajax der Telamonier, Epeus und Leonteus. Der Wurf des Epeus erregt allgemeines Gelächter. Polypoites trägt den Sieg davon.

7) Das Bogenschießen, τόξευσις. Zehn Doppelbeile und zehn einfache sind der Kampfpreis. Nach einer Taube, welche mit einem Bindfaden an die Spitze eines Mastbaumes gebunden ist, sollen die Bewerber, Teucer und Meriones, schießen. Teucer fehlt, denn Apoll ist ihm zuwider; er schießt den Bindfaden ab, und die Taube fliegt davon. Meriones trifft sie hoch in der Luft. Der Pfeil geht durch und durch und fällt vor die Füße des Meriones.

8) Das Wurfspießwerfen, ἐγχείη. Achill bestimmt eine Lanze und einen Kessel zu Kampfpreisen. Da Agamemnon

selbst den Wettkampf mit dem Meriones beginnen will, so findet Achill es schicklich, dem Führer des ganzen Heeres den ersten Preis ohne Kampf zuzuerkennen.

Fünftes Kapitel.

Kulturzustand.

Einen besondern Abriß oder eine Uebersicht von dem Kulturzustande des Heroenalters zu geben, könnte wohl für überflüssig gehalten werden, da die ausführliche Darstellung der homerischen Welt in ihrer Denk- und Handlungsweise, in ihren Sitten, Einrichtungen und Gebräuchen die richtigste Vorstellung von der Bildungsstufe jenes Zeitalters giebt.

Wenn man die ganze Lebensweise der homerischen Heroen übersieht, so ergiebt sich als allgemeines Resultat der Satz: Die vom Dichter geschilderten Menschen haben durchaus keine Kunde von Wissenschaften, oder von einer nach wissenschaftlichen oder theoretischen Grundsätzen geleiteten Behandlung derjenigen Dinge, welche überhaupt zum Leben gehören. Ueberall halten sie sich an die Erfahrung und an das Praktische; die Summe ihrer Kenntnisse und Regeln für alle Verhältnisse des Lebens ist unmittelbar aus dem Gebrauche hervorgegangen. Wissenschaftliche Forschungen und eigentliche Studien nimmt man in keinem Zweige ihres Wissens wahr. In ihrer ganzen geistigen Bildung sind sie einfache Naturmenschen, dabei haben sie jedoch in denjenigen Künsten und Gewerben, die sich unmittelbar auf die Befriedigung der Naturbedürfnisse, auf Bequemlichkeit und Verschönerung des Lebens beziehen, eine Stufe der Ausbildung erreicht, wie man sie bei rohen Naturvölkern sonst nicht leicht antrifft.

Um diese Bildungsstufe mit einem Blicke zu übersehen, wollen wir hier das Einzelne, was in dieser Hinsicht berücksichtiget zu werden verdient, zusammenstellen, und es unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen suchen.

Zuerst wollen wir einen Blick in das Gebiet derjenigen Dinge thun, die man jetzt als Wissenschaften behandelt. Dann uns zu den damals bekannten Künsten wenden. Zuletzt die Betreibung der Gewerbe und häuslichen Geschäfte übersehen.

In sofern alle Wissenschaften philosophisch, oder wenigstens nach den allgemeinen Denkgesetzen der Logik behandelt werden müssen, nimmt die Philosophie hier mit Recht den ersten Platz ein. Daß in den einzelnen Disciplinen der Philosophie gar kein Anfang gemacht war, bedarf kaum einer Erwähnung. Der Anfangspunkt philosophischer Forschungen setzt eine Gewandheit, Schärfe und Tiefe im Denken voraus, welche der schlichte Menschenverstand jenes Zeitalters noch nicht erreicht hatte. Es fehlte an den nöthigen Vorübungen und Hülfsmitteln. Der Beweis liegt in der Armuth philosophischer und abstrakter Begriffe, die der homerischen Sprache in einem so hohen Grade eigen ist. Diese Armuth fällt schon auf in den Ausdrücken, mit welchen man die Fähigkeiten und Kräfte des menschlichen Geistes bezeichnet. Wie vieldeutig und schwankend sind sie. Die gewöhnlich vorkommenden Benennungen der Seele und Seelenvermögen sind:

1) *Ψυχή*, zuerst Hauch, Athem, Lebenshauch, dann Seele, oder Sitz des geistigen Lebens, ferner Neigung, Lust, Stimmung, endlich Geist oder Verstand. Eigenthümliche Bedeutung ist außerdem, Schatten der Abgeschiedenen, denen *φρένες* fehlen.

2) *Θυμός*, das Lebendige, Bewegende im Menschen, die Lebenskraft. Dann das Strebende, Verlangende, Wollende im Menschen, daher der Muth und der Wille, besonders in sofern er sich mit Heftigkeit äußert,

also Leidenschaft. Endlich aber auch Gemüth, Gesinnung und Geist überhaupt.

3) *Καρδία* und *ἦτορ*, zuerst Herz, als Theil des menschlichen Körpers, dann Sitz der Gefühle, Neigungen, Wünsche und Triebe, endlich Seele oder Geist, und in sofern Denkvermögen, Ueberlegung, Einsicht.

4) *Φρένες*, eigentlich Zwerchfell, welches Herz und Lunge von den Eingeweiden scheidet. In metaphorischer Bedeutung ist es Sitz des gesammten geistigen Lebens; daher Denken, Urtheilen, Wollen und überhaupt Sinn und Gesinnung.

5) *Νόος*, zuerst Sinn und Gesinnung. In höherer Bedeutung, Verstand und Vernunft. Allgemein, Gedanke, Einsicht, Ueberlegung, Anschlag, Meinung.

Bei dem gänzlichen Mangel der Vorkenntnisse für eigentliche Philosophie, ist leicht vorauszusehen, daß auch diejenigen Kenntnisse, welche man von Dingen hatte, die jetzt in streng wissenschaftlicher Form behandelt werden, nicht systematisch oder nach höhern Prinzipien geordnet seyn konnten. Zu dieser Stufe der Bildung hatte der menschliche Geist sich noch nicht hinaufgearbeitet. Alles was geistig erreicht war bestand darin, daß man anfing Erfahrungen zu sammeln, und das Gemeinsame der konkreten Fälle als allgemeine Sätze aufzustellen, die man in der Form von Denksprüchen, Sentenzen und Sprichwörtern abfaßte. Dies ist das erste Stadium der Geistesbildung, wenn der Mensch, über das Sinnenleben sich erhebend, anfängt, über das was er sieht, wahrnimmt, fühlt und empfindet, nachzudenken. Dies ist der Standpunkt der homerischen Theologie, Moral und Rechtslehre.

Theologie.

Die Menschen der Heroenzeit haben Kenntnisse von den Göttern, deren Eigenschaften und Wirken. Doch alles, was sie

davon wissen, sind einzelne nach dem menschlichen Leben abstrahirte Sätze; von einer systematischen Dogmatik haben sie keinen Begriff. Tiefere Forschungen über die Natur und das Wesen der Götter und des Geisterreiches gehen über ihr Fassungsvermögen. Man findet freilich einige allgemein abgefaßte Glaubenssätze, z. B. „der Anblick eines Gottes ist dem Menschen schwer zu ertragen;“ [1]) oder „die Götter wissen alles;“ [2]) ferner „mit Mühe überwältiget der Sterbliche einen Gott“ [3]) u. s. w. Allein solche Sätze sind ohne innern Zusammenhang; sie reichen nicht hin eine systematische Glaubenslehre der Religion aufzustellen.

Moral.

Nicht anders verhält es sich mit der Moral. Die Heroen kennen manche Tugenden, verehren, schätzen, lieben sie; ja zeigen einen edlen Eifer sie mit Gewissenhaftigkeit zu üben. Doch ihre Sittenlehre ist keine Doktrin. Ueberhaupt ist es ihnen nicht eigen, sich ihrer Tugenden zu rühmen, sich damit zu brüsten, oder sie in schön klingenden Phrasen zu empfehlen. Ihr Wandel ist der Spiegel eines treuen, wohlwollenden, edel gesinnten Herzens.

Etwas, das uns als Christen in der Sittenlehre der Heroen anstößig erscheinen möchte, ist der Grundsatz der Blutrache, den sie mit Eifer und Gewissenhaftigkeit befolgten. Doch wenn man die Verhältnisse jener Zeit in Erwägung zieht, so kann man ihnen diese Handlungsweise nicht zum Vorwurfe machen. In dem Grundsatze der Blutrache spricht sich der Sinn für eine vergeltende Gerechtigkeit aus. In dem Zeitalter der Gewalt konnte das Gesetz und der Schutz der Obrigkeit den Einzelnen nicht gegen Verletzung seiner persönlichen Rechte sichern. Jeder mußte sich selbst Sicherheit zu verschaffen suchen. Der Glaube an rächende Erinnyen hob aber die thätige Mitwirkung von Seiten des Menschen nicht auf. Natürlich mußte der durch Verwandten=

[1]) Il. XX, 131. [2]) Od. IV, 468. [3]) Od. IV, 397.

mord Gekränkte sich zunächst verpflichtet hatten, dem Verbrecher den verdienten Lohn zu geben.

Rechtslehre.

Daß man Rechte anerkannte und heilig hielt, sagt Homer in vielen Stellen; allein von einer Rechtslehre wissen seine Heroen nichts. Alle Rechte begründen und stützen sich auf Gewohnheit, so wie die Denkweise jener Zeit sie festgesetzt hat.

Geschichte.

In dem Gebiete der historischen Wissenschaften finden wir nichts als höchst dürftige Anfänge. Eigentliche Geschichte darf man in jenem Zeitalter nicht suchen, dazu fehlt es demselben an den nöthigen Hülfsmitteln. Schon der Mangel des Gebrauches der Buchstabenschrift, wenn es auch schon Zeichenschrift gab, machte eine genaue Aufzeichnung der Ereignisse und Begebenheiten schwierig. Die große Unwissenheit in der Geschichte ergiebt sich auf das klarste aus dem gänzlichen Mangel einer bestimmten Zeitrechnung.

Alles was von Geschichte vorkommt sind Ueberlieferungen einer höchst unsicheren Sagengeschichte. Das Mittel, das Andenken großer Thaten und merkwürdiger Begebenheiten bei der Nachwelt zu erhalten, waren theils öffentliche Denkmähler, z. B. Grabhügel, [1]) theils Volkslieder.

Letztere erscheinen als eine sehr reichhaltige Quelle der Sagengeschichte. Im Liede lebte das Andenken großer Männer und Thaten lange bei der Nachwelt fort.

Sprachkenntniß.

Wie weit die Sprache ausgebildet seyn mochte, läßt sich nicht bestimmen. Wenn man nämlich das Zeitalter des Homer

---

[1]) Od. IV, 584.

von der von ihm besungenen Heroenzeit unterscheiden muß, so darf man die ausgebildete Sprache in den homerischen Werken nicht für die der Heroen halten.

Auffallend ist es jedoch, daß Homer so wenig von Verschiedenheit der Sprachen in seinen Werken erwähnt. Alle Menschen, von welchem Volke sie auch seyn mögen, werden als griechisch redend eingeführt. Seine Helden bereisen die entferntesten Länder, doch nie kommen sie wegen der Sprache in Verlegenheit. Proteus, Circe, Polyphem, der sich nicht einmal um die Majestät des griechischen Zeus bekümmert, die Phäaken, Alle verstehen griechisch, — der deutlichste Beweis, daß diese Reiseberichte gedichtet sind. Von Dollmetschern kommt unter den Heroen nie etwas vor. Einen solchen gebraucht doch Joseph in Aegypten schon, als er sich mit seinen Brüdern, die aus Kanaan kommen, unterreden will. [1]) Es kommen freilich bei Homer Ausdrücke vor, welche eine Sprachverschiedenheit andeuten, als *ἑτερόγλωσσος*, *βαρβαρόγλωσσος*, *ἀλλόγλωσσος*; allein diese Wörter beziehen sich mehr auf Verschiedenheit des Dialekts und der Aussprache, als der Sprachen selbst.

Doch Disciplinen der Art darf man unter den homerischen Menschen am wenigsten suchen, sie nähern sich der eigentlichen Gelehrsamkeit, und können daher um so weniger Interesse für sie haben. Näher liegen dem Leben die Naturwissenschaften. In diesen mußten sie die meisten Kenntnisse besitzen.

Naturwissenschaften.

An Naturkenntniß fehlt es nicht, wenn man nichts Höheres fordert als die Resultate der Beobachtungen des schlichten und gesunden Menschenverstandes. Homer kennt die Natur mit ihren Erscheinungen so weit es dem Menschen ohne wissenschaftliche

---

[1]) Gen. XLII, 13.

Vorkenntnisse und Hülfsmittel möglich ist. Doch wo nur die Wissenschaft Licht verbreitet, da zeigt er die größte Unwissenheit, z. B. in der Astronomie, Geographie, Naturlehre, Heilkunde u. s. w.

Himmelskunde.

In der Himmelskunde des Homer erkennt man auf den ersten Blick die Ergebnisse der Beobachtungen nach dem bloßen Augenscheine. Den Himmel hält er für eine eherne Halbkugel, an deren innern Seite die Sonne, der Mond und die Sterne ihre Bahn von Osten gegen Westen zurücklegen. Ihr Aufgang und Untergang bestimmt Jahre, Monate, Tage und Witterung.

Die Veränderungen des Sonnenstandes werden sehr oberflächlich angegeben. Der höchste Stand der Sonne um Mittag wird angedeutet durch die Redensart: *ἠέλιος μέσον οὐρανὸν ἀμφιβεβήκει.* [1]) Die Sonnenwende, *τροπαί,* soll über der Insel Ortygia seyn. [2])

Außer dem Monde werden auch einige Sternbilder von Homer genannt. Die Hauptzeichen, *τείρεα,* sind: Die Plejaden, die Hyaden, der Orion, der Arktos oder Wagen, der Bootes oder Arktophylax, der Sirius oder Hund des Orion. [3])

Das Hauptgestirn für die Bewohner der nördlichen Gegend der Erdkugel ist der Arktos, der Bär oder auch Wagen genannt. Es giebt zwei Gestirne desselben Namens, der große und der kleine Bär. Beide sind dem Polarsterne sehr nahe, und gehen für die Bewohner der nördlichen Hemisphäre nie unter. [4])

---

[1]) Jl. VIII, 68. Od. IV, 400. [2]) Od. XV, 404. [3]) Jl. XVIII, 485 ff.

[4]) Diejenigen Sternbilder, welche nicht über 50° vom nördlichen Polarstern entfernt sind, gehen den Bewohnern des nördlichen Deutschlands nicht unter; dagegen werden ihnen die Gestirne, welche nicht über 50° vom Südpol entfernt sind, niemals sichtbar.

Daher sagt Homer von ihm: οἴη ἄμμορός ἐστι λοετρῶν Ὠκεανοῖο, [1]) er geht nie unter in das Meer.

In der Nähe des großen Bären, an der Deichsel des Wagens, ist der Bootes oder Arktophylax. Der glänzendste Stern in diesem Sternbilde — man denkt dasselbe als einen Hirten, der zwei Hunde am Stricke hat — ist der Arkturus.

Die übrigen Gestirne, welche uns jedoch auch sichtbar werden, sind südliche.

Der Orion, welcher viele Sterne erster Größe enthält, hat seine Stellung dem Bären gegenüber. Da der Bär sein Gesicht nach dem Orion richtet, [2]) so bezeichnet der Dichter diese Stellung der Gestirne zu einander durch den Zusatz, daß der Bär den Orion stets im Auge habe. [3])

Hinter dem Orion ist der Sirius. Er bildet die Schnauze in dem Sternbilde des Hundes.

Vor dem Orion findet man die Plejaden und Hyaden. Beide gehören zu dem großen Sternbilde, welches den Namen des Stiers führt.

Zeitrechnung.

Nach dem Laufe der Himmelszeichen wird die Eintheilung der Zeit gemacht. Die Bestimmung der Jahrs- und Tagszeiten giebt der Lauf der Sonne. Der größte Zeitraum ist der des Jahrs, ἔτος, ἐνιαυτός und λυκάβας. [4]) Ueber die Länge dessel-

---

[1]) Jl. XVIII, 489.

[2]) Wenn man den Wagen als Bären denkt, so stellt die Deichsel den Schwanz vor.

[3]) Jl. XVIII, 488.

[4]) λυκάβας, wahrscheinlich von λύκη und βαίνω, Lichtgang, Sonnengang. Eustath. Od. XIV, 161 leitet das Wort von λυγαίως, Dunkel, oder von λύκος, Wolf, her. Letzteres, weil die Tage sich folgen wie Wölfe, die, wenn sie durch einen Fluß gehen, sich einander in den Schwanz beißen sollen.

den giebt Homer keine Auskunft. Zur Bezeichnung eines vollendeten Jahres dienen die Beiwörter περιτελλόμενος und τελεσφόρος. Für περιτελλόμενος wird auch περιπλόμενος gesagt. Aus der Redensart, ἔτος ἦλθε, περιπλομένων ἐνιαυτῶν sieht man, daß ἐνιαυτός überhaupt Kreislauf der Zeit bedeutet, und daß ἔτος bestimmter gesagt ist.

Die nächste Abtheilung sind die Jahrszeiten, ὧραι. Homer nennt deren vier: Frühling, ἔαρ oder ὥρη εἰαρινή, Sommer, θέρος, Herbst, ὀπώρη, eigentlich Hundstage oder Frühherbst, und Winter, χειμών oder ὥρη χειμερίη.

Nach dem Auf- und Untergange [1]) der Gestirne bestimmte man auch die Jahrszeiten. Der Orion und Sirius, welche nicht weit von einander entfernt sind, wurden den Griechen im Sommer sichtbar; der Orion gegen das Ende des Junius und der Sirius in der Mitte des Julius. Im November gehen sie wieder unter. Dieser Zeitraum von ihrem Aufgange bis zum Untergange wurde die ὀπώρα genannt.

Den Anfang des Herbstes bestimmte der Arktur, welcher um die Mitte des Septembers aufging.

Mit dem Aufgange der Plejaden wurde die Schiffahrt wieder betrieben, daher ihr Name. Wir nennen sie jetzt das Siebengestirn. Alcyone zeichnet sich unter ihnen durch den hellen Glanz aus. Der Anfang des Maies ist die Zeit des Aufganges. Der Untergang fällt in den November.

Die Hyaden gehen einige Tage nach den Plejaden auf und unter. Um die Zeit ihres Unterganges brechen Winterstürme und Regen ein. Von dem Regen haben sie den Namen. [2])

---

[1]) Es wird hier der heliacische Auf- und Untergang verstanden. Ein Stern geht heliacisch auf, heißt, er zeigt sich zuerst in der Morgendämmerung am östlichen Himmel.

[2]) Die Römer nannten die Hyaden suculae, kleine Schweine, indem sie den Namen von ὗς herleiteten. Die Plejaden heißen bei ihnen auch vergiliae.

Nach der Eintheilung des Jahres in vier Jahrszeiten folgt die in Monate. Wie viele Tage einen Monat ausmachen, sagt Homer nicht. Doch ist zu vermuthen, daß man die Länge desselben nach den leicht zu beobachtenden Veränderungen des Mondes bestimmt haben wird. Die Berechnung der periodischen Umlaufszeit von 27 Tagen 8 Stunden war zu schwierig; die synodische von 29 Tagen 13 Stunden konnte mit Leichtigkeit wahrgenommen werden. Wenn man den Monat zu 30 Tagen berechnet, so bestand das homerische Jahr aus zwölf Monaten. Von Monatsnamen erfährt man in den Gedichten nichts. Die einzige nähere Bezeichnung der Monate ist *μὴν ἱστάμενος* und *μὴν φθίνων*, der anfangende und der sich endigende. Die drei Dekaden des griechischen Monats kommen noch nicht vor.

Die Eintheilung der Zeit in Wochen kennt Homer nicht. Nach den Monaten folgen die Tage, bestimmt nach dem Auf- und Untergange der Sonne. Die Haupttheile eines Tages sind Tag und Nacht. Von beiden werden verschiedene Zeiten genannt. Die Hauptzeiten des Tages sind Morgen, Mittag und Abend. Die Frühzeit des Morgens wird *ἠώς* genannt. Nach dieser folgt der Vormittag, *ἠοίη*; [1]) darnach der Mittag, *μεσημβρία* oder *μέσον ἦμαρ*, wenn die Sonne die Mitte des Himmels erreicht hat. Wenn von Jemand die Rede ist, der etwas um Mittag gethan hat, so nennt der Dichter ihn *ἔνδιος*. [2]) Für die Nachmittagszeit hat Homer verschiedene Ausdrücke, *δείλη*, *δείελον ἦμαρ*, *δείλη ὀψίη*, die Abenddämmerung, *ἑσπέρα*, der Abend. Das Adjektiv *ἑσπέριος* wird eben so wie *ἔνδιος* von Personen gebraucht. Zur Umschreibung der Abendzeit dient der Ausdruck *βουλυτόνδε*, gegen die Zeit wo die Ochsen ausgespannt werden.

---

[1]) Od. IV, 447. [2]) Od. IV, 450.

Die Nacht wird gleichfalls in drei Theile, oder Wachen, eingetheilt. [1]) Ein unbestimmter Ausdruck für die Nacht ist *νυκτὸς ἀμολγῷ*. Man leitet *ἀμολγός* gewöhnlich von *ἀμέλγω* ab, und übersetzt in der Melkzeit, also die späte Abend- und frühe Morgenzeit. Allein diese Erklärung paßt nicht in manchen Stellen, wo durch die Redensart der völlige Einbruch der Nacht angedeutet wird; [2]) das Melken geschieht aber noch bei Tage und nicht im Dunkeln. Nach Eustathius soll *ἀμολγός* gleichbedeutend mit *ἀκμή* seyn. Somit wäre *ἐν νυκτὸς ἀμολγῷ* in der Tiefe der Nacht. Allgemein genommen enthält die Redensart eine Bezeichnung der Dunkelheit der Nacht. [3])

Das oft von der Nacht gebrauchte Beiwort *θοός* bezieht sich auf das unaufhaltsame Einbrechen derselben.

Geographie.

Die Kenntnisse der Geographie sind bei Homer nicht weniger beschränkt, als die in der Astronomie. Wir übergehen diesen Punkt hier gänzlich, da im folgenden Kapitel die Rede davon ist. Daher wenden wir uns sogleich zu der Heilkunde.

Heilkunde.

Homer ertheilt den Aerzten großes Lob, doch von ihren Kenntnissen erfahren wir wenig. Von der Heilung eigentlicher Krankheiten ist nie die Rede; ihre Hülfe leisten die Aerzte überall nur Verwundeten. Der Dichter erwähnt auch außer der Pest überall keine Krankheit.

Die Arzneikunde konnte keine besondere Fortschritte machen, da sie nicht als eigenes Studium betrieben wurde, und es auch noch keinen Stand der Aerzte gab. Die beiden berühmtesten Aerzte bei dem Heere der Griechen, Podalirius und

---

[1]) Jl. X, 253. [2]) Jl. XXII, 317. Jl. XI, 173.

[3]) S. Buttm. lexil. Thl. II. S. 39.

Machaon, Söhne des Asklepius, waren zugleich Anführer eines Theiles des Heers. [1]) Von den Aegyptern sagt der Dichter, daß Jeder von ihnen ein Arzt sey. [2]) Uebrigens werden die Aerzte auch unter die *δημιουργοί* gezählt.

Die Benennung der Heilmittel ist *φάρμακα* und *ἀκήματα*, mit den Beiwörtern *ἤπια*, mildernde, *ὀδυνήφατα*, Schmerz stillende, und *ἐσθλά*. Das Auflegen oder Aufgießen heißt *πάσσειν*. Das Verfahren beschreibt Homer ausführlich als Patroklus in Abwesenheit der Aerzte deren Stelle vertritt. Mit einem Messer schneidet er den Pfeil aus der Wunde, wäscht das Blut mit reinem Wasser ab, und streuet darnach eine bittere Wurzel, die er mit den Händen reibt, hinein. [3])

Mit der Heilkunde scheint zugleich Zauberkunst verbunden gewesen zu seyn. Als Ulysses von einem Eber verwundet worden ist, verbindet man die Wunde geschickt. Der Blutfluß wird durch eine Zauberformel, *ἐπαοιδή*, gestillt. [4]) Ein anderes Beispiel von Zaubermitteln findet man in dem Wundertranke, welchen Helena in Aegypten kennen gelernt hat. Als Telemach durch die Erzählungen von seinem Vater traurig gestimmt wird, gießt Helena etwas von dem Tranke in den Becher, und alle Trauer ist verschwunden. Der Dichter beschreibt die Kraft desselben in recht starken Zügen. „Wer von diesem Zaubermittel trinkt, der vergießt keine Thräne, wenn ihm auch Vater und Mutter sterben; wenn Bruder und Sohn vor seinen Augen getödtet werden.“ [5])

Doch solche Künste gehören nicht zur Heilkunde. Diese ist nach der Darstellung des Dichters nichts als auf Empirie begründete Chirurgie. Und wie konnte sie mehr seyn, da sie aller nöthigen Hülfswissenschaften ermangelte? Die Kenntnisse in der Anatomie beschränkten sich auf die递haupttheile des menschlichen

---

1) Il. II, 731. 732. 2) Od. IV, 231. 3) Il. XI, 843—847. 4) Od. XIX, 457. 5) Od. IV, 220 ff.

Körpers; von der Physiologie weiß man nichts. Höchst dürftig ist die Pharmaceutik.

Naturlehre.

Nicht besser steht es mit der Naturlehre. Die Naturerscheinungen werden freilich mit Genauigkeit und selbst mit Scharfsinn beobachtet; allein von Versuchen, aus den Erscheinungen allgemeine Grundsätze herzuleiten, findet man keine Spur. Daß man keine Ahnung von Elektrizität und Magnetismus hatte, bedarf keiner Erwähnung. Andeutungen des thierischen Magnetismus hat man freilich in unsern Tagen im Homer finden wollen.[1]) Doch was läßt sich bei solchen Deutungen nicht aus den Alten herauslesen! —

Wir verlassen jetzt das Gebiet der Wissenschaften, und wenden uns zu dem der Künste. Die Ausbeute muß hier reicher seyn. Das Wort Kunst bezeichnet ja in der allgemeinsten Bedeutung, im Gegensatz gegen Natur genommen, jede Thätigkeit und jedes Hervorbringen des Menschen, wobei Ueberlegung und Nachdenken angewandt wird. Ohne Kunst kann kein Volk seyn; es müßte denn ganz instinktmäßig den Naturtrieben folgen. Sobald der Mensch ein Werk mit Nachdenken vollendet, übt er Kunst, und er kann es in derselben zu einer hohen Fertigkeit bringen, ohne sich der Regeln, welche die Theorie aufstellt, bewußt zu seyn.

Um das ganze Kunstgebiet besser übersehen zu können, wollen wir die Künste in zwei Klassen, in freie oder schöne, und in

---

[1]) Versuch einer Darstellung der in den homerischen Gesängen obwaltenden Ansichten von der Natur und Heilkunde von Lichtenstädt. Annalen der Heilkunde. Der Stab des Hermes, womit er Schlaf giebt und nimmt, soll eine Andeutung des thierischen Magnetismus seyn. Der Verf. des Aufsatzes findet sogar in der Stelle, daß Thetis den Achill besänftiget, in dem Worte, καταῤῥέζειν, niederstreichen, eine Hindeutung auf diese Kunst.

mechanische eintheilen. Jene bezwecken Vergnügen oder Kunstgenuß; diese den Nutzen und die Bequemlichkeit für das Leben.

Die schönen Künste wollen wir hier nach der bekannten Eintheilung in bildende, redende und Tonkunst behandeln. [1])

Die bildende Kunst zerfällt in Graphik und Plastik; diese giebt räumliche Darstellungen, jene Abbildungen auf ebener Fläche. Von der Graphik, der Zeichenkunst und Malerei sagt Homer nichts. Doch wo Plastik oder Bildnerkunst ist, da darf man auch schon Zeichenkunst voraussetzen. Ueberdieß ist Zeichnen die einfachste und leichteste Art der Darstellung eines Gegenstandes; Striche im Sande, mit Kreide oder einer Kohle an einer Tafel geben die ersten Zeichnungen. Homer giebt auch Zeugniß davon. Die σήματα auf der Tafel des Bellerophontes waren, wenn nicht Buchstaben, doch Zeichnungen. Die Bildnerkunst setzt auch Zeichenkunst voraus. Wer ein Bild in Holz, Stein oder Metall ausarbeiten will, muß die Umrisse abzeichnen. Ferner die künstlerischen Darstellungen in Geweben, z. B. Blumenverzierungen, θρόνα, [2]) Kämpfe zwischen zwei Heeren, [3]) ein Hund, welcher ein zappelndes Hirschkalb zwischen den Füßen hält, [4]) lassen sich nicht ohne Handzeichnungen machen.

Eine andere Frage ist es, ob Homer Malerei kannte. Diese setzt weit mehr technische Kenntnisse voraus als die Zeichenkunst, wenn man bloße Umrisse darunter versteht. Der Maler muß Farbenmischung kennen, Licht und Schatten anzubringen wissen, er muß Kenntnisse von der Perspektive besitzen. Farbenkunde fehlt den Heroen nicht ganz, denn viele Dinge werden von Homer

---

[1]) In der Eintheilung der schönen Künste weichen die Aesthetiker sehr von einander ab. Wir können hier in diesen Gegenstand nicht eingehen, da es uns nur darauf ankommt, eine Uebersicht der homerischen Kunst-Kultur zu geben.

[2]) Jl. XXII, 441. [3]) Jl. III, 126. [4]) Od. XIX, 228.

bunt genannt. Allein färben, oder etwas mit Farbe bunt anstreichen, ist kein Malen. Da nun in den Werken nie etwas von Gemälden vorkommt, so ist anzunehmen, daß man in jenem Zeitalter von eigentlicher Malerei nichts Erhebliches gewußt habe.

Auf einer höhern Stufe der Ausbildung erscheint die Plastik in den Werken des Homer. Mit Recht; jedes Volk treibt Plastik, wenn auch nicht als schöne Kunst. Ein unwillkührlicher Nachahmungstrieb des Menschen giebt plastischen Darstellungen das Daseyn. Leicht bietet das Material dazu sich da; nasser Sand oder Lehm reichen hin. Die Finger genügen als Werkzeuge; die Natur giebt die Modelle. Hier werden keine Kenntnisse der Lehre von Licht und Schatten, so wie auch keine von der Perspektive erfordert. Bildnerkunst mußte früher ausgebildet werden als Malerei.

Die Plastik war in ihrer Entstehung sehr einfach. Die ersten Darstellungen wurden aus Thon oder Lehm gemacht. War die Figur vollendet, so wurde sie in der Sonne oder am Feuer getrocknet und gehärtet. Biegsamer und feiner ist Wachs. Auch dieses wurde früh zur Bildnerei gebraucht. Außerdem Holz, Elfenbein, Stein, Marmor und Metall. Ob Homer die Verarbeitung aller dieser Materiale gekannt hat, ist ungewiß, da er es nicht ausdrücklich sagt. Arbeiten in Holz und Stein werden oft erwähnt, wenigstens zum häuslichen Gebrauche. Elfenbein wurde bei Verzierungen zum Auslegen benutzt. Das Wort Marmor kommt einige Male vor, doch nur als Stein zum Werfen, *μάρμαρος*, mit dem Beiworte *ὀκριόεις*,[1]) scharf, spitz.

Das gewöhnliche Material zu plastischen Darstellungen, welche theils vollrunde Figuren, theils halb erhobene, Reliefs, sind, ist Metall, hauptsächlich Erz, *χαλκός*.[2]) Das Erz wurde

---

[1]) Il. XII, 380. Od. IX, 499.

[2]) *χαλκός* ist bei Homer überhaupt Metall, hauptsächlich Kupfer. Das Kupfer wurde gewöhnlich versetzt mit Zinn, Blei und Zink in verschiedenen Verhältnissen. Amalthea v. Böttiger B. I. S. 240.

auf verschiedene Art bearbeitet; entweder mit dem Hammer geschmiedet, *ἐλαύνειν*, oder gegossen, *χέειν*.

Von dem Technischen in Metallarbeiten sagt Homer wenig. Geräthschaften, die er nennt, sind: der Amboß, *ἄκμων*, die Unterlage des Ambosses, *ἀκμόθετον*, der Blasebalg, *φῦσα*, die Vertiefung vor dem Blasebalge, in welche man das zu erweichende oder zu schmelzende Metall legte, *χόανος* oder *χόανον*, der Hammer, *ῥαιστήρ*, die Zange, *πυράγρα*.

Die Fabrikate in Metall waren sehr mannigfaltig und verschiedenartig. Man verfertigte aus Metall nicht allein die Geräthschaften, die im Haushalte erfordert wurden, und Waffen mit einer trefflichen Politur, sondern auch allerlei Verzierungen an denselben, [1]) z. B. Tauben an dem Becher des Nestor, [2]) Drachen am Panzer des Agamemnon, [3]) die Welt und das menschliche Leben in allen möglichen Verhältnissen auf dem Schilde des Achilles, so wie Statüen und Thiergestalten, z. B. die als Leuchter dienenden Knaben im Hause des Alkinous, [4]) die Bildsäule der Athene im Tempel zu Troja, [5]) die Hunde vor der Thür des Alkinous. [6])

Wenn nun auch die Phantasie des Dichters viel in der Schilderung dieser plastischen Werke hinzugefügt hat, so ist doch so viel klar, daß Homer selbst wenigstens Arbeiten der Art kennen mußte, wenn auch nicht ganz so durchgeführt als die beschriebenen, namentlich der Schild des Achilles.

Doch so viel man auch auf Rechnung des Dichters schreiben mag, so setzen doch die genannten Kunstwerke schon einen hohen Grad von Kunstfertigkeit voraus; ja wenn man die Produkte der Bildnerei mit denen der übrigen Künste vergleichet, so möchte es

---

[1]) Zu Verzierungen diente auch *ἤλεκτρον*, eine Mischung von Gold und Silber. [2]) Jl. XI, 633. [3]) Jl. XI, 26.
[4]) Od. VII, 100. [5]) Jl. VI, 303. [6]) Od. VII, 91.

den Anschein gewinnen, als überschreite das in dieser Hinsicht Genannte die Kulturstufe des Heroenalters.

Diese Frage ist in unsern Tagen vielfach besprochen. Viele Gelehrte sind der Meinung, die Griechen hätten zur Zeit des Homer noch nichts von der Plastik verstanden, was der Dichter davon berichte, sey von andern, damals schon mehr ausgebildeten Völkern entlehnt. Nicht weniger sind die Meinungen über die Frage, ob die Griechen die Kunst überhaupt aus sich selbst geschöpft haben, oder ob sie durch andere Völker gebildet worden sind, verschieden.

Die Beantwortung der letztern Frage setzt einen Hinblick in den Kulturstand der Völker, welche für Zeitgenossen der ältesten Griechen zu halten sind, und auf den Gang, welchen die Kultur des Menschengeschlechts im Allgemeinen genommen hat, voraus.

Wenn ein solcher Hinblick mit Bestimmtheit zeigt, daß die Griechen nicht das erste Volk der Erde gewesen sind, das sich durch Kultur auszeichnete, sondern daß es vor ihrem Auftreten, und mit demselben verschiedene andere Völker gab, namentlich, um an der Küste des mittelländischen Meeres zu bleiben, die Aegypter, Israeliten und Phönizier, welche schon früh durch Künste und Gewerbe blüheten, so wäre es seltsam, anzunehmen, daß die Griechen, ungeachtet eines früh statt findenden Verkehrs, alles, was sie überhaupt von Kunst wußten, aus sich selbst sollten geschöpft haben. Daß aber jene Völker sich bedeutend über den Zustand der ersten Rohheit erhoben hatten, das beweisen theils die ältesten Nachrichten der Geschichte, theils die Ueberreste von Denkmählern und sonstigen Einrichtungen, welche sich bis zu den Zeiten, wo sichere Geschichte anfing, erhielten. Schon das Wenige, was wir in unsern heiligen Urkunden über Aegypten, Phönizien und Judäa finden, zeigt uns Völker, welche in ihren Einrichtungen, ihrer Lebensweise, ihren Künsten und Gewerben einen nicht geringen Grad von Kultur erreicht hatten.

Daß aber ein lebhafter Verkehr unter diesen Völkern statt fand, ist keinem Zweifel unterworfen. Die Phönizier blüheten früh, lange vor Homer, als Handelsvolk. Dies konnten sie nicht ohne Verbindungen mit benachbarten Völkern. Die von ihnen gestifteten Pflanzstädte geben Zeugniß, daß sie alle Küsten des Mittelmeers besuchten. Daß auch die Griechen mit ihnen in Verkehr standen, bezeuget Homer in vielen Stellen. Achill stellt einen Becher als Kampfspreis aus, welchen sidonische Männer, denen er das Epitheton πολυδαίδαλοι beilegt, auf der Insel Lemnos feil geboten haben. [1]) Das Weihgeschenk der Minerva haben Mädchen gewebt, welche Paris aus Sidon mitgebracht hat auf seiner Reise von Griechenland. [2]) Menelaus schenkt dem Telemach einen Becher zum Andenken, den er von dem Könige von Sidon erhalten hatte. [3]) Der Panzer des Agamemnon ist ein Gastgeschenk des Kinyres von der Insel Cyprus. [4]) Theben in Aegypten wird als die prachtvollste Stadt der Welt beschrieben. [5]) Menelaus und Helene haben auf ihrer Rückreise von Troja in Aegypten kostbare Geschenke von Silber und Gold erhalten. [6])

Daß die Griechen mit diesen Völkern, die sich in den bildenden Künsten nicht wenig hervorthaten, in Verbindung standen, ist also klar. Da sie sie selbst wegen ihrer Kunstfertigkeit rühmen, wie dies Homer in vielen Stellen thut, so konnten sie von ihnen lernen. Und wie sollten sie es nicht gethan haben? Ein Volk von einem so regsamen, kühn aufstrebenden Geiste, das einen so lebhaften Sinn für das Schöne hatte, ließ gewiß die Gelegenheiten nicht unbenutzt vorübergehen, wenn es sich in den Besitz von Kenntnissen setzen konnte, die nur durch angestrengtes Nachdenken und viele vergebliche Versuche gewonnen werden. Die erste Erfindung einer Kunst hat stets große Schwierigkeiten zu überwinden. Nur dadurch, daß ein Volk das benutzt, was ein

---

[1]) Jl. XXIII, 741 ff. [2]) Jl. VI, 290. [3]) Od. XV, 115 ff.
[4]) Jl. XI, 20. [5]) Jl. IX, 381 ff. [6]) Od. IV, 128—132.

anderes mit Mühe erreicht hat, wird das Fortschreiten zur Vollkommenheit möglich. Soll Jeder in allen Dingen wieder von vorn anfangen, so ist an kein rasches Fortschreiten zu denken. Ein Volk muß dem andern vorarbeiten. Wo Mittheilung der Kultur statt findet, da hebt jedes spätere Volk da gewöhnlich in seiner Ausbildung an, wo die Vorfahren stehen geblieben sind. Einen solchen Zusammenhang, ein solches durch die Vorfahren gefördertes Fortschreiten in Wissenschaften und Künsten bestätiget uns die Weltgeschichte. Mit der Sonne verbreitete sich auch das Licht der Aufklärung von Osten gegen Westen. Was unser Zeitalter besitzt, dazu haben Jahrtausende der Vorzeit ihre Beiträge geliefert. Wie schnell die Lichtstrahlen aus Europa die Finsterniß, welche Amerika bisher deckte, aufhellen, ist leicht wahrzunehmen.

Dieser allgemeine Gang der Bildung des Menschengeschlechts, verbunden mit den Zeugnissen der Geschichte, daß Griechenland unter dem Einflusse des Orients stand, läßt mit Sicherheit annehmen, *daß die Griechen nicht die ersten Erfinder von dem waren, was sie in der Bildnerei leisteten.*

Daraus folgt aber keinesweges, daß die Griechen als blinde Nachahmer alles von ihren Nachbarvölkern gelernt haben. Die griechische Kunst zeigt in ihrer Entwickelung einen Charakter, der sie von allem, was das Alterthum hervorgebracht hat, unterscheidet und auszeichnet. Die hervorstechenden Züge, die den National-Charakter der Griechen ausmachen, besonders die Eigenthümlichkeiten des religiösen Glaubens, hatten Einfluß auf die Kunst; sie gaben dem Geiste des mit Talent reich ausgestatteten Künstlers eine Richtung, durch die er bald einen Vorsprung gewann über die Vorfahren und Zeitgenossen. Der religiöse Glaube befruchtete die Phantasie des Dichters und durch diesen den Künstler, und ließ Ideale einer vollendeten Schönheit schaffen, wovon man bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. Mag immerhin der Grieche in der mechanischen Kunstfertigkeit von Andern

Daß aber ein lebhafter Verkehr unter diesen Völkern statt fand, ist keinem Zweifel unterworfen. Die Phönizier blüheten früh, lange vor Homer, als Handelsvolk. Dies konnten sie nicht ohne Verbindungen mit benachbarten Völkern. Die von ihnen gestifteten Pflanzstädte geben Zeugniß, daß sie alle Küsten des Mittelmeers besuchten. Daß auch die Griechen mit ihnen in Verkehr standen, bezeuget Homer in vielen Stellen. Achill stellt einen Becher als Kampfspreis aus, welchen sidonische Männer, denen er das Epitheton πολυδαίδαλοι beilegt, auf der Insel Lemnos feil geboten haben. [1]) Das Weihgeschenk der Minerva haben Mädchen gewebt, welche Paris aus Sidon mitgebracht hat auf seiner Reise von Griechenland. [2]) Menelaus schenkt dem Telemach einen Becher zum Andenken, den er von dem Könige von Sidon erhalten hatte. [3]) Der Panzer des Agamemnon ist ein Gastgeschenk des Kinyres von der Insel Cyprus. [4]) Theben in Aegypten wird als die prachtvollste Stadt der Welt beschrieben. [5]) Menelaus und Helene haben auf ihrer Rückreise von Troja in Aegypten kostbare Geschenke von Silber und Gold erhalten. [6])

Daß die Griechen mit diesen Völkern, die sich in den bildenden Künsten nicht wenig hervorthaten, in Verbindung standen, ist also klar. Da sie sie selbst wegen ihrer Kunstfertigkeit rühmen, wie dies Homer in vielen Stellen thut, so konnten sie von ihnen lernen. Und wie sollten sie es nicht gethan haben? Ein Volk von einem so regsamen, kühn aufstrebenden Geiste, das einen so lebhaften Sinn für das Schöne hatte, ließ gewiß die Gelegenheiten nicht unbenutzt vorübergehen, wenn es sich in den Besitz von Kenntnissen setzen konnte, die nur durch angestrengtes Nachdenken und viele vergebliche Versuche gewonnen werden. Die erste Erfindung einer Kunst hat stets große Schwierigkeiten zu überwinden. Nur dadurch, daß ein Volk das benutzt, was ein

---

[1]) Jl. XXIII, 741 ff. [2]) Jl. VI, 290. [3]) Od. XV, 115 ff.
[4]) Jl. XI, 20. [5]) Jl. IX, 381 ff. [6]) Od. IV, 128—132.

anderes mit Mühe erreicht hat, wird das Fortschreiten zur Vollkommenheit möglich. Soll Jeder in allen Dingen wieder von vorn anfangen, so ist an kein rasches Fortschreiten zu denken. Ein Volk muß dem andern vorarbeiten. Wo Mittheilung der Kultur statt findet, da hebt jedes spätere Volk da gewöhnlich in seiner Ausbildung an, wo die Vorfahren stehen geblieben sind. Einen solchen Zusammenhang, ein solches durch die Vorfahren gefördertes Fortschreiten in Wissenschaften und Künsten bestätiget uns die Weltgeschichte. Mit der Sonne verbreitete sich auch das Licht der Aufklärung von Osten gegen Westen. Was unser Zeitalter besitzt, dazu haben Jahrtausende der Vorzeit ihre Beiträge geliefert. Wie schnell die Lichtstrahlen aus Europa die Finsterniß, welche Amerika bisher deckte, aufhellen, ist leicht wahrzunehmen.

Dieser allgemeine Gang der Bildung des Menschengeschlechts, verbunden mit den Zeugnissen der Geschichte, daß Griechenland unter dem Einflusse des Orients stand, läßt mit Sicherheit annehmen, daß die Griechen nicht die ersten Erfinder von dem waren, was sie in der Bildnerei leisteten.

Daraus folgt aber keineswegs, daß die Griechen als blinde Nachahmer alles von ihren Nachbarvölkern gelernt haben. Die griechische Kunst zeigt in ihrer Entwickelung einen Charakter, der sie von allem, was das Alterthum hervorgebracht hat, unterscheidet und auszeichnet. Die hervorstechenden Züge, die den National-Charakter der Griechen ausmachen, besonders die Eigenthümlichkeiten des religiösen Glaubens, hatten Einfluß auf die Kunst; sie gaben dem Geiste des mit Talent reich ausgestatteten Künstlers eine Richtung, durch die er bald einen Vorsprung gewann über die Vorfahren und Zeitgenossen. Der religiöse Glaube befruchtete die Phantasie des Dichters und durch diesen den Künstler, und ließ Ideale einer vollendeten Schönheit schaffen, wovon man bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. Mag immerhin der Grieche in der mechanischen Kunstfertigkeit von Andern

manches gelernt haben; der höhere Genius, der seine Kunst belebte, ging ihm in der eigenen Brust auf.

Wie weit die Griechen zur Zeit des Homer in der Kunst fortgeschritten waren, bleibt zweifelhaft. Von der Zeit ihrer Blüthe waren sie noch weit entfernt; was sie von der Plastik kennen, gleicht der Bildnerei des Orients. Doch zu behaupten, alle mechanische Kunstfertigkeit habe ihnen gänzlich gefehlt, und was Homer von Kunstprodukten berichte, sey seinem Zeitalter fremdartig, und eben deswegen von fremden Völkern entlehnt, [1]) ist voreilig.

Homer redet überall von den Kunstwerken als bekannten Dingen. Dies ist nicht seine Weise, wenn er von Ländern und Völkern redet, die sich durch Eigenthümlichkeiten auszeichnen. Seinen Zeitgenossen unbekannte Seltenheiten beschreibt er stets mit ausführlichen Worten.

Selbst das Heroenalter konnte nicht ohne Kunst seyn. Das bezeugt die Schilderung, welche Homer von ihrer Lebensweise und ihren Unternehmungen macht. Vor allen Dingen mußten sie Waffen schmieden können, denn es ist unmöglich anzunehmen, daß sie dieselben für große Heere von fremden Völkern hätten kommen lassen sollen. Die Fertigkeit, Verschönerungen an denselben anzubringen, liegt so nahe, daß man unmöglich Anstand nehmen kann, sie jenem Zeitalter zuzugestehen.

Daß die Bildnerei in Metall den Kulturzustand der Heroenzeit nicht überschritt, wird erwiesen durch die Aussage des Homer, daß das griechische Heer zu Schiffe nach Troja gezogen sey. Zugegeben, daß die Zahl der Schiffe und die Bemannung der einzelnen nicht so groß gewesen ist, als Homer angiebt, so ist doch so viel unbestreitbar, daß ein Volk, welches soweit in der

---

[1]) S. Amalthea von Böttiger B. 2. S. 52.

Zimmerkunst fortgeschritten ist, um Schiffe zu bauen, die ein Heer über das Meer führen können, nicht ohne Kunstkultur gewesen seyn kann. Die Darstellungen und Schilderungen des Homer wären durchaus nicht verständlich gewesen, sie hätten nicht national genannt werden können, wenn die Zeitgenossen des Dichters durchaus aller Kunstkultur ermangelt hätten. Daß man in dieser Hinsicht das Zeitalter des Dichters von der von ihm besungenen Zeit unterscheiden muß, versteht sich von selbst.

Der Beweisgrund: die Griechen können zur Zeit des Homer keine Kunstkultur gehabt haben, weil in den Gedichten nichts von schön geschmückten Tempeln gesagt wird, hat wenig Gewicht, denn das Bauen und Schmücken der Tempel widerspricht dem Wesen und dem Geiste der homerischen Götterlehre. Die Götter wohnen in den ewigen, von Hephästus erbaueten Prachtpallästen des Olympus. Wie konnte man es versuchen, ihnen mit Menschenhänden angemessene Wohnungen aufzuführen?

Eben sowenig beweiset der Mangel der Kunstsprache in den Gedichten des Homer, oder die Leichtigkeit, mit welcher Hephästus arbeitet, der den Schild des Achill wie ein Hufeisen vollendet. Götter arbeiten und wirken anders als Menschen; Apoll wirft die Mauer vor Troja um wie ein Kartenhaus. Den Gang der Arbeit würde Homer überall umständlich beschrieben haben, wenn er eine Anweisung für Schmiede, Zimmerleute, Weber und sonstige Techniker hätte mittheilen wollen. Sein Epos würde ein Lehrgedicht geworden seyn.

Nach dieser Abschweifung über den Zustand der Kunstkultur der homerischen Griechen wenden wir uns zu den redenden Künsten unter denselben.

An eine eigentliche Rhetorik und eine schulmäßige Anweisung in derselben darf man natürlich nicht denken; denn Schulen und Bildungsanstalten gab es ja überhaupt nicht, da Unterricht in der Musik doch nicht dahin zu rechnen ist. Das Leben selbst in

seinen Verrichtungen und Uebungen war die Schule für die Erlernung aller Kenntnisse und Fertigkeiten.

Die Beredtsamkeit der Heroen war hauptsächlich glückliche Naturanlage, welche durch Uebungen in den Volksversammlungen ausgebildet wurde. Daß einzelne Männer hiedurch eine große Gewandtheit im Reden, welche durch Kunstregeln geleitet zu werden schien, erhielten, bezeugt die Aussage über den hinreißenden Vortrag des Ulysses.[1])

Aus der Erzählung, Helena habe bei dem hölzernen Pferde die Stimmen der Weiber der griechischen Fürsten nachgemacht,[2]) könnte man den Schluß ziehen, man habe damals schon eine gewisse Fertigkeit in mimischen Darstellungen gehabt. Doch die ganze Erzählung ist zu fabelhaft; es wäre zu gewagt, Folgerungen aus derselben für den Kulturzustand herzuleiten.

Von größerer Wichtigkeit ist der Gesang, der mit Musik begleitete Vortrag der National-Lieder und Volksgesänge. Die Wichtigkeit desselben lag in dem großen Einflusse, welche der Vortrag der Volksgesänge auf die Bildung des National-Charakters der Heroenzeit hatte.

Das Lied verherrlichte die großen Thaten ausgezeichneter Helden; es erweckte ihnen Bewunderung und Verehrung bei der Mit- und Nachwelt. Der Ruhm des Helden, welcher durch das Lied im Munde des Volkes fortlebte, belebte die Brust des Jünglings mit dem Sinne für kühne Unternehmungen und Heldenthaten; er spornte die Thatkraft der Männer durch den Trieb edler Nacheiferung.

Diesen Einfluß mußte der Gesang haben; er war eigentliche National-Belustigung. Die Helden hörten bei ihren Zusammenkünften nichts lieber, als die Lieder ihrer Sänger. Was noch mehr ist, sie selbst widmeten die Stunden ihrer Muße dem

---

[1]) Jl. III, 216. [2]) Od. IV, 279.

Gesange.[1]) Dies findet sich jedoch nur selten. Die Kunst des Gesanges war die Beschäftigung einer eigenen Klasse von Menschen, die unter dem Namen der ἀοιδοί bekannt sind.

In einem Zeitalter, wo die ganze Lebensweise so viel Poetisches hatte, wo die Vollführung glänzender Heldenthaten alleiniges Streben und höchster Ruhm war, da mußte der Sänger in einem hohen Ansehen stehen. Keine festliche Zusammenkunft, kein Gastgebot, keine Hochzeit konnte ohne ihn gefeiert werden. Könige und Fürsten hielten eigene Sänger an ihren Höfen, damit sie ihnen, so oft sie es begehrten, Unterhaltung durch den Gesang gewährten. Wie hoch solche Sänger bei Königen selbst in Ansehen und Achtung standen, beweiset das Beispiel des Agamemnon. Als dieser nach Troja zog, übertrug er dem Sänger, ἀοιδὸς ἀνήρ, seine Gemahlin Klytemnestra zu bewachen. So lange der Sänger lebt, bleibt jene auf dem Wege der Pflicht. Doch nachdem Aegisthus den Sänger aus dem Wege geräumt hat, unterliegt das von Herzen nicht schlechte Weib den Künsten der Verführung.[2])

Das hohe Ansehen der Sänger läßt sich leicht aus dem Glauben des Zeitalters, sie wären Gottbegeisterte, gleich dem μαντίς, erklären. Sie wurden daher für heilig und unverletzlich gehalten. Ihre Lieder sollten Eingebungen des Gottes seyn. Sie trugen nicht auswendig Gelerntes, oder fremde Gedichte vor. Homer nennt sie deswegen αὐτοδίδακτοι, denen ein Gott die Kunst des Gesanges anerschaffen.[3]) Die Sänger waren also auch zugleich Dichter, und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie oft aus dem Stegreife sangen, gleich den spätern Improvisatoren in Italien. Daß sie es aber immer gethan hätten, ist nicht wahrscheinlich. Da sie täglich sangen, und dieselben Lieder daher häufig wiederholten, so konnte es nicht fehlen, daß sie eine Menge

---

[1]) Jl. IX, 186—189. [2]) Od. III, 267 ff. [3]) Od. XXII, 347.

derselben auswendig lernten. Als Penelope den Phemius die Rückkehr der Griechen besingen hört, giebt sie ihm einen Verweis mit den Worten: „Du weißt so viele Lieder von Thaten der Götter und Menschen; warum singst du dies eine, welches mir stets das Herz zerreißt?" [1])

Wenn übrigens Homer fast jedes Mal, daß er eines Sängers Erwähnung thut, das Thema des Liedes angiebt, so darf man in dieser Angabe nichts weiter als eine poetische Ausschmückung sehen. So läßt er den Sänger der Phäaken, Demodokus, die Thaten des Ulysses besingen. [2]) Auf welchem Wege sollte der Sänger die Kunde davon erhalten haben? Nach der Darstellung des Homer wohnen die Phäaken fern und abgeschieden von allen übrigen Völkern im westlichen Meere. Fremde kommen nicht zu ihnen, und sie selbst haben auch keinen Verkehr mit andern Völkern. Unter solchen Verhältnissen ist es, wenn auch nicht unmöglich, doch nicht wahrscheinlich, daß damals der Hergang des trojanischen Krieges bei ihnen schon sollte bekannt gewesen seyn. Die eigene Familie des Ulysses hat ja nicht einmal genaue und bestimmte Nachrichten von dem Schicksale desselben.

Doch wenn die Angaben der Themata auch unter die dichterischen Ausschmückungen gezählt werden müssen, so wird das Daseyn der Sänger selbst dadurch nicht zweifelhaft. Die Heroenzeit konnte ihrer nicht entbehren; ohne sie müßte sie eine andere gewesen seyn, als wir sie nach den Schilderungen des Dichters denken müssen. Und warum sollte jenes Zeitalter nicht schon Sänger haben hervorbringen können? Dichtertalent ist Naturanlage. Es entwickelt sich auch bei dem gänzlichen Mangel einer wissenschaftlichen und schulgerechten Bildung.

Auch von der Tonkunst hatte man in dem Heroenalter schon einige Kunde. Die Sänger begleiteten ihre Vorträge mit den

---

[1]) Od. I, 337 ff. [2]) Od. VIII, 75.

Tönen der Leier, φόρμιγξ. Die Beiwörter derselben sind λίγεια, die laut tönende, hell klingende, καλή, die schöne, angenehme, δαιδαλέη, künstlich gearbeitet oder bunt verziert. Sie bestand aus zwei Armen, welche durch ein Querholz, ζυγόν, verbunden waren. In dem Querholze waren die Wirbel, κόλλοπες, durch welche die Saiten gestimmt wurden, befestigt. Die Saiten, χορδαί und νεῦρα oder νευραί, waren aus Schafsdärmen, ἔντερα οἰός, gemacht. Daß man die Saiten auch aus Garn gemacht habe, wollen manche Ausleger aus der Stelle, λίνον δ'ὑπὸ καλὸν ἄειδε λεπταλέῃ φωνῇ, schließen. Allein Garn giebt keine gute Saite. Konstruirt man ὑπὸ λίνον, so muß τὸ λίνον allgemein durch Faden, dichterisch für Sehne, übersetzt werden.[1])

Außer der Zitter nennt Homer auch die Flöte, αὐλός, welche beim Tanze geblasen wurde.[2]) Mit der gewöhnlichen Flöte wurde auch die Hirten- oder Pansflöte, die aus neben einander verbundenen Röhren von ungleicher Länge und Dicke besteht, verbunden.[3]) Letztere heißt σύριγξ.

Der Tanz, ὄρχησις, war sehr verschieden. Auf dem Schilde des Achill erblickt man einen Zug von tanzenden Jünglingen und Jungfrauen, welche zur Zeit der Weinlese Trauben in geflochtenen Körben tragen.[4]) Künstlicher war der Chor- oder Reigentanz, χορός. Schön gekleidete Mädchen mit Kränzen auf dem Kopfe und Jünglinge mit goldenen Degen an silbernen Gehängen tanzten bald im Kreise, bald reihenweise. Zur Abwechselung traten zwischen solchen Gesängen Gaukler, κυβιστητῆρες, auf, welche auf dem Kopfe standen, ein Rad

---

[1]) Il. XVIII, 570. Man leitet λίνον auch von ὁ λίνος her, welches Linosgesang bedeutet. Dieser Gesang war gewöhnlich ernst und traurig, aber auch fröhlich. Athen. XIV. p. 619.

[2]) Il. XVIII, 495. [3]) Il. X, 13. [4]) Il. XVIII, 567 — 572.

das einzige Mittel, die Richtung des Weges einigermaßen festzuhalten. Daß dies benutzt wurde, sagt Homer ausdrücklich vom Ulysses. [1]) Der Hauptgebrauch der Schiffahrt scheint bei den ältesten Griechen gewesen zu seyn, Seeräuberei und Plünderungen auf den benachbarten Inseln und Küsten des festen Landes zu treiben. Daß plötzliche Ueberfälle und Räubereien nicht selten vorkamen, beweisen manche Erzählungen des Homer. Doch daß die Seeräuberei ehrenvoll gewesen sey in der damaligen Zeit, wie Thucydides dies schließen will [2]) aus der Frage des Nestor an Telemach, „ob er nach Seeräuberweise umherschweife," [3]) folgt nicht. Diese Frage zeugt von der freimüthigen Offenheit, mit welcher man das, was man von einem Andern dachte, heraussagte. Ein sehr strenges Urtheil spricht der Dichter über Seeräuberei aus. Den Seeräubern, sagt er, erschüttert Furcht vor den strafenden Göttern das Herz. [4])

Der Handel blühete bei den Griechen nicht sehr; allein Homer kennt doch die Lage und Verhältnisse Handel treibender Völker sehr genau. In den Phäaken schildert er ein Volk, welches durch Schiffahrt in Ueberfluß und Wohlleben schwelgt. Ihr höchster Genuß sind die Freuden des Mahles. Von Waffenübungen verstehen sie nichts; doch als Tänzer zeichnen sie sich aus. [5]) Einen Seehandel treibenden Kaufmann charakterisirt Euryalus in der spottenden Anrede an Ulysses. [6])

Außer den Phäaken werden auch die Taphier als ein Volk, das Handel und Schiffahrt treibt, geschildert, obgleich die Phönizier eigentlich als dasjenige erscheinen, welches seine Handelsverbindungen über alle Küsten und Inseln Griechenlands ausgedehnt, und durch die Vortrefflichkeit der Waaren ein gewisses Monopol gewonnen hat.

---

[1]) Od. V, 272.
[2]) Thucyd. I, 5.
[3]) Od. III, 72. 73.
[4]) Od. XIV, 83 — 88.
[5]) Od. VIII, 246 ff.
[6]) Od. VIII, 161 — 164.

Der Handel war nichts als Tausch, Waare gegen Waare. Geld oder geprägte Münze nennt Homer nie. Gold und Silber erscheint überall als Waare; es wird gewogen. Auch dient es nicht dazu, um den Werth anderer Dinge darnach zu beurtheilen. Werthbestimmungen werden stets nach Rinderzahl gemacht, z. B. *εἰκοσάβοιος*, zwanzig Rinder werth. Das Gold wurde nach Talenten, *τάλαντα*, gewogen. Ueber das Gewicht eines Talents sagt Homer nichts Bestimmtes. Ueberhaupt ist die Werthschätzung der Dinge sehr seltsam, wie dies die in den Leichenspielen ausgesetzten Kampfpreise beweisen. Beim Wagenrennen ist der dritte Preis ein Kessel, der vierte sind zwei Talente Gold. [1]) Für den Sieger im Ringen wird ein Dreifuß, zwölf Rinder werth, und für den Besiegten eine in weiblichen Arbeiten geschickte Sklavin, vier Rinder werth, ausgesetzt. [2])

Nach diesen Angaben müßte man das Gewicht eines Talents für sehr gering halten. Allein nach andern Stellen muß man annehmen, daß Gold und Silber in Ueberfluß bei den Heroen vorhanden war. Man denke an die reich geschmückten Palläste der Könige, eines Menelaus, eines Alkinous; an die vielen goldenen und silbernen Geschirre und Geräthschaften. Wenn man solche Schilderungen mit den Nachrichten der Geschichte späterer Zeit vergleicht, so wird man nicht umhin können, in dem Reichthume der Heroen die stark aufgetragenen Farben der Phantasie des Dichters zu erblicken.

Ueber Gewicht und Maß sind die Angaben des Dichters allgemein und unbestimmt. Er redet vom Wägen der Wolle mit der Waagschale, *τάλαντα*, und nennt das Gewicht *σταθμός* ohne nähere Angabe. [3]) Das Abwägen nennt Homer *ἱστάναι*.

Die Längenmaße sind theils allgemeine nach dem Augenmaße, theils genaue nach dem Maßstabe. Eine oft vorkommende

---

[1]) Il. XXIII, 267 — 269. [2]) Il. XXIII, 702 — 705.

[3]) *Τάλαντον* und *σταθμός* bedeuten beide Waage und Gewicht.

Raumbestimmung ist *δουρὸς ἐρωή*, so weit eine Lanze fliegt; ferner, so weit man rufen kann, *ὅσον γέγωνε βοήσας*. [1])

Entfernungen auf dem Meere werden nach Tagereisen angegeben. Die Insel Pharos soll von Aegypten so weit entfernt seyn, als man an einem Tage mit günstigem Winde segeln kann [2]).

Die Längenmaße nach dem Maßstabe waren nach den Gliedern des menschlichen Körpers bestimmt. Das kleinste Maß ist der Finger, *δάκτυλος*. Nach diesem folgt die Hand, *παλαιστή*, dann die Spanne, *σπιθαμή*, der Fuß, *πούς*, der Arm vom Ellnbogen bis zur Wurzel der Hand, *πῆχυς* und *πυγών*, die Klafter oder der Raum zwischen den beiden ausgespannten Armen, *ὄργυια*. Flächenmaße, gewöhnlich zur Bestimmung des Ackerlandes, sind *γύα* und *πέλεθρον* oder *πλέθρον*, ein Morgen, soviel man mit einem Gespanne an einem Tage pflügen kann.[3])

Als Gemäße trockener und flüssiger Dinge werden *μέτρον* und *χοῖνιξ* genannt.

Ackerbau und Viehzucht, wenn auch nicht Beschäftigung der Heroen, waren das Haupterwerbsmittel der Griechen. Aus den zerstreut mitgetheilten Angaben erfahren wir über die Betreibung derselben Folgendes.

Ackerbau war das Geschäft der Knechte und Lohndiener, obgleich auch die Söhne des Hauses, wenn sie keine Neigung zu

---

[1]) Od. V, 400. [2]) Od. IV, 356.

[3]) Nach den neuern Berechnungen verhalten sich die griechischen Maße also zu den unsrigen:

						Pariser Maß.			
1.	*δάκτυλος*	=	1/4	*παλαιστή*	=	— F.	— Z.	$8^{133}/_{240}$	Lin.
2.	*παλαιστή*	=	1/4	*πούς*	=	— "	2 "	$10^{13}/_{60}$	"
3.	*πούς*	=	4	*παλαισταί*	=	— "	11 "	$4^{13}/_{15}$	"
4.	*πῆχυς*	=	6	*παλαισταί*	=	1 "	5 "	$1^{3}/_{10}$	"
5.	*ὄργυια*	=	6	*πόδες*	=	5 "	8 "	$5^{1}/_{5}$	"
6.	*πλέθρον*	=	100	*πόδες*	=	95 "	— "	$6^{2}/_{3}$	"
7.	*στάδιον*	=	600	*πόδες*	=	570 "	3 "	4	"

oder 1/4 geogr. Meile.

kriegerischen Unternehmungen hatten, sich um das Hauswesen und den Ackerbau bekümmerten. Einer von den drei Söhnen des Aegyptios ist unter den Freiern; zwei besorgen die Geschäfte des Vaters, *πατρώϊα ἔργα*. [1]) Ulysses rühmt in einer erdichteten Erzählung seinen kriegerischen Sinn, und setzt hinzu: „Ackerbau, *ἔργον*, und häusliche Wirthschaft, *οἰκωφελίη*, gefielen mir nicht. [2])

Das Ackerland, *ἄρουρα*, war Eigenthum, es war einem Jeden zugemessen, indem die Grenze, *οὖρος* oder *ὅρος*, mit Steinen bezeichnet war. [3]) Um es zu bestellen düngte, *κοπρίζειν*, [4]) und pflügte man es. Der Pflug heißt *ἄροτρον*; gewöhnlich mit dem Beiworte *πηκτόν*, aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt. Das Brachen des Ackerlandes war schon bekannt; *νειός* ist Brachacker. Um das Erdreich locker zu machen, pflügte man das Brachland drei Mal; daher das Beiwort *τρίπολος*. [5])

Die Furche heißt *ὄγμος* und *ὦλξ* oder *αὖλαξ*; wenn sie geschickt gebildet ist, wird sie *διηνεκής*, die gerade fortlaufende, genannt. [6])

War die Aussaat gemacht, so war auf dem Felde bis zur Erndte nichts zu thun. Das Korn oder die Saat auf dem Felde ist *λήϊον*, gewöhnlich *βαθύ*, hoch, hochgewachsen. Von dem Reifen sagt der Dichter, *ἠμύει ἀσταχύεσσιν*, das Korn neigt sich mit den Aehren. [7])

War es reif, so wurde es gemähet mit der Sichel, *δρεπάνη* oder *δρέπανον*, die krumm gebogen war, daher *εὐκαμπές*. [8])

---

[1]) Od. II, 22. [2]) Od. XIV, 222. 223.

[3]) Jl. XII, 421. XXI, 405. [4]) Od. XVII, 299.

[5]) Jl. XVIII, 542. Od. V, 127. An ein dreimaliges Tragen des Brachlandes in einem Jahre ist schwerlich zu denken. S. Passow. Lex. In den Marschen an der Elbe pflügt man die Brache sieben Male in einem Sommer.

[6]) Od. XVIII, 375. [7]) Jl. II, 148. [8]) Od. XVIII, 368.

Die **Schnitter**, ἀμητῆρες, mähen in Schwaden, ὄγμον ἐλαύνειν. Garbenbinder, ἀμαλλοδετῆρες, nehmen das Gemähete bei Handvollen, δράγματα, auf, und binden es in Garben mit einem Strohseile, ἐλλεδανός. [1])

Es folgt das Dreschen. Dies geschah durch Stiere auf einem zu diesem Zwecke geebneten freien Platze, ἐϋκτιμένη ἐν ἀλωῇ. [2]) War das Korn aus dem Stroh, so wurde es auf der Tenne mit der Wurfschaufel, πτύον und λικμός, in die Höhe geworfen, damit der Wind die Spreu, ἄχνα, von dem Korne, καρπός, absonderte. Das Schaufeln heißt λικμᾶν und der Spreuhaufen ἀχυρμιά. [3])

Bevor man aus dem gereinigten Korne Brot backen konnte, mußte es gemahlen werden, ἀλέω, ἀλέθω, ἀλήθω und ἀλετρεύω. Die Mühle, μύλη, wurde von Sklavinnen getrieben. [4]) Ueber die Einrichtung derselben erfahren wir nichts; nur Mühlsteine, μύλακες, werden genannt. [5])

Die Viehzucht scheint bedeutender gewesen zu seyn als der Ackerbau. Der Hauptreichthum des Ulysses bestand in seinen Heerden. Der großen Menge wegen wurden sie in einzelnen Abtheilungen geweidet. Es werden Pferde-, Rinder-, Schaf-, Ziegen- und Schweinheerden genannt.

Beiwörter der Rinder sind: ἕλικες, **gebogen, krumm**, von den Hörnern; εἰλίποδες, wegen des schleppenden Ganges, im Gegensatz gegen die Pferde, welche die Füße aufheben, ἀερσίποδες; εὐρυμέτωποι, **breitstirnig**, ὀρθόκραιροι, **mit emporstehenden Hörnern**.

Schafe heißen, μῆλα ταναύποδα, **mit gestreckten, geraden Beinen**, oder **hochbeinig**, auch ἀδινά, [6]) **zusammengedrängt, dicht**. Dies wird jedoch gewöhnlich als Ad-

---

[1]) Jl. XVIII, 550 ff. [2]) Jl. XX, 496. [3]) Jl. V, 499 ff.
[4]) Od. VII, 104. [5]) Jl. XII, 161. [6]) Od. I, 92.

verbium übersetzt durch zahlreich, häufig, in Menge. Passen würde es auch als Adj., da es den Schafen eigen ist, daß sie sich, sobald sie nicht fressen, so dicht zusammendrängen, daß kein Zwischenraum bleibt. *Μῆλα* steht auch für kleines Vieh. — Das Beiwort der Eber ist *ἀργιόδοντες*, weißzahnig.

Bei der Pferdezucht wurde sehr auf die Abstammung gesehen. Die schnellsten Pferde hielt man für Sprößlinge der Winde. Das Gespann des Achill stammte vom Boreas und der Harpyie ab. Zum Ziehen der Lastwagen und sonstiger schwerer Arbeit wurden Maulthiere, Halbesel, *ἡμίονοι*, gebraucht, da sie dauerhafter sind; daher das gewöhnliche Beiwort *ταλαεργοί*. Der Größe wegen wurden die Maulthiere von einem Esel und einer Stute denen von einem Hengste und einer Eselin vorgezogen. [1]) Man schickte die Füllen mit den Stuten in die Weide, und ließ sie wild aufwachsen bis zum sechsten Jahre, wo man sie einfing und zähmte. [2])

Hinsichtlich der Schafzucht ist zu bemerken, daß man die Lämmer von den Mutterschafen trennte, weil man diese molk. Der Dichter sagt von dem Heere der Trojaner: „Es erhob ein verworrenes Geschrei, wie Schafe blöcken, die, wenn sie gemolken werden, die Stimme der Lämmer hören.“ [3]) Polyphem melkt Schafe und Ziegen nach der Reihe. Die Lämmer der Schafe, *ἄρνες*, und die der Ziegen, *ἔριφοι*, sind nach ihrem Alter abgesondert in Ställen, *σηκοί*, nämlich die frühen, *πρόγονοι*, die mittlern, *μέτασσαι*, und die späten, neu gebornen, *ἕρσαι*. [4]) Nach dem Melken läßt er die Lämmer unter die Schafe. [5])

Milch, *γάλα*, wurde viel gebraucht, nicht allein um sie frisch zu trinken, sondern auch um Käse daraus zu machen. Milchgeschirre überhaupt sind *ἄγγεα*; unterschieden werden Melkeimer,

---

[1]) Od. IV, 636. [2]) Od. IV, 635 — 637. [3]) Jl. IV, 433 — 435.
[4]) *Ἕρση*, zuerst Thau. [5]) Od. IX, 223.

γαυλοί, Butten, σκαφίδες, [1]) und Milchtöpfe, πέλλαι περιγλαγεῖς. [2]) Frische Milch, die eben gemolken ist, heißt ὀρός. [3]) Wollte man Käse, τυρός, machen, so ließ man sie gerinnen, γάλα θρέψαι, indem man sie in einen geflochtenen Korb, πηκτὸς τάλαρος, that, damit die wässerigen Theile abliefen. Um das Gerinnen der Milch zu beschleunigen, goß man Lab, ὀπός, wozu der Saft des wilden Feigenbaumes diente, hinein. [4])

Obgleich Ackerbau und Viehzucht die Hauptzweige der Wirthschaft waren, so wurde doch auch Garten=, Oel= und Weinbau getrieben.

Der Garten, κῆπος und ὄρχος oder ὄρχατος, lag in der Nähe des Hauses, und war mit Obstbäumen, Weinstöcken und Küchengewächsen bepflanzt. Rund umher war er mit einer Umzäunung, ἕρκος oder αἱμασιά, umschlossen. Unter den Bäumen werden genannt: ὄγχνη, der Birnbaum, ῥοιά, der Granatbaum, μηλέα, Apfelbaum, συκέη, Feigenbaum, ἐλαία, Oelbaum und φοίνιξ, Palmbaum.

Das bebauete Gartenland heißt ἀλωή oder ἀλωά, und die Beete zu Gewächsen πρασιαί. [5]) Gewächse aller Art sind φυτά, und Pflanzungen φυταλιαί. Letzteres wird vorzugsweise von Weinpflanzungen gesagt. Die Weinstöcke, ἄμπελοι, standen in Reihen an Stangen, χάμακες. [6]) Die unreifen Trauben werden ὄμφακες, [7]) die reifen βότρυες und σταφυλαί genannt. Ueber

---

[1]) Od. IX, 223. [2]) Jl. XVI, 642.

[3]) Ὀρός wird gewöhnlich Molken oder Käsewasser übersetzt. Nach Eust. ἡ τοῦ γάλακτος ὑποστάθμη. Allein nach Od. IX, 222 schwimmen die Geschirre von Ὀρός, als Polyphem melkt. Wenn die Ableitung von ῥέω richtig ist, so ist ὀρός auch dünne, flüssige Milch, die nicht gestanden hat.

[4]) Jl. V, 902. Columella, de re rustica, VII, 8. Cogitur ficulneo lacte, quod emittit arbor, si ejus virentem saucies corticem.

[5]) Od. VII, 127. XXIV, 247. [6]) Jl. XVIII, 563.

[7]) Od. VII, 125.

die Zubereitung des Weines erhalten wir keine Nachrichten vom Dichter.

Zu den Beschäftigungen der Männer gehören auch Jagd und Fischerei. Wie beide betrieben wurden, wollen wir hier in kurzen Worten hinzufügen.

Die Jagd, *θήρα*, jonisch *θηρή*, war eine Lieblingsbeschäftigung der Helden in den Zeiten des Friedens. Der Jäger, *θηρητήρ* und *θηρευτὴς ἀνήρ*, jagte nach wilden Thieren aller Art, *ἄγρια πάντα*, nach Löwen, Panthern u. s. w. vorzüglich nach eßbaren, Hirschen, Schweinen, Rehen, *νεβρός*, *ἐλλός* und *κεμάς*, — diese Wörter werden auch von Hirschkälbern gebraucht — und Hasen, *λαγώς*, jonisch *λαγωός*. Erlegt wurde das Wild mit der Lanze, nachdem es vorher mit Jagdhunden gejagt war. Ein großer Jäger scheint Homer indessen nicht gewesen zu seyn, denn von einem im Walde verfolgten Hasen sagt er, daß er mäckernd, *μεμηκώς*, vorauf laufe. [1])

Geflügel wurde in Netzen und Schlingen, *ἕρκος*, gefangen. Die Mägde des Ulysses hängen in den Stricken, wie Krammetsvögel, *κίχλαι*, oder wilde Tauben, *πέλειαι*, in den Schlingen, welche im Dickigt ausgestellt sind, wo jene ihr Nachtlager suchen. [2])

Fischerei wird selten erwähnt. Menelaus und seine Begleiter nähren sich auf der Insel Pharos, da ihnen andere Lebensmittel fehlen, durch Fischen. [3]) Man kannte die Fischerei mit dem Netze, *δικτύῳ*, und mit der Angel, *ἀγκίστρῳ*. Die erschlagenen Freier liegen zappelnd am Boden, wie Fische, welche der Fischer, *ἁλιεύς*, am Ufer des Meeres aus dem vieläugigen Netze, *δικτύῳ πολυωπῷ*, in den Sand schüttet. [4])

Die Angel war von der unsrigen wenig verschieden. An einer Stange war eine Schnur aus Pferdehaaren, *ὁρμιά*, befestiget. Unten an der Schnur hing der Angelhaken, *ἄγκιστρον*,

---

[1]) Il. X, 362. [2]) Od. XXII, 465—470.
[3]) Od. IV, 368. [4]) Od. XXII, 384 ff.

aus blankem Erze, welcher im Köder, εἴδατα, verborgen wurde. [1]) Ueber dem Köder war ein Stück Blei, μολύβδαινα, [2]) an der Schnur angebracht, damit die Angel im Wasser rasch in die Tiefe sänke. Außerdem wird noch ein Horn, κέρας, an der Angelschnur erwähnt, welches nach der gewöhnlichen Auslegung verhindern soll, daß die Fische die Schnur nicht abbeißen. Die Schnur soll in einer Röhre von Horn gelaufen seyn. Diese Erklärung ist höchst seltsam. Wozu eine Schnur, wenn sie doch mit einer Röhre von Horn umgeben seyn sollte? — Die Schnur ist nothwendig, damit der Fisch die Angel verschlucken kann. Das Horn hätte dies unmöglich gemacht. An Abbeißen der Angelschnur ist nicht zu denken, sonst müßte es auch jetzt geschehen, wo diese Vorrichtung von Horn den Angeln fehlt. Die Erklärung ist einfach. Das Horn diente dazu, theils das zu tiefe Einsinken der Angel zu verhindern, theils anzuzeigen, wenn ein Fisch den Köder berührte. Statt des Hornes bedient man sich jetzt einer Federspule.

Am Schlusse dieses Kapitels mag die Rede seyn von den Kunstfertigkeiten der Weiber.

Die Frau des Hauses bekümmerte sich nicht um die Besorgung des Hauswesens; die weiblichen Verrichtungen in demselben lagen den Sklavinnen ob. Die einzigen Beschäftigungen derselben sind Spinnen und Weben, worin sie nach den Aussagen des Dichters eine große Geschicklichkeit erreicht hatte.

Als das gewöhnliche Material des Spinnens wird Wolle, εἴριον oder ἔριον, genannt. Die nöthige Zubereitung verrichteten die Dienerinnen, εἰροκόμοι. [3]) Diese mußten sie kämmen, kratzen und krämpeln, πείκειν und ξαίνειν. Daß sie Werkzeuge dazu gebrauchten, ist wahrscheinlich. Homer nennt dieselben nicht; er sagt vielmehr, εἴρια πείκειν χερσί. [4]) Das Spinnen geschah

[1]) Od. XII, 251 ff. [2]) Jl. XXIV, 80.
[3]) Jl. III, 387. [4]) Od. XVIII, 316.

mit der Spindel, ἄτρακτος und ἠλακάτη, [1]) welche auf einem Korbe lag; [2]) der Dichter nennt es ἠλάκατα στρωφᾶν oder στροφαλίζειν. [3]) Νῆμα, von νέω, ich spinne, ist das Garn oder der Zwirn.

Mehr Kunstfertigkeit als das Spinnen setzte das Weben voraus. Die gewebten Gewänder hatten nicht allein einen vorzüglichen Glanz, — von einem sidonischen Purpurgewande sagt der Dichter, „es glänzte wie ein Gestirn," [4]) und von den Röcken tanzender Jünglinge, „sie glänzten sanft von Oel," ἦκα στίλβοντες ἐλαίῳ, [5]) — sondern es waren auch Figuren und Darstellungen von ganzen Auftritten eingewebt. Helena webt Schlachtengemälde; [6]) auf dem Purpurmantel des Ulysses erblickt man einen Hund, welcher ein zappelndes Reh vor sich hält; der Leibrock ist weich wie die Schale einer Zwiebel und glänzt wie die Sonne. [7])

Was Homer über das Technische beim Weben sagt, ist: der Webebaum, ἱστός, stand senkrecht, daher der Ausdruck ἱστὸν στήσασθαι, den Webebaum aufstellen, statt daß bei uns der Aufzug horizontal auf dem Kettenbaume liegt. Das Weben selbst wird ἱστὸν ἐποίχεσθαι und ἱστὸν ὑφαίνειν genannt. Aus der letztern Redensart sieht man, daß ἱστός auch Gewebe bedeutet.

Andere Ausdrücke, die beim Weben vorkommen, sind, κανών, πηνίον, μίτος und κερκίς. Κανών ist ein gerades Holz, um welches das Garn des Einschlages gewickelt wurde, um diesen so

[1]) Der ähnlichen Gestalt wegen werden beide Wörter auch für Pfeil gesetzt.

[2]) Od. IV, 135. [3]) Od. VI, 53. Od. XVIII, 315. [4]) Jl. VI, 295.

[5]) Jl. XVIII, 596. Das Glänzen von Oel ist nicht vom Salben zu verstehen, sondern von dem matten Schimmer der Gewänder im Gegensatz gegen den strahlenden Schein polirter Metalle.

[6]) Jl. III, 125. 126. [7]) Od. XIX, 225 — 234.

durch den Aufzug zu bringen, was mir jetzt durch Hülfe des Weberschiffchens thun. Manche übersetzen *κανών*, Garnbaum. — Das Garn des Aufzuges ist *πηνίον*, und *μίτος* der einzelne Faden, welcher in den Aufzug eingefügt wird. Einige halten *πηνίον* für ein Adj. von *πῆνος* oder *πήνη*, die Spindel. *Πηνίον μίτον* soll der auf der Spindel gesponnene Faden seyn. *Κερκίς* ist ein Werkzeug zum Festschlagen des in den Aufzug eingefügten Einschlages.

Manches bleibt hier dunkel, da der Dichter nur in einer Stelle ausführlich vom Weben redet. [1])

Sechstes Kapitel.

Uebersicht der Geographie des Homer.

Daß die Himmels-, Erd- und Länderkunde des Homer sehr mangelhaft und unrichtig seyn mußte, bedarf keines besonderen Beweises, da er in einem Zeitalter lebte, von welchem historisch erwiesen ist, daß es von den genannten Gegenständen überhaupt wenig wußte. Doch für gänzlich unwissend in der Geographie darf man den Dichter auch nicht halten, wofür Strabo im ersten Buche viele Beweise gesammelt hat. Von manchen Ländern hat Homer sehr genaue Kenntnisse, wie dies die vielen treffenden Beiwörter, welche er Ländern, Städten, Flüssen u. s. w. beilegt, auf eine genügende Art beweisen. Ja, es ist ohne Zweifel voreilig geurtheilt, wenn man in manchen Stellen Unwissenheit und

---

[1]) Jl. XXIII, 760 — 762.

Irrthum nachweisen will, wo es offenbar der Gang der Erzählung mit sich bringt, daß der Dichter sich nicht bestimmter und deutlicher ausdrücken konnte und wollte.

Länder, welche Homer im Ganzen richtig und genau kennt, so daß man Ursache hat zu glauben, er habe sie selbst gesehen, sind Griechenland, Kleinasien, das ägeische Meer und die Inseln um Griechenland. Außerdem kennt er, wenn nicht durch Bereisen, doch aus fremden Nachrichten, Phönizien, Aegypten, Arabien, — Strabo hält die Erember für Araber — Aethiopien,[1] Libyen, Sizilien, Italien und die meisten übrigen Küstenländer des mittelländischen Meeres. Auch berichtet er in einigen Stellen Merkwürdigkeiten von entlegenen Völkern, welche sich unter den Graden der Breite, unter welchen Griechenland und die Küstenländer des Mittelmeeres liegen, gar nicht finden. Homer mußte daher gewiß einzelne, wenn auch noch so dürftige Nachrichten von Gegenden der Erde haben, von welchen das homerische Zeitalter, nach der Meinung Vieler, nichts gewußt haben soll. Bei dem Reiseberichte der Irrfahrten des Ulysses werden wir auf diesen Punkt zurückkommen.

---

[1]) Von Aethiopien sagt Homer, daß es in zwei Theile getheilt werde, in das östliche und westliche. Was die Trennung mache, sagt er nicht. Ohne Zweifel hielt er den arabischen Meerbusen für die Scheidewand, welches auch die Meinung des Strabo ist. — Nitzsch in den Anmerkungen zu Od. I, 23 setzt die Aethioper gerade in Süden, so daß die Sonnenwende sie theile, und die Hälfte der Morgenseite und die Hälfte der Abendseite angehöre. Die Kunde des arabischen Meerbusens und des Nils soll später seyn. — Dagegen ist zu bemerken, daß die Linie der Sonnenwende, als eine gedachte, keine passende Scheidewand ausmacht, da sie keine sichtbare Grenzlinie bildet. Nach Ephorus bei Strabo theilte man die sämmtlichen Bewohner des Erdbodens in vier Hauptvölker, in die Indier im Osten, Aethioper im Süden, Celten im Westen und Scythen im Norden. Nach dieser Eintheilung waren die Bewohner des südlichen Asiens gleichfalls Aethioper. Der arabische Meerbusen macht eine Hauptscheidung. Vgl. Creuser' Vorfragen, S. 20 ff.

Dieser Reisebericht dient gewöhnlich zum Maßstabe, um die Kenntnisse in der Erd- und Länderkunde in dem Zeitalter des Homer zu beurtheilen, ein Verfahren, welches sehr leicht trügen kann, da man dabei vergißt, daß Homer in seinen Angaben sich der Freiheiten bedient, welche ihm die dichterische Behandlung des Stoffes gestattet. Man muß sich daher wundern, wenn man die Zeichnungen sieht, welche neuere Alterthumsforscher von der Erde, wie Homer und dessen Zeitalter dieselbe sich gedacht haben sollen, mit unsern Landkarten vergleicht. Zwischen jenen und diesen findet nicht die mindeste Aehnlichkeit statt. Man muß freilich zugeben, daß Homer von vielen Ländern unserer Erde nichts wußte; allein das Mittelmeer mit seinen Küstenländern war ihm gewiß nicht so unbekannt, als man es jetzt glauben will. Die Griechen waren nicht ohne lebhaften Verkehr mit den Nachbarvölkern, namentlich mit den Phöniziern, welche schon lange vor Homer einen ausgebreiteten Seehandel trieben, und ebendaher das Mittelmeer gewiß genau kannten. Ja was noch mehr ist, die Griechen erscheinen nach der Darstellung des Dichters als sehr bewandert in der Schiffahrt; sie schicken über tausend Schiffe nach Troja. Von langen Seereisen wird überall als von einer sehr gewöhnlichen Sache gesprochen. Ja die Seefahrer richten ihren Lauf schon mitten durch das Meer, indem sie sich nach den Gestirnen richten. Daß sie in kleinen Fahrzeugen die Nähe der Küsten gesucht hätten, wird nie gesagt. Beweise genug, daß man zu Homer's Zeiten das Mittelmeer kennen konnte und gewiß kannte.

Nichtsdestoweniger gefallen sich Manche darin, das Zeitalter des Homer recht unwissend darzustellen. Die Griechen sollen sich damals kaum aus ihrem Vaterlande entfernt haben, und daher keines von ihren Nachbarländern kennen. Nach dieser Ansicht muß man das gesammte griechische Alterthum für nicht älter als Homer halten, was freilich manche Historiker unserer Zeit thun, welche die Völker des Alterthumes da anfangen lassen, wo sichere

Geschichte anfängt. Daß aber das griechische Alterthum viele Jahrhunderte über Homer hinausreicht, leidet keinen Zweifel. Wie hätte aber dann die Kenntniß der Nachbarländer fehlen sollen?

Wenn Homer in seinen Angaben über die Irrfahrten des Ulysses dunkel ist und eine große Unkunde in der Geographie zu verrathen scheint, so hat das seinen guten Grund. Die Abenteuer des Ulysses sollen Bewunderung und Staunen bei den Zuhörern erwecken; daher die Einmischung der fabelhaften Erdichtungen und Mährchen, womit der Dichter seine Erzählung ausschmückt. Wollte er nun hier nicht aus der Rolle fallen und seinen Erzählungen nicht den Schleier des Wunderbaren nehmen, so mußte er den Helden nothwendig jenseit der bekannten Länder und Erdgegenden versetzen. Daß dies die Absicht des Dichters gewesen ist, sieht man deutlich genug aus den so unbestimmten Angaben der Reise. Die Richtung und Länge des Weges giebt er selten mit Genauigkeit an. Oft sagt er nur: „Von hier schifften wir weiter," ἔνθεν προτέρω πλέομεν.

Hieraus ist nun aber sehr leicht einzusehen, daß es zu nichts führen kann, die unbestimmten Angaben des Dichters kritisch zu beleuchten, um so die von ihm genannten Oerter auf unsern Landkarten nachzuweisen. Ferner, daß es sehr trüglich ist, nach diesem Reiseberichte die damaligen Kenntnisse in der Geographie bestimmen zu wollen.

Wenn es nun gleich dem Zwecke der homerischen Dichtung zuwider ist, die in dem Reiseberichte zerstreut gegebenen Angaben der Geographie in ein System bringen und für historisch halten zu wollen, so läßt sich doch nichtsdestoweniger eine Uebersicht der Welt- und Erdkunde geben, indem man dabei zu versuchen hat, die dichterische Zugabe von dem was für historisch gehalten werden kann abzusondern. Ueberhaupt ist es auch zum richtigen Verständnisse des Dichters nöthig, sich ein Bild zu entwerfen

von Himmel und Erde, wie derselbe sie in seinen Werken geschildert hat.

Der Himmel.

Der Himmel ist ein ehernes [1]) oder eisernes [2]) Gewölbe, welches die Erde und den Okeanus umschließt und auf den Säulen des Atlas ruht. Der Dichter sagt: „Der Atlas hält die Säulen, ἔχει κίονας, [3]) welche Himmel und Erde von einander halten. In dieser Wendung ist der Uebergang, wie der Dichter aus Gegenständen der Natur Götter entstehen läßt, auf das deutlichste wahrzunehmen. Der Atlas als Gebirge schien aus der Ferne den Himmel zu tragen, indem er den Horizont für das Auge begrenzte. Indem Homer diesen Berg nun personificirt, macht er ihn zu einem Gotte, der aber nicht selbst den Himmel trägt, sondern vielmehr die den Himmel tragenden Säulen hält.

An dem Gewölbe des Himmels vollenden Sonne, Mond und Sterne [4]) täglich ihren Lauf, indem sie am Ostrande der Erde aus dem Okeanus hervorgehen, aufsteigend ihren höchsten Punkt über der Insel Ortygia erreichen, und dann niedersteigend sich im Bade des Okeanus wieder erfrischen. Auf welchem Wege sie des Nachts wieder zum Ostrande kommen, sagt Homer nicht.

Am Himmel sind zwei Regionen zu unterscheiden, unten der ἀήρ, Nebel, Finsterniß, Dunstkreis, und oben der αἰθήρ, die reinere, obere Luft, in welche der Olymp mit seinem Gipfel reicht, und welche zugleich als Aufenthaltsort der Götter vorgestellt wird. Daß das Gewölbe des Himmels gerade

---

[1]) Od. III, 2. [2]) Od. XV, 329.
[3]) Od. I, 52. [4]) Od. V, 275.

über dem Olymp eine Oeffnung habe, [1]) geht aus keiner Stelle des Dichters, welche vom Olymp handelt, hervor.

Wie hoch der Himmel, oder wie weit der Aether von der Erde entfernt zu denken sey, ist nach den Angaben des Dichters nicht zu bestimmen. Wenn gesagt wird, daß Hephästus einen ganzen Tag vom Himmel bis zur Insel Lemnos gefallen sey, so möchte man auf eine bedeutende Höhe schließen. Doch der Dichter bleibt sich in solchen Bestimmungen nicht gleich. In einer andern Stelle heißt es von einer Fichte auf dem Ida, daß sie mit ihrem Gipfel durch den Dunstkreis in den Aether reiche. [2]) Wie gering erscheint nach dieser Wendung die Entfernung.

Erde und Meer.

Die Erde bildet eine große geründete Scheibe, welche der Okeanus umgiebt. Daß die Ausdehnung der Erde von Osten nach Westen für viel größer gehalten werden müsse, als die von Norden nach Süden, wie Manche behaupten, [3]) ist nicht zu erweisen. Wenn man die Gestalt der Erde nach der auf dem Schilde des Achill gemachten Abbildung [4]) beurtheilen darf, so muß sie für geründet gehalten werden.

Ueber die Größe der Erde sagt Homer nichts. Mag immerhin der dichterische Ausdruck, daß die Vögel in einem Jahre nicht so weit fliegen könnten, als Menelaus umhergeirrt wäre, nicht wörtlich zu verstehen seyn, so deutet er doch gewiß auf eine sehr große Ausdehnung der Erdoberfläche hin.

---

[1]) Voß behauptet dieses in den Anmerkungen zu seiner homerischen Weltkarte.

[2]) Jl. XIV, 288.

[3]) Mannert's Geographie, Th. 4. S. 19. Die Gründe werden hergenommen aus der Fahrt des Ulysses, welcher mehr Tagereisen von Osten nach Westen, als von Norden nach Süden zurücklegt. Doch wegen der Unbestimmtheit des Reiseberichtes haben diese Angaben kein hohes Gewicht.

[4]) Jl. XVIII, 607.

Eine Eintheilung der verschiedenen Länder der Erde giebt Homer nicht. Die einzige Bezeichnung derselben wird nach den Himmelsgegenden gegeben. So unterscheidet er Länder der aufgehenden und Länder der untergehenden Sonne. [1])

Gewöhnliche Beiwörter der Erde sind: *πολυβότειρα*, die Viele ernährende, *φυσίζοος*, Leben erzeugend, belebend, *ζείδωρος*, ernährend, gewöhnlich zusammengesetzt mit *ἄρουρα*, *εὐρυόδειος*, die weiter Wege hat, nach allen Richtungen hin bereiset werden kann.

Das feste Land wird vom Meere umflossen. Dieses Meer ist der Okeanus, welchen der Dichter stets *ποταμός* nennt. Wie breit er sey, wird nicht gesagt. Er muß jedoch einen großen Vorrath von Wasser enthalten, denn aus ihm sollen das Meer, die Flüsse, Brunnen und Quellen entstehen. [2]) Im Norden und Süden der Erde wird der Strom des Okeanus nicht ausdrücklich genannt; allein daß er auch dort fließe, ist ohne Zweifel anzunehmen, theils weil man nicht sieht, wie er sonst eine Verbindung im Osten und Westen haben könne, theils weil er auf dem Schilde des Achill als die Erde umfließend dargestellt wird. Dazu kommt noch, daß das Beiwort *ἀψοῤῥόος*, in sich zurückfließend, darauf hindeutet. Andere Epitheta des Okeanus sind: *ἀκαλαῤῥείτης*, sanftfließend, *βαθυδίνης*, tiefwirbelnd, *βαθυῤῥείτης* und *βαθύῤῥοος*, tieffließend.

Von dem Okeanus, dem äußern Meere, ist das innere zu unterscheiden. Dieses, das Mittelmeer und der Pontus Euxinus, steht am Ost- und Westrande der Erde mit dem Okeanus in Verbindung. Ulysses fährt ohne Hindernisse aus dem Meere in

---

[1]) Voß unterscheidet in den Anm. zu seiner Weltkarte eine nördliche und eine südliche Hälfte, eine Eintheilung, die von Homer noch nicht gemacht wird.

[2]) Jl. XXI, 194 ff.

dem Strom des Okeanus. Die Namen des innern Meeres ſind: πόντος, θάλασσα, πέλαγος und ἅλς.

Häufig vorkommende Beiwörter deſſelben ſind: ἀτρύγετος, unfruchtbar; [1]) von τρυγάω, εὐρύπορος, nach allen Seiten hin zu durchfahren, ἠχήεις, brauſend, tönend, πολύφλοισβος, laut rauſchend, πολιός, grau, πορφύρεος, dunkelfarbig, οἶνοψ, weinfarbig, dunkel, κυάνεος, ſchwarz, dunkelblau, meerfarbig, ἠεροειδής, dunkel, trübe oder nebelig ausſehend, ἰοειδής, violenfarbig, dunkel, ἰχθυόεις, fiſchreich.

Irrfahrt des Ulyſſes.

Nach der Zerſtörung der Stadt Troja ſegelt Ulyſſes mit ſeinen Kriegern nach Ismarus, einer Stadt der Kikonen an der Küſte von Thrazien. Nach Plünderung der Stadt richtet er ſeinen Lauf durch das ägeiſche Meer nach dem Vorgebirge Malea. Hier treibt ihn der Boreas bei der Inſel Cythère vorbei in die offene See. Nach einer Fahrt von zehn Tagen landet er bei den Lotophagen. Er ſchickt Kundſchafter aus, um die Bewohner dieſes Landes genau kennen zu lernen. Dieſe eſſen von dem ihnen dargebotenen Lotus, der eine ſo anziehende Kraft auf ſie äußert, daß ſie hier zu bleiben wünſchen. Nur mit Mühe bringt Ulyſſes ſeine Begleiter wieder zuſammen, und ſetzt ſeine Reiſe fort. Nach einer Fahrt, deren Länge nicht näher angegeben iſt, erreicht er das Land der Cyklopen, übermüthiger, gottloſer Männer, welche weder pflügen noch ſäen, denen es dennoch an nichts fehlt, wegen der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens. Nahe bei ihrem Lande liegt die Ziegeninſel. Von hier aus, wo die Reiſenden landen, beſucht Ulyſſes die Küſte des Cyklopen-Landes, wo er das ſeltſame Abenteuer mit dem Polyphem er-

---

[1]) Schneider in ſeinem Lex. überſetzt das Wort ἀτρύγετος, unermeßlich, ohne die Ableitung nachzuweiſen.

lebt. Nach überstandener Gefahr erreicht der Zug die Insel des Aeolus, von wo er, nach freundlicher Bewirthung und mit den Schläuchen der Winde beschenkt, die Reise fortsetzt. Nach einer Fahrt von zehn Tagen sind die Irrfahrer der Insel Ithaka nahe. Doch als die Reisegefährten, während daß Ulysses schläft, die Schläuche der Winde öffnen, erhebt sich ein furchtbarer Sturm, durch welchen die Schiffe nach der Insel des Aeolus zurückgeworfen werden. Der König der Winde verweigert den Fremdlingen, als gottlosen Frevlern, die Aufnahme. Daher sehen sie sich gezwungen weiter zu fahren, und sie erreichen am siebenten Tage die Küste der Lästrigonen. Als eine Merkwürdigkeit dieses Landes berichtet der Dichter, daß hier der austreibende Rinderhirt dem eintreibenden Schafhirten seinen Gruß zurufe. Wer den Schlaf entbehren könne, der könne das Geschäft beider Hirten in einer Person verrichten.

Aus großen Gefahren mit genauer Noth entkommen, erreicht Ulysses von hier die Insel der Circe, Aeäa. Um Nachrichten über die Rückkehr einzuziehen, besucht er auf Anrathen der Zauberin den Eingang des Schattenreiches. Mit dem Boreas kommt er nach eintägiger Fahrt zu den Kimmeriern, wo ewige Finsterniß herrscht. Nachdem er die gewünschten Nachrichten eingezogen hat, kehrt er nach Aeäa zurück. Von hier segelt er vor der Insel der Sirenen vorbei, durchschifft die Planktä, die Scylla und Charybdis, und landet darauf an der Küste von Thrinakria (eigentlich Trinakria). — Hier laden seine Reisegefährten eine Schuld auf sich; sie schlachten einige der dem Helios geweiheten Rinder. Daher überfällt sie, als sie ihre Reise fortgesetzt haben, ein heftiger Sturm. Das Schiff scheitert. Ulysses, auf einem Balken reitend, wird zur Charybdis zurückgeschlagen. Von hier weiter treibend landet er endlich, nachdem er zehn Tage auf offener See umhergeschwommen, an der Küste der Insel Ogygia, bei der Göttin Kalypso. Auf Veranstaltung seiner Schutzgöttin Athene wird er hier aus der Gefangenschaft, in welcher die

Göttin ihn hält, erlöſet. Auf einem mit eigener Hand gezimmerten Schiffe verläßt er die Inſel. Siebenzehn Tage ſegelt er ohne Ungemach, das Geſtirn des Bären ſtets zur Linken habend. Da erblickt ihn Poſeidon, heftig ergrimmt über die Blendung des Polyphem. Ein Sturm zertrümmert das Fahrzeug. Schwimmend rettet Ulyſſes ſich auf die Inſel der Phäaken. Mit reichlichen Geſchenken wird er von hier nach Ithaka gebracht.

An Verſuchen, die von Ulyſſes auf ſeiner Irrfahrt berührten Oerter auf der Erde nachzuweiſen, hat es, ſo lange Homer geleſen worden iſt, nicht gefehlt. Doch ſo viele Verſuche, ſo viele verſchiedene Meinungen und Erklärungen. Manche machen ſich die Sache ſehr leicht, indem ſie behaupten, der ganze Reiſebericht ſey für eine reine Dichtung zu halten. Es ſey durchaus vergebliche Mühe, die Landungsplätze aufzuſuchen, nach den Angaben des Dichters, da keiner je in der Wirklichkeit exiſtirt habe. Eine ſolche Anſicht hat Eratoſthenes, der, wie Strabo berichtet, behauptet: „Wenn man den Sattler, welcher die Schläuche der Winde verfertigte, gefunden, dann könne man auch die Oerter, welche Homer den Ulyſſes beſuchen laſſe, angeben.“

Andere, welche eine ſolche Anſicht verwerfen, wie dies unter den Alten ſchon Hipparch, Krates, Mallotes und Strabo thaten, weil Homer in allen ſeinen Erzählungen ſtets Thatſachen zum Grunde lege, verſuchten es den Reiſebericht ſo gut als möglich hiſtoriſch zu erklären. Ueberſieht man dieſe Erklärungen, ſo laſſen ſie ſich in drei Klaſſen zerlegen. Erſtens in ſolche, bei welchen vorausgeſetzt wird, Homer habe die Länder des Mittelmeers nach ſeiner und ſeines Zeitalters Kunde bezeichnen wollen; der Dichter habe gegeben, was er von dieſen Ländern gewußt habe. Nach dieſer Anſicht iſt die Weltkarte von Voß entworfen.

Zweitens in ſolche, bei welchen angenommen wird, man müſſe die genannten Länder und Völker nicht alle an den Küſten

des Mittelmeers suchen, sondern Homer habe sich eine ganz andere Vorstellung von Griechenland und den Grenzen des Mittelmeers gemacht, als diese in der Wirklichkeit haben. Er soll sich westlich von Griechenland offene See gedacht haben, die sich nördlich über dasselbe ganz hinaus erstrecke, so daß sie mit dem Pontus Euxinus zusammenhänge. Nach dieser Erklärung soll die Insel der Circe östlich von Griechenland zu setzen seyn. Dieser Ansicht folgend sucht Mannert die sich darbietenden Schwierigkeiten zu lösen. Drittens in solche, welche voraussetzen, Homer mische in seiner Erzählung Wahrheit und Dichtung. Bald habe er Oerter des mittelländischen Meeres genannt, bald dagegen Fabelländer eingemischt, doch nicht aus freier Dichtung, sondern nach dunklen Sagen und Nachrichten, so daß man freilich die ganze Reise im Mittelmeere suchen müsse, daß es aber unnütz sey, bestimmte Plätze entweder nach der Erdkunde des Homer, oder nach unsern Landkarten, aufsuchen oder bestimmen zu wollen.

Nach dieser zuletzt genannten Ansicht lassen die bei jeder andern Erklärungsart sich darbietenden Schwierigkeiten sich am leichtesten wegräumen, und sie stimmt auch ganz überein mit der dichterischen Darstellungsweise des Homer. Schon Strabo verfolgte diese Ansicht, obgleich er im Allgemeinen den Homer in seinen geographischen Kenntnissen gern höher stellt, als es nach dem, was er berichtet, geschehen kann.

Wir wollen jetzt die Angaben des Reiseberichtes einer kurzen Prüfung unterwerfen, und versuchen nachzuweisen, wie weit man in ihnen Wahrheit, und wie weit man Dichtung zu sehen habe.

Daß Homer selbst nach seiner eigenen Ansicht nicht Wirklichkeit gegeben habe, zeigt die ganze Art seiner Erzählung. Er, der sonst so ausführlich, genau und bestimmt in seinen Angaben ist, begnügt sich hier mit unbestimmten Andeutungen. Daher kann der Kritiker bei Untersuchungen über die verschiedenen vom Dichter genannten Oerter durchaus keine feste Stützpunkte gewinnen, auf die er als sichere Grundlage fuße. Erklärer, welche die Reise

auf einer richtigen Landkarte nachweiſen wollen, müſſen ſich an zwei ſehr trügliche Leiter halten, nämlich an den Wind und an die Zahl der Tagereiſen. Doch bei ſchärferer Prüfung erſcheint der eine ſo unſicher wie der andere, da man bedenken muß, daß man nicht das Tagebuch eines Parry, ſondern die Erzählung eines Dichters vor ſich hat.

Nach einer allen Dichtern ſehr gewöhnlichen Synekdoche ſteht ja ein mit Namen genannter Wind, z. B. Boreas oder Zephyr, ſehr oft für Wind überhaupt. Wenn freilich Homer in dem Gebrauche der einzelnen Winde im Ganzen genau iſt, ſo darf man doch in jedem einzelnen Falle auf den Ausdruck kein ſo großes Gewicht legen, daß man darnach eine Landkarte verzeichnen könnte. Was aber die Zahl der Tagereiſen betrifft, ſo iſt ſo viel wie nichts darauf zu bauen, denn der Dichter gebraucht hier überall gewiſſe Lieblingszahlen. Die Reiſenden landen faſt jedes Mal am 7ten, 10ten oder 17ten Tage. Daß ſolche Zahlen nichts als dichteriſche Ausdrücke ſind, zeigt die Angabe, daß Ulyſſes, nachdem er neun Tage auf einem Balken geſchwommen, am 10ten an der Inſel der Kalypſo gelandet ſey, auf das deutlichſte.

Wenn alſo weder auf die Angabe des Windes nach der Zahl der Tagereiſen ein großes Gewicht zu ſetzen iſt, ſo verliert der Kritiker jedes Mittel Richtung und Entfernung zu beſtimmen.

Doch eine ganz erdichtete Reiſe haben wir hier auch nicht zu ſehen. Es giebt einige ſichere geographiſche Punkte, die man feſthalten muß. Dieſe ſind das Vorgebirge von Malea, die Inſel Thrinakria und die Inſel Ithaka. In der Angabe der übrigen Länder iſt Homer dunkel und unſicher. Nichtsdeſtoweniger hat man anzunehmen, daß ſie ſich auf Gegenden beziehen, von welchen er Nachrichten erhalten hatte, die er jedoch vielleicht ſelbſt nicht genau kannte. Was er erzählt, das befand ſich nach ſeiner Meinung zum Theil irgendwo auf der Erde. Er läßt den

Ulysses dahin irren, wohl wissend, daß er diese Punkte auf seiner Reise nicht berühren konnte.

Dies wollen wir jetzt von den im Reiseberichte genannten Gegenden darzuthun versuchen.

Die Reise beginnt auf bekannten Wegen. Von Troja geht es über Ismarus nach dem Vorgebirge Malea. Der Umweg erklärt sich aus der Sitte des Heroenalters, Ueberfälle zu machen, wo sich die Aussicht der Beute darbot. Von Malea, wo die Fahrt zuerst westlich und dann nördlich zu richten war, verschlägt ein Sturm die Schiffe südlich bei der Insel Cythere vorbei. Dies mußte ein nördlicher Wind thun, wie es Homer auch ausdrücklich sagt. Der Anfang der Irrfahrt wird im Mittelmeere gemacht in südlicher Richtung. Nach einer Fahrt von neun Tagen, landen die Schiffe am zehnten an der Küste der Lotophagen. Der Richtung nach sucht man diese an der Küste von Libyen, da die Lotuspflanze hier auch in späterer Zeit als Nahrung diente. [1]) Ohne Bestimmung der Richtung und der Zahl der Tagereisen läßt der Dichter die Irrfahrer von hier zu der Küste der Cyklopen kommen. Absichtlich will er den Leser in das Fabelland versetzen. Vergebens sucht man es zu bestimmen. Man möchte vermuthen, daß Sizilien gemeint sey, dem sonstigen Wohnsitze der Cyklopen. Doch nach der weiter unten gegebenen Beschreibung von Thrinakria, unterscheidet Homer beide Länder von einander.

Dem Dichter schwebt hier ein unbestimmtes Bild vor, was er sich nach schwankenden Volkssagen gebildet hatte. Schwer ist es zu sagen, worauf er hindeutet. Sollen wir hier einer Vermuthung Raum geben, so hat er in den Schilderungen der Reise des Ulysses den Argonautenzug vor Augen. Er kennt diesen Zug, und redet davon wie von einer bekannten Sache.

---

[1]) Strabo, lib. III. 420 sagt von den Aethiopern *Λωτοφάγοι καλȣ̃νται, σιτȣ́μενοι λωτὸν, πόαν τινὰ καὶ ῥίζαν.*

Er nennt die Argo πασιμέλουσα, die Allen zur Sorge ist, für die sich Alle interessiren. Homer will in seiner Erzählung Seitenstücke zu den Abenteuern der Argonauten liefern. Ulysses muß Aehnliches erleben. So wie der Riese Amykus den Argonauten Verderben droht, so Polyphem dem Ulysses. Die Sage von Cyklopen wurde vom Dichter zu diesem Zwecke benutzt. Der Schauplatz ist ohne Zweifel auf Sizilien oder in der Nähe desselben zu suchen, die Insel des Aeolus, die nicht fern liegt, dient zur Bestätigung.

Von der Behausung des Aeolus geht es zu den Läßtrigonen nach einer Fahrt von sechs Tagen. Diese müssen nach der Zahl der Tagereisen ziemlich fern liegen. Aber wo? In Italien? Das liegt zu nahe für die Zahl der Tagereisen. Auf ein mehr nördliches Volk wird hingedeutet. Dies zeigt die Eigenthümlichkeit ihres Landes, daß Rinder- und Schafhirt sich den Gruß zurufen, deutlich genug. Homer mußte auf irgend einem Wege Kunde erhalten haben von Gegenden, wo im Sommer die Tage so lang sind, daß es des Nachts fast nicht dunkel wird, wie dies ja fast schon unter den Breitengraden des nördlichen Deutschlands der Fall ist. Da nun bekanntlich das Rindvieh des Morgens früh mit Tagesanbruch in die Weide getrieben wird, besonders in der heißen Jahrszeit, dagegen die Schafe erst spät am Tage, da ihnen das vom Thau nasse Gras schädlich ist, welche dafür bis an den späten Abend in der Weide bleiben, so konnte der Dichter von einem solchen nördlichen Lande sagen, ein Hirt könne hier, den Schlaf entbehrend, einen doppelten Dienst verwalten. Ulysses berührte dies Land nicht. Doch ließ der Dichter es ihn erreichen, weil er diese merkwürdige Erscheinung anbringen wollte.

Mehr Schwierigkeit als das Land der Läßtrigonen, hat die Insel der Circe den Auslegern gemacht. Nach dem zurückgelegten Wege muß Ulysses sich in der Nähe von Italien befinden. Von hier ab erreicht er in westlicher Fahrt den Eingang der Unterwelt, den man am Westrande der Erde sucht. Ferner, von

Aeäa kommt Ulysses zu der Insel der Sirenen, zu der Scylla und Charybdis und zu der Insel Thrinakria. Dies alles deutet auf das Mittelmeer. Doch mit dieser Annahme lassen verschiedene andere Angaben sich nicht vereinigen. Manche Ausdrücke deuten auf die Nähe von Kolchis hin. Circe soll die Tochter des Helios und der Perse, einer Tochter des Okeanus, und die Schwester des Aeetes seyn. Von ihrer Insel wird gesagt, hier sey der Aufgang der Sonne.

Um diese Schwierigkeit zu lösen, wollte man Aeäa in Osten von Griechenland verlegen. Ulysses soll zur See nördlich über Griechenland bis zur Insel der Circe gefahren seyn.

Dagegen ist einzuwenden, daß es nicht glaublich ist, daß Homer, der die sämmtlichen Völker von Griechenland so genau kennt, dies Land für eine Insel gehalten habe. Selbst zugegeben, er habe diese Ansicht gehabt, so passen die übrigen Angaben nicht dazu. Ulysses durfte sich, wenn er Aeäa verließ, nicht sogleich wieder in der Nähe von Sizilien befinden, wie dies nach der Darstellung des Dichters der Fall ist.

Die Sache läßt sich aufklären, wenn man annimmt, Homer habe hier wieder die Merkwürdigkeiten der Argonautenfahrt vor Augen gehabt, und er habe auch hier wieder Seitenstücke zu jener geliefert. Circe ist die Zauberin Medea. Beide wohnen östlich nicht weit vom Aufgange der Sonne. Auch die Reise zu ihnen hat Aehnlichkeit. Jason fährt durch die Symplegaden; Ulysses durch die Plankta.

Das Volk der Kimmerier, deren Land Ulysses auf der Fahrt zur Unterwelt berührt, deutet auf Gegenden des äußersten Nordens hin. Wenn der Dichter von den Lästrigonen sagte, sie hätten Tage ohne Nächte, so schildert er hier eine Gegend, welche unaufhörlich Nacht hat. Er hatte nämlich, wie wahrscheinlich ist, Kunde von Ländern erhalten, wo es im Winter nicht recht hell wird. Diese Völker benennt er mit dem allgemeinen Namen Kimmerier, χειμέριοι. Sehr treffend verlegt er den Eingang

der Unterwelt in dies Land des Nebels und der Finsterniß. Die Sache war so beschaffen, daß sie einen solchen Schleier nicht entbehren konnte.

Wollte man gegen diese Erklärung einwenden, Homer rede von dem Zustande im Lande der Lästrigonen und der Kimmerier als von einem stets bei ihnen bestehenden, was doch nicht hätte geschehen dürfen, wenn er die Erscheinungen nördlicher Länder hätte schildern wollen, so vergißt man, daß man hier einen Dichter vor sich hat. Ihm steht die Freiheit zu, Zustände als dauernd zu schildern, die doch in der Wirklichkeit nur vorübergehend sind.

Auch darf man hier nicht außer Acht lassen, daß Homer die bezeichneten nördlichen Länder gewiß nicht genau kannte. Was er wußte, das wußte er vom Hörensagen. Wie leicht konnte er also falsche Nachrichten von den Beschaffenheiten dieser Länder erhalten haben.

Nach der hier vorgetragenen Ansicht erhält die dichterisch ausgeschmückte Erzählung eine historische Grundlage. Da diese überall in den Dichtungen des Homer sich nachweisen läßt, so möchte eine aus diesem Gesichtspunkte versuchte Erklärung wenigstens als in dem Geiste dieser Dichtung begründet erscheinen.

Schauplatz des von Homer in der Iliade besungenen Krieges.

Bevor wir zu einer genauen Beschreibung der Stadt Troja und ihrer Umgebung übergehen, wollen wir eine Uebersicht des verbündeten trojanischen Heeres nach dem Schiffskataloge vorausgehen lassen.

Der Kern des ganzen Heeres bildeten die **Troer** unter der Anführung des Hektor. Die Troer waren ohne Zweifel eine Völkerschaft des allgemeinen griechischen Völkerstammes, der Pelasger. Ihr ältester Stammvater soll Teucer seyn, der nach

Strabo und Virgil aus Kreta eingewandert ist. Apollodor hält den Teucer für einen Sohn des Skamander und der Nymphe Idäa, in welcher mythologischen Sage offenbar das Bekenntniß einer gänzlichen Unwissenheit der Abstammung liegt. Daß man die Troer nicht für ein asiatisches Volk zu halten habe, beweiset der Umstand, daß ihre Bundesgenossen fast sämmtlich dem griechischen Volksstamme angehören.

Diese Bundesgenossen wohnen theils nördlich von Troas an der Propontis, theils in Thrazien, theils östlich am Pontus Euxinus, theils südlich an der Küste von Kleinasien.

1. Dardaner, unter Aeneas, dem Sohne des Anchises.

2. Die Einwohner von Zelea, einer Stadt nördlich von dem Berge Ida in der Nähe des Flusses Aesepus, unter Pandarus. Der Dichter nennt sie Troer. Doch gehörten sie wohl nicht zu dem eigentlichen Reiche des Priamus; sie waren vielmehr schon Lycier. [1])

3. Die westlichen Nachbaren derselben an der Propontis, unter Adrastus und Amphius, den Söhnen des Wahrsagers Merops.

4. Schaaren unter Asius, aus den Städten Praktium, Perkote, Sestus, Abydus und Arisbe, sämmtlich an der Propontis und dem Hellespont. [2])

5. Pelasger, unter Hippothous und Pyläus, aus Larissa. Welches Larissa unter den vielen Städten dieses Namens hier gemeint ist, wird nicht gesagt. An Larissa in Troas darf man nicht denken, denn der Dichter sagt vom Hippothous, er sey

---

[1]) Il. V, 105.

[2]) Strabo nennt lib. XIII. p. 266 ff. noch drei Völker, die zu dem Reiche des Priamus gehört haben sollen 1) Leleger unter Mynes, dem Herrscher zu Lyrnessus. 2) Leleger unter Altes. 3) Kiliker unter Eetion aus Theben.

fernher gekommen aus dem fruchtbaren Larissa. Strabo erklärt sich für Larissa in Aeolis. Nach der vom Dichter beobachteten Folge darf dies Larissa nicht südlich liegen, sondern man muß es vielmehr nördlich unter den thrazischen Völkern suchen.

6. Thrazier, unter Akamas und Pirous.

7. Kikonen, unter Euphemus.

8. Päonen, unter Pyrächmes aus Amydon am Flusse Axius.

9. Von hier wendet der Dichter sich gegen Osten, zuerst nennt er die Paphlagonier, unter Pylämenes, aus dem Lande der Maulthiere am Flusse Parthenius:

10. Halizonen, unter Hodius und Epistrophus, aus Alybe, berühmt durch Silbergruben.

11. Myser, unter Chromis und Ennomus.

12. Phrygier, unter Phorkys und Askanius.

13. Es folgen die Völker im Süden. Mäoner, unter Mesthles und Antiphus, am See Gygäa am Tmolus.

14. Karer, unter Nastes und Amphimachus.

15. Lykier, unter Sarpedon und Glaukus, aus dem Lande am Xanthus.

Troja, bei Homer ἡ Ἴλιος, war die Hauptstadt in Troas, dem Reiche des Priamus, welches der Dichter gewöhnlich ἡ Τροία nennt. Es bestand aus einem Theile des nicht sehr breiten Küstenlandes, welches zwischen dem ägeischen Meere und der Westseite des Ida-Gebirges lag. Dieses Gebirge fängt in Süden an mit dem Vorgebirge Lektum, erhebt sich von hier allmählig in östlicher Richtung, erstreckt sich alsdann mit seinem Rücken

gerade gegen Norden bis über Troja hinaus, und senkt sich darauf gegen Nordosten bis zu der Ebene von Zelea, wo es sich verliert. Der höchste Gipfel desselben wird vom Dichter Gargarus genannt. Die Abdachung hat es nach Westen und Norden, wie dies der Lauf der vielen auf demselben entspringenden Flüsse und Bäche zeigt. Die größten unter den Flüssen sind der Granikus, Aesepus und Skamander, deren Quellen nahe bei einander an dem Berge Kotylus, der höchsten Gegend des Gebirges, entspringen. Der Skamander fließt gegen Westen, die beiden andern nördlich. Außerdem nennt Homer noch den Simois, Rhesus, Heptaporus, Karesus und Rhodius. [1])

Die Ebene um das Gebirge wird von vielen Armen desselben durchschnitten; daher vergleicht Strabo die Gestalt desselben mit dem Tausendfuße, σκολοπένδρα.

Der Theil dieses Küstenlandes, welcher sich im Süden von dem Vorgebirge Lektum bis etwas über das Vorgebirge von Sigeum hinaus an den Hellespont erstreckt, machte die Landschaft Troas, das eigentliche Reich des Priamus, aus. An den Hellespont konnte es nicht weit hinaufgehen, da hier über Sigeum Dardania anfängt, welches Aeneas als Fürst beherrscht. Vielleicht waren aber mehre der nördlichen Grenznachbaren der Herrschaft des Priamus unterworfen. Strabo macht nicht allein das kleine Reich des Aeneas von Troja abhängig, sondern er zählt im Ganzen neun Provinzen auf, welche das Reich des Priamus ausgemacht haben sollen, so daß der Aesepus die Grenze im Osten gewesen wäre.

Eine genaue Beschreibung der Stadt Troja und des Kampfplatzes hat Schwierigkeiten, weil Homer als Dichter sich nicht bestimmt genug ausdrückt. Dazu kommt noch, daß diese Gegend

---

[1]) Jl. XII, 20 — 22.

große Veränderungen erfahren hat, weswegen es fast nicht möglich ist, die vom Dichter genannten Oerter mit Bestimmtheit nachzuweisen. Es ist hier auch nicht die Absicht, die jetzige Beschaffenheit der Stelle, wo das alte Troja stand, und deren Umgegend zu beschreiben; hier genügt es, ein Bild des Kampfplatzes nach den Schilderungen des Dichters zu entwerfen, damit die einzelnen Ausdrücke verständlich werden. Zu diesem Zwecke werden wir uns ganz an die Angaben des Dichters zu halten haben. [1]) Für einzelne historische Nachweisungen mag Strabo, dessen Gewährsmann Demetrius aus Skepsis, einer benachbarten Stadt jener Gegend, ist, und unter den neuern Reisebeschreibern Choiseul-Gouffier dienen.

Troja, jetzt Bunar-Baschi, [2]) die Hauptstadt in Troas, lag nicht unmittelbar an der Küste des ägeischen Meeres, sondern etwa eine Stunde von dort hart am Ida. Ihre Lage war, wenn auch nicht auf einem Berge, doch hoch, wenigstens erhob sie sich über die Ebene, welche sich von der Stadt bis zum Meere erstreckte, wie dies die Beiwörter, αἰπή, αἰπεινή, die hohe, ὀφρυόεσσα, auf Hügeln gelegen, ἠνεμόεσσα, dem Winde ausgesetzt, beweisen. In der Stadt ragte die Burg, ἀκρόπολις, die den Namen Pergamus führte, hervor. Sie mußte einige sehr steile Seiten haben, da ein Vorschlag gemacht wurde, das von den Griechen zurückgelassene hölzerne Pferd von oben hinunter zu stürzen, um es zu vernichten. [3]) Auf der Burg waren die Tempel verschiedener Götter, als des Zeus, [4]) der Athene, [5]) der Leto, des Apoll und der Diana, [6]) so wie auch der Pallast des Priamus, Hektor und Paris. [7])

---

[1]) Die hierher gehörigen Stellen hat Spohn gesammelt in der Schrift: De agro trojano in carm. homer. descripto.

[2]) Nach der Angabe von Lechevalier.

[3]) Od. VIII, 508.

[4]) Jl. XXII, 172.

[5]) Jl. VI, 88.

[6]) Jl. V, 446. 447.

[7]) Jl. VI, 313—317.

Die Stadt war groß, daher ἄστυ μέγα, ferner schön, ἐρατεινή, gut gebauet, ἐυκτιμένη, εὔδμητος, und mit breiten Straßen versehen, εὐρυάγυια.

Zum Schutze gegen Feinde war sie mit einer Mauer umgeben, welche Poseidon und Apoll angelegt haben sollten, oben mit Thürmen, πύργοις, versehen. An der Westseite der Stadt, nach der Ebene zu, war das Hauptthor, σκαιαί genannt, durch welches die Wagen fuhren. Die übrigen kleinern waren nur für Fußgänger eingerichtet.

Vor der Stadt bis zum Meere lag die Ebene, τὸ πεδίον, dem beständigen Kampfplatze der Griechen und Trojaner. Zur Beurtheilung ihrer Beschaffenheit muß man den Lauf der beiden sie durchschneidenden Flüsse, des Simois und Skamander, genau beachten.

Beide hatten, nach der Aussage des Dichters, ihre Quellen auf dem Ida, der Simois nördlich von Troja, der Skamander südlich von der Stadt, in der Nähe des Berges Kotylus. [1]) Beide flossen zuerst in westlicher Richtung durch das Gebirge nach der Ebene zu, wo sie einen Bogen machten, der Simois gegen Norden, der Skamander gegen Süden, bis in die Nähe der Seeküste, wo sie, von Norden und Süden her gegen einander fließend, sich vereinigten, und sich dann in einem Bette in den Hellespont ergossen, etwas nördlich von dem Vorgebirge Sigeum.

Beiwörter dieser Flüsse, besonders des Skamander oder Xanthus, sind: δινήεις, wirbelnd, strudelnd, βαθυδίνης

---

[1]) Hiemit streitet Jl. XXII, 144 ff. wo die Quellen des Skamander als in der Ebene vor Troja befindlich geschildert werden. Um den Widerspruch zu heben, muß man annehmen, daß ein Arm des Flusses in der Ebene entsprungen sey, von dessen Quelle der Dichter hier rede. Daß der Xanthus sich weiter erstrecke, sagt Homer ausdrücklich Jl. II, 877.

oder βαθυδινήεις, tiefwirbelnd, ἀργυροδίνης, silberwirbelnd, διϊπετής, vom Zeus oder Himmel fallend, weil er durch Regen anschwillt, und ἠϊόεις, mit hohen, steilen Ufern.

Nach dieser allgemeinen Beschreibung können wir zu den einzelnen Punkten übergehen.

An der Küste des Meeres vom Vorgebirge Sigeum bis zu dem von Rhöteum, die nicht gerade fortlief, sondern einwärts gebogen war, so daß sie einen Busen, στόμα μακρόν, wie Homer sagt, [1]) bildete, lag die Flotte der Griechen. [2]) Die Schiffe waren auf das Land gezogen, indem die Vordertheile derselben nach dem Meere gerichtet waren. Da die Enge des Raums die große Zahl nicht in einer Linie faßte, so lagen sie in mehren Reihen; ob in zwei, sagt der Dichter nicht bestimmt. [3]) Achill mit seinen Schiffen hatte den rechten Flügel am Vorgebirge Sigeum inne, Ulysses das Centrum und Ajax der Telamonier den linken bei Rhöteum.

Nahe bei den Schiffen, oder vielmehr zwischen den Reihen derselben, waren die Zelte aufgeschlagen, die nicht aus Leinewand, sondern aus Holz und Flechtwerk gemacht waren.

---

[1]) Il. XIV, 30 — 36.

[2]) Nach der Zeichnung von Choiseul-Gouthier bildet die Mündung des Skamander auch eine hervorragende Spitze. Man möchte daher vermuthen, daß die Flotte zwischen dem Vorgebirge Sigeum und der Spitze der Mündung des Flusses gelegen habe, da der Fluß offenbar eine unbequeme Scheidung des Heeres bewirkt hätte, deren Homer überdies niemals erwähnt.

[3]) Die Worte: προκρόσσας ἔρυσαν, beziehen die Ausleger auf die Reihen, indem sie übersetzen: Sie zogen sie stufenförmig, von κρόσσαι, Zinnen, Stufen. Es läßt sich jedoch auch so verstehen, die Schiffe lagen in einer Reihe, so daß ihre Hintertheile eine Mauer mit Zinnen bildeten. S. Wörterbuch von Passow.

In der Mitte des Lagers bei dem Zelte des Ulysses war ein Versammlungsplatz, ἀγορά, mit Altären für die Götter, [1]) wo die Griechen, namentlich dem Zeus, ihre Opfer brachten. [2])

Um vor Ueberfällen geschützt zu seyn, hatten die Griechen das Lager mit einem Walle umgeben, welcher mit Thürmen, Brustwehren und Zinnen versehen war. Die Festigkeit der Thürme war durch vorspringende Strebepfeiler, στῆλαι προβλῆται, vermehrt. [3]) An der Außenseite lief ein breiter Graben, τάφρος, herum, dessen Rand mit Pallisaden besetzt war. [4]) Der Raum zwischen der Mauer und dem Graben war so groß, daß hier Wachen ausgestellt werden konnten. [5])

Von dem Lager bis zur Stadt erstreckte sich die Ebene. Sie bildete keine vollkommne Fläche, sondern hob sich allmählig vom Meere bis zur Stadt, und wurde überdies durch verschiedene Hügel und die beiden genannten Flüsse unterbrochen. Nördlich vom Simois und südlich vom Skamander zog sich ein Hügel herum bis nach der Gegend, wo die beiden Flüsse zusammenflossen. In der Mitte zwischen den Enden dieser Hügel lag nach Strabo Neu-Ilium. [6])

Der vorderste Raum vor den Schiffen bis an die beiden Flüsse ist die Ebene, welche Homer θρωσμὸς πεδίοιο nennt. [7]) Wollte man von hier weiter gegen die Stadt vorrücken, so mußte man über oder durch den Skamander, denn Troja lag zwischen den Flüssen. Diese Ebene zwischen den beiden Flüssen bis zur Stadt ist das Τρωϊκὸν πεδίον, wo die meisten Gefechte zwischen den beiden Heeren geliefert wurden.

Vom Dichter genannte Merkwürdigkeiten dieser Ebene sind:

---

[1]) Il. XI, 805. [2]) Il. VIII, 250. [3]) Il. XII, 258—60.
[4]) Il. VII, 441. [5]) Il. IX, 67.
[6]) Strabo. lib. XIII. p. 328. [7]) Il. X, 100.

1. Grab des Ilus, σῆμα Ἴλου, ein Hügel mit einer Säule. [1])

In gerader Richtung nach der Stadt [2]) folgt:

2. Ἐρινεός, ein wilder Feigenbaum, oder ein Hügel mit wilden Feigenbäumen bewachsen. Von diesem Hügel her war die Stadt den Feinden am ersten zugänglich. [3])

Φηγός, eine Eiche oder eigentlich Speiseiche, quercus esculus, die dem Zeus geweihet war, [4]), von hoher und schöner Gestalt. [4]) Sie stand nahe am skäischen Thore, denn mit diesem nennt der Dichter sie sehr oft zugleich. [5])

4. Σκοπιή, die Warte, in der Nähe des Feigenhügels. [6])

5. Die Quellen des Skamander, πηγαὶ Σκαμάνδρου, von denen die eine warm, die andere kalt war. Hier hatten die Trojanerinnen ihre Waschgruben oder Waschtröge, πλυνοί. Ein Fahrweg, ἀμαξιτός, führte vom Thore zu dieser Stelle. [7])

6. Βατίεια, auch Grabhügel der Myrine genannt, [8]) Es war ein frei liegender Hügel mitten in der Ebene, etwas rechts von der Stadt, wenn man das Gesicht von Troja nach dem Meere wendet.

7. Τύμβος Αἰσυήταο, Grabhügel des Aesyetes, eines trojanischen Heroen. [9])

8. Τεῖχος Ἡρακλῆος, Schanze des Herkules, aufgeführt von Athene und den Troern, um den Herkules gegen die Ueberfälle eines von Poseidon geschickten Ungeheuers zu sichern. [10]) Sie lag in der Nähe des Meeres, wo die Griechen ihr Lager hatten.

---

[1]) Jl. XI, 166. 371. [2]) Jl. XI, 167. 168. [3]) Jl. VI, 433 ff.
[4]) Jl. V, 693. [5]) Jl. VI, 237. IX, 354. [6]) Jl. XXII, 145.
[7]) Jl. XXII, 146 ff. [8]) Jl. II, 813. [9]) Jl. II, 793.
[10]) Jl. XX, 145 ff.

9. *Καλλικολώνη*, ein angenehmer Hügel an der rechten Seite des Simois. [1]) In der Nähe desselben war das Thal *Θύμβρη*. [2])

Wir wenden uns zur Beschreibung des Schauplatzes der Odyssee, der Insel Ithaka. Vorausgeschickt werden mag die Aufzählung der sämmtlichen Völker, welche das verbündete Heer der Griechen ausmachten, wie sie im Schiffskatalogen genannt werden. Homer macht den Anfang in Böotien und der Umgegend, wendet sich dann südlich nach dem Peloponnes, geht von hier zu den Inseln über, und schließt mit den Völkern in Thessalien und weiter nördlich. Es sind folgende:

1. **Böoter**, unter fünf Anführern aus neun und zwanzig Städten. Die Zahl ihrer Schiffe betrug 50; auf jedem waren 120 Mann.

2. **Orchomenier**, unter zwei Anführern mit 30 Schiffen. Als Minyer werden sie von den übrigen Böotern unterschieden.

3. **Phocenser**, unter zwei Anführern, mit 40 Schiffen.

4. **Lokrer**, unter Ajax, dem Sohne des Oileus, mit 40 Schiffen.

5. **Abanter**, von der Insel Euböa, auf 40 Schiffen.

6. **Athenäer**, das Volk des Erechtheus, eines Autochthonen, unter der Anführung des Menestheus.

7. **Salaminier**, unter Ajax, dem Sohne des Telamon, mit 12 Schiffen.

8. **Argiver**, unter Diomed, auf 80 Schiffen.

---

[1]) Jl. XX, 53. 151. [2]) Jl. X, 430.

9. Mykener, unter Agamemnon, dessen Reich sich über ganz Aegialus erstreckte, mit 100 Schiffen.

10. Lakonier, unter Menelaus, mit 60 Schiffen.

11. Pylier, unter Nestor, mit 90 Schiffen.

12. Arkadier, mit 60 Schiffen. Da sie die Küste nicht berührten und kein Seewesen hatten, gab Agamemnon ihnen die Schiffe.

13. Eleer, unter vier Anführern, auf 40 Schiffen.

14. Dulichier und einige andere Insulaner, mit 40 Schiffen.

15. Bewohner von Ithaka und die übrigen Unterthanen des Ulysses, auf 12 Schiffen.

16. Aetolier, unter Thoas, mit 40 Schiffen.

17. Kretenser, unter Idomeneus, mit 80 Schiffen.

18. Rhodier, unter Tlepolemus, auf 9 Schiffen.

19. Symer, unter Nireus, mit 3 Schiffen.

20. Koer und einige andere Insulaner, mit 30 Schiffen.

21. Myrmidoner, unter Achill, mit 50 Schiffen.

22. Küstenbewohner in Thessalien, unter Podarkes, dem Bruder des Protesilaus, mit 40 Schiffen.

23. Pheräer am See Böbeis, unter Eumelus, auf 11 Schiffen.

24. Methoner und Meliböer, unter Philoktet, auf 7 Schiffen.

25. Bewohner von Trikka und Ithome, unter Podalirius und Machaon, mit 30 Schiffen.

26. Ormenier, unter Eurypylus, mit 40 Schiffen.

27. Lapithen nördlich am Peneus, unter Polypoites, mit 40 Schiffen.

28. Aeniaˈnen und Perrhäber, unter Guneus, auf 22 Schiffen.

29. Magneter, unter Prothous, mit 40 Schiffen.

In historische Untersuchungen über die vom Dichter genannten Völker können wir hier nicht eingehen. Nur das Eine möchten wir hinzufügen, was die Echtheit des Katalogen beweiset, daß die genannten Völker nicht blindlings herausgegriffen sind aus der Zahl der ältesten uns bekannten Bewohner Griechenlands, sondern daß sich von den meisten unter ihnen Verhältnisse der Verwandschaft oder sonstige Verbindungen nachweisen lassen, warum sie den von Agamemnon veranstalteten Zug gegen Troja mitmachten. [1])

Beschreibung der Insel Ithaka.

Ithaka war eine von den Inseln, welche unter der Oberherrschaft des Ulysses standen. Das ganze Reich desselben bestand aus Ithaka, Krokyleia, Aigilips, Zacynth, Samos und einem Theile der Küste von Epirus. [2])

Homer giebt sehr genaue Nachrichten über die physische Beschaffenheit dieser Insel. Daß seine Angaben mehr sind als bloße Dichtung, zeigen die Untersuchungen neuerer Reisebeschreiber. [3])

Ithaka, jetzt Theaki genannt, liegt zwischen der Küste von Epirus und der Insel Samos oder Cephallenia. Die Insel

---

[1]) Vergl. Neues Archiv für Philologie und Pädagogik von Seebode. Dritter Jahrgang. Heft 4. Versuch über den trojanischen Krieg, von Plaß.

[2]) Jl. II, 631 — 635.

[3]) Zu Anfange dieses Jahrhunderts sind verschiedene Beschreibungen über Ithaka und die benachbarten Inseln erschienen. Die besten sind von Gell, Dodwell und Goodisson.

hat eine schmale Gestalt und erstreckt sich von Südost gegen Nordwest. Sie besteht aus zwei Hälften, einer nördlichen und einer südlichen, welche durch einen schmalen Isthmus verbunden werden.

Die ganze Insel ist mit Gebirgen bedeckt, so daß keine einzige nur irgend erhebliche Fläche auf derselben anzutreffen ist. Homer nennt sie *κραναή*, [1]) die rauhe, felsige; ferner *αἰγίβοτος*, [2]) von Ziegen beweidet. Für Pferdezucht mußte sie wenig geeignet seyn. Als Menelaus dem Telemach Pferde als Geschenk der Gastfreundschaft geben will, lehnt dieser das Geschenk ab, weil man auf Ithaka nicht mit Pferden fahren und reiten könne, die Insel sey nicht *ἱππήλατος*; auch habe sie keine gute Wiesen, sie sey nicht *εὐλείμων*. [3])

Für unfruchtbar soll sie nach der Schilderung des Dichters jedoch nicht gehalten werden. Sie soll viel Korn und Wein tragen, gute Weiden für Ziegen und Rinder haben, und nie Mangel an Regen und Thau leiden. [4])

Unter den Gebirgen ist der Neritos das berühmteste, nach neuern Reisebeschreibern der höchste Punkt auf der ganzen Insel, mit Bäumen bewachsen, *εἰνοσίφυλλος*, blätterschüttelnd, *ὄρος καταειμένον ὕλῃ*, mit Wald bekleidet. [5]) Er soll auf dem nördlichen Theile der Insel liegen, was Homer nicht ausdrücklich sagt. [6])

---

[1]) Od. I, 247. [2]) Od. IV, 606. [3]) Od. IV, 607.
[4]) Od. XIII, 244 ff. [5]) Od. XIII, 351.
[6]) Kruse, Hellas Th. 2. S. 389. will aus der Stelle Od. XIII, 345 ff. nach welcher Ulysses am Hafen des Phorkys landet, und Athene

Das zweite Gebirge heißt Neïon. Dieses endigt im Süden mit einem Vorgebirge, welches den Namen Korax führte. Nicht weit davon setzt der Dichter die Quelle Arethusa. In der Nähe des Felsens und der Quelle waren die Schweinställe des Ulysses unter dem Sauhirten Eumäus. [1])

Der Haupthafen ist der jetzige Port-Molo, eine große Bucht an der Ostseite der Insel, welchen Homer Rheithron nennt. [2]) Von diesem wird noch unterschieden der Hafen des Phorkys, der so vom Lande umschlossen wurde, daß er den Schiffen einen überaus sicheren Ankerplatz gewährte. [3]) Hinter dem Hafen war eine den Nymphen geweihete Grotte. [4])

Die Stadt, welche gleiches Namens mit der Insel war, lag unter dem Berge Neïon, weswegen sie den Beinamen ὑπονήϊος führt. Mit der Stadt war die Burg, die Akropolis, auf welcher der Pallast des Ulysses stand, verbunden. Die Lage derselben zu einander läßt sich nach Homer's Angaben nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Neuere Reisende, unter diesen Gell, haben nach den noch vorhandenen Trümmern Zeichnungen entworfen, die Gestalt der ehemaligen Stadt zu veranschaulichen. Nach Gell hat die Stadt die Gestalt eines Dreiecks gehabt. An der Spitze soll die Burg gelegen haben, durch eine Mauer von der Stadt

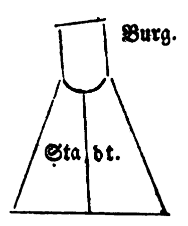
---

zu ihm spricht: „dies ist der Berg Neritos,“ schließen, er müsse nördlich vom Hafen liegen.) In diesem Falle muß man annehmen, Athene habe nicht den nahen, sondern den fernen Berg, als den höchsten, gezeigt. Der nähere Berg am Hafen des Phorkys war der Neïon. Freilich wenn die Stelle der Stadt Ithaka, die unter dem Neïon lag, richtig bezeichnet ist, so muß der Neritus allerdings nördlich liegen.

[1]) Od. XIII, 408. 409. [2]) Od. I, 186.

[3]) Od. XIII, 96 ff. [4]) Od. XIII, 103 ff.

getrennt. Von dieser aus habe eine andere Mauer die Stadt in zwei Hälften getheilt, nach folgender Zeichnung [1])



Gell hat nach seiner Meinung nicht allein die Trümmer der Stadt Ithaka wieder aufgefunden, sondern auch sogar eine Zeichnung geliefert von dem Pallaste des Ulysses, indem er die Ueberreste und Grundlagen der Mauern desselben entdeckt zu haben meint. Ob dabei nicht Täuschungen statt gefunden, ist bis jetzt nicht völlig klar erwiesen. Verdächtig wird der Bericht wenigstens, da Goodisson, welcher die von Gell angestellten Nachforschungen fortsetzte, erklärt, er habe sich von der Wirklichkeit der Ueberreste nicht überzeugen können, und Gell müsse manches gesehen haben, was er nach Homer habe finden wollen.

Nach Gell's Zeichnung geht man durch das Hofthor in das Vorhaus, *πρόδομος*, aus diesem in den Hof, *αὐλή*, um welchen die Säulenhalle herumläuft. An der Halle nach hinten zu liegen rechts Zimmer für die Mägde, links das Schlafgemach für Telemach und das für Ulysses. Hinter diesen folgt die *αἴθουσα*, und ganz hinten im Hause der Saal, *μέγαρον*.

---

[1]) Kruse, sich auf Od. II, 147 — 154 stützend, setzt die Burg auf eine Anhöhe südlich vom Neritus, an diese den Markt von Ithaka, davon südlich die Stadt, dann den Hafen am Fuße des Hügels, und endlich den Neïos-Berg. Die Bestimmung beruht auf der Annahme, daß die Adler vom Neritus gekommen sind. Homer sagt aber in der genannten Stelle nur: Sie kamen vom Gebirge. Dies konnte der nahe liegende Neïos-Berg eben so gut seyn.

Vergleicht man die Stellen, in welchen Homer von der Einrichtung der Häuser redet, mit diesem Plane, so bieten sich manche Schwierigkeiten dar. Nach der Zeichnung ist vor dem Hause gar kein Hof, von dem Homer so oft redet. Ferner, geht man durch das Vorhaus in den Hof, so ist zu beiden Seiten rechts und links, bis die Gemächer der Mägde und des Ulysses kommen, leerer Raum. Für den Heerd findet sich nirgends eine Stelle. Daß der Saal das letzte Zimmer hinten im Hause gewesen sey, wird nach den Schilderungen Homer's wenig bestätiget.

Man kann also nicht sagen, daß Homer durch diesen Riß von dem Hause des Ulysses genügend erklärt sey.

Alphabetisches Register

der

in diesem Werke vorkommenden

griechischen Wörter und Redensarten.

Λ.

Gedruckt bei den Gebrüdern Jänecke zu Hannover.

